FONDO PROVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
VI
370
NAPOLI
BIBLIOTECA
VITT. EM. III

13527
Fas

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio

Palchetto

Num.° d' ordine 13527 bis

120 l 2

B. Prov.
VII
3 x 0

616998

Der Urſprung der Sprache.

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

Von

L. Geiger.

BIBLIOTECA PROVINCIALE NAPOLI
BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI 1818

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1869.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
NAPOLI
BIBLIOTECA PROVINCIALE
DI
NAPOLI

Vorrede.

Im Eingange eines seiner Bücher beruft sich Kant auf den Vortheil, den Prolegomena gerade nach vollendetem Werke haben können, und ich hoffe, daß die vorliegende Schrift, welche nur nach Vollendung eines Theiles meiner Aufgabe ein allgemeines Bild derselben und ihrer letzten Ziele entwerfen soll, jenes Vortheiles ebenfalls nicht untheilhaft bleiben werde. Vieles, was auf dem mühsamen Wege analytischer Forschung, wo der Leser uns erst langsam zu den letzten Ergebnissen begleiten und sie mit uns suchen soll, den Ueberblick erschwert, kann wie von einem erhöhten Standpunkte aus übersehen werden, wenn der Weg zum Theil zurückgelegt ist; und zugleich ist es erwünscht, das, was in einer systematischen Darstellung nicht ohne er-

schöpfende Beweise und nur mit allen Einschränkungen, die das Einzelne bietet, behauptet werden könnte, zunächst anschaulich vorführen und durch bloße Beispiele deutlich machen zu dürfen.

Ich gestehe zwar, die Forderung, daß alle Gegenstände jedem Leser ohne Mühe verständlich gemacht werden sollen, keineswegs für berechtigt zu halten; ja ich würde glauben, einen Gegenstand, wie der Ursprung der Vernunft ist, verfälscht zu haben, wenn ich für dies tiefste Problem den doch nur täuschenden Schein leichter Verständlichkeit hätte erwecken wollen. Aber auf der andern Seite kann es geboten erscheinen, so viel als möglich dem Mißverständnisse zu begegnen, das sich nur allzuleicht und fast nothwendig an der Gränze des Verständnisses einzustellen pflegt. Ich habe daher versucht, die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, welcher sich allerdings schon selbst zugleich als der der Vernunft ergeben wird, so rein als möglich von logischen und metaphysischen Problemen abzulösen und bloß in geschichtlichem Sinne zu beantworten.

Die richtige Auffassung einer Ansicht wird durch nichts so sehr erschwert, als durch die beständige Vermischung mit den stets unwillkürlich vorausgesetzten, hergebrachten und bisher geltenden Meinungen. Aus diesem Grunde habe ich auf die verschiedenen in der Sprachwissenschaft theils allgemein herrschenden, theils einander bekämpfenden Anschauungen mit einigen Worten eingehen und meinen eigenen Standpunkt ihnen gegenüber bestimmter andeuten zu müssen geglaubt.

Eine allgemeine Bemerkung in dieser Hinsicht bitte ich mir hier zu verzeihen. Soweit ich entfernt bin, die Summe von Geist und Geschick zu unterschätzen, die in den scharfsinnigen Versuchen des Alterthums und der neuesten Zeit bis in die Gegenwart, die Frage nach dem Ursprunge der Sprache zu lösen, niedergelegt ist, so kann ich doch nicht umhin, es offen auszusprechen, daß meine Absicht auf etwas Anderes gerichtet ist. Ich wollte nicht untersuchen, welches der Ursprung der Sprache etwa gewesen sein konnte, sondern, welches er wirklich gewesen ist. Wenn ich zu

den mancherlei Hypotheſen über dieſen Gegenſtand eine neue hätte fügen wollen, ich hätte es wohl ſchon vor vielen Jahren thun können; ja ich darf wohl ſagen, daß es einiger Aufopferung bedurfte, es nicht zu thun. Allein nachdem ſich mir die zwar etwas ferner winkende, aber um ſo erhebendere Ausſicht eröffnet hatte, das tiefe Dunkel der Urzeit ſich allmählich vor mir in Tageslicht verwandeln zu ſehen, ſo fühlte ich mich unwiderſtehlich gedrungen, mich nirgends mit einem ungewiſſen Lichte zu begnügen; es drängte mich, in den Räumen und Tiefen des wunderbaren Baues der Sprache vor Allem Bahn zu finden und weithin nach allen Seiten vorzudringen, um ſodann, wenn ich es unternähme, ihn zu ſchildern, auch verſichern zu können, daß es nicht Phantaſie, ſondern eine in mühevoller Sorgfalt geprüfte Erfahrung von dem wirklichen Sachverhalte iſt, worum es ſich handelt; daß, wo ich einen allgemeinen Satz über die Sprache mit Beſtimmtheit zu behaupten wage, ſo ſehr ich mir bewußt bin, irren zu können, ich mir doch ebenſo ſehr bewußt ſein kann, nichts zu

behaupten, was mir nicht als das belegbare Resultat zahlreicher, nach allen Seiten durchdachter Fälle gelten dürfte.

Ob es überhaupt eine Philosophie geben könne, die nach Beendigung aller Einzelforschung die allgemeinen Resultate einsammelt, wie die Biene den Honig, weiß ich nicht; ich kann nur sagen, daß es mir so leicht nicht geworden ist. Die Sprachwissenschaft steht, wie jeder Kenner weiß, nicht auf einem Standpunkte, der geeignet wäre, zu irgend welchen bestimmten philosophischen Resultaten den fertigen Stoff zu liefern. Daher besteht zwischen Sprachphilosophie und empirischer Sprachwissenschaft eine nicht wegzuläugnende Kluft. Auch Männer, welche mit Gelehrsamkeit und Ernst die philosophische Seite der Sprachwissenschaft behandelt haben, mußten davon ausgehen, eine Theorie aufzustellen, um dann nachzusehen, ob sie mit der Erfahrung stimmte; wobei denn sofort Nachhülfe Noth that, und Nachhülfe nicht genügte. Eine Erfahrungswissenschaft kann aber nur umgekehrt verfahren; sie kann beispielsweise für das Denken sich er-

gebende Resultate nur aus den sprachlichen Thatsachen einzeln folgern. Eine solche Erfahrungswissenschaft habe ich nicht vorgefunden. Man wird mich wohl, wie ich hoffe, nicht mißverstehen. Niemand, ich darf es kühn sagen, kann tiefer fühlen, was wir Grimm und Bopp und allen den Männern verdanken, die die Erkenntniß von den Gesetzen des Sprachlautes und der Sprachverwandtschaft für uns erschlossen, die den ganzen unendlichen Stoff der Etymologie vor uns aufgehäuft und gesichtet haben. Und dennoch, wer glauben wollte, auch bloß auf dem indogermanischen Sprachgebiete aus den uns vorliegenden reichhaltigen Sammlungen, aus der Masse zahlreicher, zu einer ganzen großen Literatur angewachsener Arbeiten über diese Gegenstände das Material zu einer Sprachgeschichte aufgreifen und die einzelnen Thatsachen nur zu einem Ganzen aneinanderreihen zu können, der würde die Natur der Aufgabe und den Zustand der sprachlichen Wissenschaft gänzlich verkennen, und die Hoffnungslosigkeit eines derartigen Unternehmens bald gewahr werden. Für den ganzen

Kern der Sprache gilt es vielmehr, jede einzelne Thatsache selbst erst sicher zu stellen, da in unzähligen Fällen die Sicherheit noch fehlt, oder gar als falscher, täuschender Schein vorhanden ist. Ja, diejenige Seite der Sprachforschung, die nicht nur für philosophische Zwecke, sondern auch für die endgültige Entscheidung jeder Einzelfrage vor Allem in Betracht kommt, ist fast ganz erst noch zu schaffen. Es ist die Lehre von der Entwickelung der Bedeutungen, also die Lehre von dem in der Sprache, die außerdem nur Laut ist, auftretenden Denken und Empfinden. Daß Gehör von hören kommt, wissen wir allerdings; außerdem aber nur, daß hören im Gothischen hausjan, im Sanskrit çru u. s. w. heißt. Aber hat die Wurzel des Hörens diesen Begriff von jeher bedeutet? Ist er ursprünglich, ewig? Hier fängt das Nichtwissen an; und von hier bis zu dem Ursprunge der Sprache ist noch ein weiter Weg.

Daß es auch eine Lehre der Bedeutungen geben könne, ja müsse, ist ein Gedanke, der in der jüngsten Zeit öfter ausgesprochen worden ist.

Curtius z. B. erkennt in einer solchen „eine Aufgabe von dem allerhöchsten Interesse, insofern ohne Zweifel in der Art, wie ein Volk mit dem Geistigsten in der Sprache gewuchert hat, sich das eigenthümliche Geistesleben dieses Volkes auf eine besonders anschauliche Weise zu erkennen geben wird.“ (Grundzüge der griechischen Etymologie, 2. Aufl. Leipzig 1866, S. 87.) Allein er gesteht auch, daß vorläufig nichts anderes übrig bleibt, als „die Ausführung einer theils indogermanischen, theils speciellen Bedeutungslehre der Zukunft zu überlassen.“ „Freilich,“ fährt er fort, „gibt es hierfür auch einen noch höheren Standpunkt. Wie es die allgemeine Sprachforschung vielleicht einmal dahin bringen wird, für allen Lautwandel ganz allgemeine, allen Sprachen gemeinschaftliche Gesetze zu ermitteln, und wenigstens schon einzelne weit reichende Spracherscheinungen — z. B. von W. von Humboldt die Form des Dualis, von Pott das Princip der Zahlensysteme und die „Doppelung,“ von Schleicher der lautliche Vorgang des von ihm so benannten Zetacismus — von

dieſem Standpunkte aus beleuchtet ſind, ſo wird es auch möglich ſein, allgemein menſchliche Geſetze und Analogien für die Bedeutungsübergänge aufzufinden, welche dann natürlich für die philoſophiſche Sprachforſchung, ja für die Philoſophie überhaupt von der größten Wichtigkeit ſein werden. Von welchem Intereſſe würde es z. B. ſein, wenn der im Allgemeinen anerkannte Satz, daß das Abſtractum aus dem Concretum hervorgeht, an einer reichen Fülle von Beiſpielen der verſchiedenſten Sprachen geprüft würde! Doch das ſind Fernſichten in die unzweifelhaft große und reiche Zukunft der Sprachwiſſenſchaft, mit deren Elementen wir noch genug zu thun haben. Warum aber ſollten wir uns nicht im Bewußtſein unſeres elementaren Standpunktes auch ſolche ferne Ziele vorhalten?“ Das Intereſſe der Bedeutungslehre, die Möglichkeit allgemein menſchlicher Geſetze für dieſelbe, die philoſophiſche Wichtigkeit ſolcher Geſetze: dies iſt alles vollkommen richtig und mit Scharfblick geſehen. Aber worin der Verfaſſer der etymologiſchen Grundzüge ſich offenbar im Irrthum befindet, das iſt die Meinung,

als ob auf dem bisherigen Wege und von den Grundsätzen aus, die er im Folgenden selbst als leitende aufstellt, eine solche Bedeutungslehre gefunden werden könnte, sowie auch, daß sie, von der sonstigen Sprachforschung abgesondert, gleichsam als ein ferner Lohn nach aller Mühe einer späten Zukunft in den Schoß fallen werde.

Wenn nichts gegen das ptolemäische System gesprochen haben würde, als seine philosophische Unerklärlichkeit und Unwahrscheinlichkeit, so hätten wir noch heute schwerlich ein anderes. Nicht, weil die so kleine Erde den Mittelpunkt des Weltalls bildete, und riesige Massen in ungeheurer Schnelligkeit sich um sie zu drehen hatten, nicht die complicirte Maschine der himmlischen Sphären, welche Alfons von Castilien sich erkühnte besser machen zu wollen, war es, was dem kopernikanischen Systeme den Sieg verschaffte, wo nicht gar es hervorrief; es war vielmehr ein ganz trockener, aber wichtiger Umstand: das ptolemäische System stimmte mit den Thatsachen nicht. Die Planeten liefen nicht, wie sie sollten,

waren nicht, wo sie sein mußten. Daher denn Tycho de Brahe ein anderes System auch nach Copernikus sehr mit Recht versuchte, weil auch Dieser Tycho's vollkommeneren Beobachtungen nicht genug that; dies, und damit die Feststellung des Himmelssystemes, geschah erst durch Kepler. So ist es, zum Glück für die Menschheit, überall. Das Specielle und das Allgemeine, das Praktische und das Ideelle sind eigenthümlich mit einander verflochten; oft erntet das eine, was das andre säet. So würde sich denn auch die philosophische Fernsicht, welche Curtius sich ausmalt, schwerlich verwirklichen, wenn die Bedeutungslehre nichts als ein solcher sehr interessanter philosophischer Lurus wäre; wenn nämlich ohne sie die sprachlichen Planeten richtig laufen wollten. Ja, wer weiß, ob eine solche Lehre, wenn sie aufträte, auch nur Beachtung fände, selbst bei denen, die sie mit so vieler Einsicht fordern. Aber die Sachen stehen in Wirklichkeit nicht so; sie stehen so, daß man kaum zu viel behauptet, wenn man sagt: es ist kein Fortschritt in der Etymologie, es ist über-

haupt keine Sicherheit in ihr möglich, wenn es nicht vorher gelingt, jene als ungewisses letztes Ziel erhofften Bedeutungsgesetze zu ermitteln.

Damit man nicht glaube, daß ich übertreibe, und der Etymologie eine unbestrittene wissenschaftliche Sicherheit etwa paradorer Weise abzusprechen mich unterfange, so will ich eine der letzten Aeußerungen Schleicher's anführen, der gewiß mit unter den Ersten berechtigt war, vielmehr mit Bewußtsein von seiner Wissenschaft zu sprechen. „Wissenschaftlichen Werth," sagt Schleicher in seinem Vorworte zu einer etymologischen Arbeit von Johannes Schmidt (Weimar 1865) „hat in einer Erfahrungswissenschaft — und eine solche ist die Glottik so gut als jede andere Naturwissenschaft — nur das, was man objectiv wirklich wahrnimmt oder auf Grund sichergestellter Thatsachen erschließen kann, kurz das, was man weiß, nicht das, was man nur subjectiv vermuthet, aber nicht beweisen kann. Leider aber ist, vor der Hand wenigstens, in etymologischen Fragen oft nur die Vermuthung, nicht der Beweis möglich. . . Bei dem Versuche,

gegebene Worte etymologiſch zu deuten, verfällt man nur zu leicht in den Fehler, die ſubjective Vermuthung zu überſchätzen und an einem geiſtreichen Spiele Gefallen zu finden, das mit Wiſſenſchaftlichkeit nichts gemein hat: denn bis jetzt fehlen noch zum größten Theile die wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe, welche für eine ſichere Handhabung der Etymologie unerläßlich ſind. Klar ſind wir im Indogermaniſchen am meiſten in Betreff der Wortbildung (Declinations- und Conjugationsformen): in der Lautlehre ſind zwar zahlreiche Geſetze bis jetzt ermittelt, doch bleibt hier noch ſehr viel zu thun übrig. Noch weniger aufs Reine gebracht iſt die Lehre von der Stammbildung, ſchon aus dem Grunde, weil hier die eigentlich etymologiſche Frage, die Frage nach der Wurzel, mit eingreift. Die ſchwierige Lehre von den Wurzeln des Indogermaniſchen iſt aber zur Zeit kaum in ihren Umriſſen feſtgeſtellt, vor Allem thut Noth eine ſorgfältige Erforſchung der Wurzelformen des Indogermaniſchen. Man wird hierbei von den bereits ſicher zerlegten Worten auszugehen haben, um von dieſen aus weiter in

die dunkeln Gebiete vorzuschreiten. Schon der Ermittelung der Wurzelformen stellen sich Schwierigkeiten mancherlei Art in den Weg ... Und nun vollends die Functionslehre, die Lehre von der Grundbedeutung der Wurzeln und der Abänderung der Bedeutung überhaupt im Lebensverlaufe der Sprache — hier herrscht noch völlige Unsicherheit und Methodelosigkeit. Wie leicht lassen sich meist Bedeutungen voraussetzen und Bedeutungsübergänge vermuthen, wie schwer sind sie häufig als wirklich zutreffend nachzuweisen. In der Bedeutungslehre ist noch fast gar nichts von objectiv giltigen Gesetzen ermittelt, jeder verfährt hier nach seinem Gutdünken ... Kurz, die Anforderung, jedes vorgelegte Wort einer indogermanischen Sprache in seine Elemente bis zur Wurzel zu zerlegen und in seiner Entstehung und Grundbedeutung nachzuweisen, setzt eine Stufe der Vollendung der indogermanischen Sprachwissenschaft voraus, von deren Erreichung diese noch weit entfernt ist. Auf die Gefahr hin, als glottischer know-nothing verschrieen zu werden, stehe ich nicht an, meine Ueberzeugung dahin

auszusprechen, daß wir vor der Hand die Etymologie nicht als eine Aufgabe der Glottik zu betrachten haben; denn wer jetzt schon auf Etymologie ausgeht, kann sicher sein, daß er sich in dilettantische Willkür verlaufen wird.“

Welches ist nun der Grund der seltsamen Erscheinung, daß einem der gründlichsten, gelehrtesten, correctesten Etymologen, wie Schleicher, am Schlusse seiner nur zu kurzen Laufbahn gleichsam als Endergebniß der Forschungen seines Lebens der Gedanke erscheinen konnte, die Etymologie sei überhaupt, wenigstens einstweilen, unmöglich? Man bemerke, daß hier nicht von dem Ursprung der Sprache oder überhaupt von philosophischen Problemen die Rede ist, sondern von der einfachsten unumgänglichen Aufgabe der Etymologie: der sicheren Entwickelung der Grundbedeutung irgend einer Wurzel, also irgend eines Wortes. Das Gefühl der Unsicherheit der Etymologie, das gerade ihren größten Kennern am Lebhaftesten zu werden pflegt (während Dilettanten allerdings zuweilen mit einer beneidenswerthen Sicherheit merkwürdige Dinge behaupten),

hat seine Ursachen nicht in einer mangelhaften Forschung. Seine Ursache liegt in dem Wesen der Sprache selbst. Die Grundbedeutung eines Lautes ist nicht ungewiß, nicht zweifelhaft, in welchem Falle eine fortgesetzte Wissenschaft diesen Zweifel lösen könnte: sie ist von Natur unbestimmt, vieldeutig. Lautgesetze allein sind also auch zur Bestimmung der Grundbedeutung eines Wortes — so weit von einer solchen gesprochen werden kann — nicht genügend. Sie bestimmen immer nur einen Laut, führen von einem Laute auf einen andern Laut: aber auch dieser ist wieder unbestimmt, vieldeutig. Nur das Bedeutungsgesetz kann uns hier Licht bringen. In den erwähnten Sammlungen der großen Meister der etymologischen Wissenschaft stehen allerdings in unendlich vielen Fällen auch die richtigen Etymologien; aber da sie mitten unter irrigen stehen, so bedarf es eines Kennzeichens, und ohne dieses kann der erste Entdecker der Ableitung eines Wortes selbst nicht sagen, ob seine Ableitung gewiß, oder nur wahrscheinlich sei. Es kommt nicht selten vor, daß eine Etymologie richtig

gefunden und von dem Finder selbst mit einer unrichtigen vertauscht wird, da, wie gesagt, auf diesem Gebiete Alles subjectiv ist.

Das Kennzeichen, von welchem ich spreche, kann kein anderes sein, als die Ermittelung der gesetzlichen Reihenfolge, in welcher Begriffe entstehen und nicht entstehen können. Ohne ein solches Kennzeichen besitzt die Etymologie in Lautgesetzen, Sprachvergleichung und Wortbildungslehre zwar gleichsam Steuer und Ruder zur Fortbewegung, aber der Compaß fehlt, und der Sprachforscher weiß nicht, ob er dem Ursprunge des Begriffes näher gekommen, oder nicht; es widerfährt ihm daher nothwendigerweise nur allzuoft, daß nachdem er einen secundären Begriff auf einen ursprünglicheren zurückgeführt, er bei der Herleitung des letzteren wieder den umgekehrten Weg einschlägt, und weiter von der richtigen Bahn verschlagen wird, als er auf derselben gekommen war.

Der Punkt, von welchem aus jene Norm für die Etymologie gefunden werden muß, liegt keineswegs außerhalb derselben. Man pflegt in der Regel von dem Etymologen einen gewissen

Tact, einen glücklichen Instinct zu fordern, der, was die Linguistik an sich nicht leisten kann, ersetzen und ergänzen soll. Indessen, die Etymologie braucht nicht mehr und nicht weniger Tact, als jede Beobachtungswissenschaft. Man muß das Einzelne richtig, mit gesunden Augen sehen; und wenn man nur recht viele Einzelnheiten richtig sieht, so müssen sich die Resultate von selbst ergeben. Der Fortschritt, der der Etymologie allerdings hier Noth thut, besteht in einer strengeren Methode, in einer schärferen und vollständigen Beobachtung der Einzelnheiten. Wir müssen in Beziehung auf die Begriffsentwickelung aus dem Allgemeinen und Nebelhaften heraustreten, von welchem diese Seite der Wissenschaft bis heute nicht freizusprechen ist. Wenn die Ursache der bisherigen allzu subjectiven Behandlungsweise in einer Grundanschauung gesucht werden sollte, so könnte es nur die sein, daß in dieser Region das Naturgesetz aufhöre, so fein wie sonst zu wirken, und daher auch eine feine Beobachtung hier nicht mehr möglich und geboten sei. Dies hängt allerdings mit der Vorstellung zusammen,

daß die Bedeutungsentwickelung der Wörter aus einem mehr oder weniger verständigen Processe hervorgehe, wobei gar wunderliche Sprünge des Witzes und der Phantasie zu erwarten seien; diesen müßte denn freilich auf ebenso witzige und ebenso phantasiereiche Weise auf die Spur zu kommen sein. Da nun aber die Bedeutungsentwickelung durchaus unbewußt, unmerklich, allmählich vor sich geht, so sind auch bei ihrer Ermittelung keine Sprünge der Phantasie und des Witzes gestattet, sondern nur die sorgfältigste, nüchternste Beobachtung. Man schlage einen beliebigen Artikel in Grimm's Wörterbuch auf: soweit die Geschichte eines Wortes belegt ist, welche Nothwendigkeit, welche Natur zeigt sich hier überall! Aber jenseits dieses Punktes ändert sich die Scene. Von den Documenten verlassen, schweift der bisher so sicher wandelnde große Kenner unserer Sprache in alle Räume der Phantasie hinaus, und macht das Unmögliche möglich. Aber es ist alle Aussicht vorhanden, auch in dieser vermeintlichen Luftregion jenseits der bisherigen Grenzen einen guten, sicheren Weg

zu bahnen. Bei der wahrhaft unüberſehbaren Menge von Stoff, den die indogermaniſchen Sprachen in ihrer Geſammtheit bieten, würde ein indogermaniſches Geſammtwörterbuch, mit derſelben treuen Rückſicht auf alles Einzelne ausgeführt, wie wir es für einen einzigen Zweig eines einzelnen Stammes und für eine Zeit von nicht viel über drei Jahrhunderten hier unternommen ſehen, und zugleich unter wechſelſeitiger Aufklärung der Geſchichte eines Wortes in den verwandten Sprachen geordnet, allein ſchon einen überreichen Schatz von Belehrung enthalten. Nun iſt der indogermaniſche Sprachſtamm zwar bei weitem die ſchönſte und reichſte Blüthe des Sprachlebens der Menſchheit, aber doch noch lange nicht die einzige; es gibt Sprachgebiete von dreitauſendjähriger Geſchichte außer ihm. Der ſemitiſche Sprachſtamm vor Allem hat nicht nur, wie allbekannt, Literaturen von unvergleichlicher Wichtigkeit und höchſtem Alterthume aufzuweiſen, ſondern ſeine Form hat auch von Alters her wiſſenſchaftliche Bearbeitung, ſein Geiſt hat ſeiner würdige Dolmetſcher gefunden.

Daß wir nicht in der Lage ſind, dieſes koſtbare Erbe der Vergangenheit zerſplittern zu müſſen, daß die Thatſachen, die ſich aus geſonderter Entwickelung ergeben, zuſammengehalten und zu einer Begriffsgeſchichte vereinigt werden können, in welcher die gegenwärtig auf ſo äußerſt verſchiedener Stufe vorgefundenen Menſchenſtämme ſämmtlich ihre Stelle finden, iſt ein Umſtand, der wohl ſchon aus den wenigen Beiſpielen, die ich darüber angeführt habe, geſichert erſcheinen dürfte, und der einen weiteren, ja einen unbegrenzten Fortſchritt der Etymologie möglich macht.

Die Lehre von der Begriffsentwickelung iſt, wie man ſieht, kein Zaubermittel, keine Wünſchelruthe, auch kein Schlüſſel zu einer Chiffreſchrift, der alles in dieſer Geſchriebene mit einem Male auflöſt. Begriffsgeſetze ſind kein Schema, das man nur an die Wirklichkeit zu legen brauchte, um ſofort die ganze Natur des Geiſtes in Syſtem zu verwandeln. Sie ſind ganz ſpeciell, und müſſen ganz ſpeciell beobachtet werden. Wenn Curtius unter den allgemein menſchlichen Ge-

ſetzen beſonders ſolche an reichen Beiſpielen geprüft zu ſehen wünſcht, wie z. B. daß das Abſtractum aus dem Concretum hervorgehe, ſo iſt dies eine Aufgabe, die, bei der rein philoſophiſchen Natur des Abſtracten und Concreten, der Sprache kaum etwas ihrem eigenen Geiſte Entſprechendes zu leiſten im Stande iſt. Eine ganz ſpecielle Thatſache wie die, daß der Name der Gerſte bei Indogermanen und Semiten übereinſtimmend von dem Begriffe borſtenartig emporgeſträubten Haares ausgeht, ſcheint mir mehr von jener lebensvollen Wirklichkeit zu enthalten, die der Betrachtung der Natur ihren unvergänglichen Reiz verleiht. Ja ich kann es nicht läugnen, daß ich nicht ohne einiges Widerſtreben in der vorliegenden Schrift allgemeine Umriſſe von einem Bilde zu geben verſucht habe, deſſen unglaubliche und lebendige Vereinzelung über alle Darſtellung hinausgeht; und ich habe es wenigſtens nicht unterlaſſen wollen, einzelne Punkte in den Anmerkungen detaillirter und damit der Natur und dem Leben näher tretend zu behandeln.

Hoffentlich bedarf es nach allem Bisher-gesagten nicht mehr der Versicherung, wie fern mir der Anspruch auf Unfehlbarkeit jedes einzelnen Resultates auf dem Gebiete der Begriffsgeschichte liegen muß. Es entspricht der Natur alles aus der Beobachtung Geschöpften, durch fortschreitende Beobachtung berichtigt zu werden, und je fester ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß die Begriffsgeschichte eine Erfahrungswissenschaft ist, um so mehr muß ich jede neue Erfahrung als einen Gewinn, jede Widerlegung eines Irrthums auf diesem Wege als wahre Bereicherung, ja als eine Bestätigung meiner Grundansicht begrüßen.

Was das Ganze und Große betrifft, so sehe ich getrost der Entscheidung der Zukunft entgegen. Es ist in Betreff der Sprache keine Gewißheit denkbar, die sich nicht auf Wortverwandtschaft und auf Wortabstammung bezöge. Ein Verhältniß zwischen Laut und Object würde vom sprachlichen Standpunkte gar nicht zu ermitteln sein. Wären z. B. die Wurzeln Schallnachahmungen, so wäre die Sprachforschung mit

ihnen zu Ende; denn es gibt für die Etymologie kein wissenschaftliches Mittel, den nachgeahmten Schall herauszuerkennen und der Nachahmung gegenüberzustellen. Ebenso, wenn ein einzelnstehendes Wort, ein Thiername z. B., nach diesem Principe zu Stande gekommen wäre. Würde Kuh oder das griechische *bûs* etwa Nachahmung des brüllenden Rindes sein, so könnte dieser Vorgang nur errathen, und von Demjenigen, dem die Aehnlichkeit einleuchtet, geglaubt werden; ein Wissen kann es begreiflicherweise hierüber nicht geben. Dagegen kann und muß man allerdings wissen, daß der Vocal in beiden Wörtern, dem deutschen und griechischen, nicht ursprünglich ist, und daß die im Sanskrit entsprechende Form gaus lautet, welcher wahrscheinlich eine ältere gvavs zu Grunde liegt. Und wenn es nicht gelingt, das Wort in dieser Form mit Sicherheit an eine Wurzel anzuschließen, so hört das Wissen in Betreff desselben hiermit unausbleiblich auf. Darum wird denn eine etymologische Wurzelforschung, eine wissenschaftliche Lehre von dem Ursprung

der Sprache erſt mit dem Nachweis möglich, daß die geſetzliche Verkettung der Formen und Begriffe unendlich viel tiefer zurückgeht, als man bisher angenommen, ja daß dieſelbe erſt mit dem Anfange der ganzen Sprachentwickelung wirklich zu Ende iſt. Falls dieſer Satz wahr iſt, und er iſt es nur, wenn zwiſchen Wurzeln und Objecten kein innerer Zuſammenhang beſteht, wenn die Wurzeln nicht Schallnachahmungen oder ſonſtige Reflexe auf Eindrücke der Außenwelt, ſondern Entwickelungen aus einfachen Elementen ſind — dann iſt ein gewaltiger Boden für die Wiſſenſchaft erobert und die letzten, großen Fragen ſind damit ein- für allemal dem nach ſubjectiven Tendenzen hin- und herſchwankenden Meinungskampfe entrückt. Die Allgemeingültigkeit, welche den Geſetzen der Begriffsentwickelung gerade in den älteſten Beſtandtheilen am Meiſten zukommt, hebt die Sprache aus dem Bereiche nicht nur einer bloß individuellen, pſychologiſchen, ſondern ſelbſt aus dem einer nationalen Erſcheinung. Nicht mehr die Völker, die Menſchheit in ihrem Auftreten und

Geſammtdaſein auf Erden, in der Entſtehung und Entfaltung ihres Sonderweſens als einer aus der Thierwelt heraustretenden vernunftbegabten Gattung bildet einen paläanthropiſchen, einen in gewiſſem Sinne kosmiſchen Vorwurf univerſeller Sprachbetrachtung.

Schwerlich wird, wer die Unterſuchung nach wahrhaft wiſſenſchaftlichen Grundſätzen unbefangen führt, durch ſie zu andern Ergebniſſen gelangen können, als die ſind, welche ſich mir mit unumſtößlicher Gewißheit feſtgeſtellt haben. Die Sprache iſt Entwickelung, nicht Entartung; ſie beginnt nicht mit Reichthum, Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit, ſondern mit dem geringfügigſten, unſcheinbarſten Beſitz. Ihr gebührt unter allen menſchlichen Geiſtesvermögen geſchichtlich der erſte Rang; ſie iſt die Quelle der Vernunft. Aus, an und in ihr hat ſich die Vernunft ſelbſt, nach den allenthalben im Univerſum herrſchenden Geſetzen der Cauſalität, langſam und naturgemäß entwickelt. Sie ſelbſt aber, die Sprache, iſt nicht dem Ohre, dem Schalle, ſondern dem Auge und dem Licht entſprungen. Nicht

das brüllende Thier war es, das, Benennung fordernd, dem Menſchen der Urzeit gegenübertrat, ſondern die Welt offenbarte ſich mit ihrem Reichthume an Geſtalten und Farben der allmählich zur Erfaſſung ihrer Schönheit heranreifenden Seele. War der Blitz des Himmels, war die aufbrechend ſich erſchließende Knospe für das Ohr der jugendlichen Menſchheit Exploſion? Nein, nicht von brüllenden Ungethümen aufgefangen, nicht von den Schreckniſſen einer in Schmetterlauten das Herz beſtürmenden Natur erzwungen, entſprang jene hohe, ſeelenvolle Schöpfung, der Stolz des Weltalls. In ihrem Leben und Wachſen iſt heiliger Friede, in ſtillem, geheimem Werden ſteigt der Saft bildend zu friſchen Augen empor, und mit jeder neuen Knospe entfaltet ein Gedanke ſein wunderbares Daſein.

Doch zu lange vielleicht habe ich ſchon auf der Schwelle verweilt; es iſt Zeit, zu der Anſchauung dieſer Entwickelungen ſelbſt zu gelangen. Ein entſprechendes Bild von ihnen entworfen zu haben, iſt mehr als ich hoffen darf; aber der Gegenſtand iſt groß genug, um, ſo denke

ich, wohl auch in unzulänglichem Nachbilde manches Gemüth zur Theilnahme zu entzünden, und mancheu ernſten Geiſt mit erhöhter Begierde in das Räthſel unſeres Daſeins zu verſenken, welches der Gegenſtand uuſerer höchſten menſchlichen Aufgabe und zugleich unſerer edelſten Sehnſucht iſt.

Der Urſprung der Sprache.

I.

Die Sprache war schon für frühe Jahrhunderte ein anziehender Gegenstand tiefsinnigen Nachdenkens, ein ernstes und wichtiges, aber auch räthselvolles Problem. Unter den mannigfaltigen Fragen, zu denen die Betrachtung dieses ganz einzigen geistigen Naturgebildes im Laufe der Geschichte anregte, ist es vor Allem das Wunder des Verständnisses, welches uns heute am Lebendigsten in das Auge springt und nicht nur dem Forscher, sondern Jedermann, der seine Aufmerksamkeit einen Augenblick auf dieses Räthsel wendet, eine gerechte Verwunderung abgewinnen muß. Ist es nicht in der That erstaunlich, daß wir durch die verschiedenartige Combination einiger wenigen Laute alle Gegenstände rings um uns mit Tausenden von Namen benennen, alle ihre Zustände,

Bewegungen und Veränderungen ſchildern, und ſogar, was nur in uns ſelbſt verborgen ſchlummert, was wir denken und fühlen, einander mittheilen können, und dabei gewiß ſind, niemals ganz unverſtanden zu bleiben? Was für eine Zaubergewalt haben dieſe Zeichen? Und wer hat ſie geſchaffen und ihnen dieſe Gewalt eingeflößt?

Die älteſten Verſuche, auf dieſe Fragen eine allgemeine Antwort zu geben, wagten die griechiſchen Denker. Für dieſe hatten dieſelben noch eine fernere Bedeutung, indem ſie nämlich danach zu entſcheiden beſtrebt waren, welchen Werth ein richtiges Verſtehen und Gebrauchen der Worte für die Erkenntniß der Dinge habe; und ſie kamen zunächſt von dieſer mehr praktiſchen Seite aus zu den beiden verſchiedenen Löſungen des Sprachproblems, die ſich faſt ſeit dem Beginn der griechiſchen Philoſophie in beſtändigem Kampfe durch das ganze Alterthum gegenübertraten, und deren Loſungsworte Phyſis und Theſis, Natur und Erfindung waren. Nach der letzteren Meinung iſt die Sprache ein Product menſchlicher Uebereinkunft. Daß ein Wort etwas Beſtimmtes bedeutet und

nichts Anderes, ist eine Folge willkürlicher Festsetzung der Spracherfinder; die Worte sind vereinbarte Zeichen der Gedanken. Das Verständniß ist ein Resultat der Verständigung.

Als Repräsentanten der Thesis können wir im Alterthum Demokrit und Aristoteles anführen. In der neueren Zeit steht am Entschiedensten Harris in seinem scharfsinnigen und berühmten Buche „Hermes" auf diesem Standpunkte. „Man könnte versucht sein," sagt er, „die Sprache eine Art von Gemälde des Universums zu nennen, in welchem die Worte gleichsam die Figuren oder Bilder aller Einzelheiten sind. Und doch läßt sich zweifeln, in wie weit dies wahr wäre. Denn wenn Gemälde und Bilder sämmtlich Nachahmungen sind, so muß Jeder, der mit der natürlichen Fähigkeit begabt ist, das Original zu erkennen, durch dieselbe Fähigkeit auch seine Nachahmungen zu erkennen im Stande sein. Nun muß aber keineswegs Derjenige, der irgend ein Wesen kennt, auch seinen lateinischen oder griechischen Namen kennen. In Wahrheit ist jedes Mittel, ein Ding für einen Andern zur Darstellung zu bringen, ent-

weder von ſeinen natürlichen Eigenſchaften hergenommen, und dann iſt es eine Nachahmung; oder von andern, ganz willkürlichen Zufälligkeiten: dann iſt es ein ſymboliſches Zeichen. Wenn man nun zugeſteht, daß bei weitaus der Mehrzahl der Dinge keine natürliche Eigenſchaft in articulirten Lauten beſteht, und doch Dinge aller Art durch ſolche Laute dargeſtellt werden, ſo folgt, daß die Worte nothwendig ſymboliſche Zeichen ſein müſſen, da ſie Nachahmungen nicht ſein können." Er beantwortet ſodann mit der Schwierigkeit der Nachahmung aller und der Unmöglichkeit der Nachahmung mancher Objecte, während dagegen alle durch Symbole bezeichnet werden können, die Frage: „warum bei dem Verkehre der Menſchen die Nachahmung verworfen, und die ſymboliſche Bezeichnung vorgezogen worden ſei." Darin findet er denn auch die Urſache, warum die Sprache lediglich in Uebereinkunft (compact), und nicht in der Natur gegründet ſei; denn dies ſei mit allen Symbolen der Fall, von denen die Worte eine Unterart ſeien.[1]

Eine vom Standpunkte unſerer gegenwärtigen

Ueberzeugung geradezu unüberwindliche Schwierigkeit hat dieſe Erklärung für unſere Zeit unhaltbar gemacht. Wie ſoll man ſich eine Verſtändigung denken, die das eigentliche Verſtändigungsmittel erſt hervorbringen muß? Stand den Menſchen vor der Sprache eine andere Art der Mittheilung, etwa durch Geberden, zu Gebote, vollkommen genug, um die Erfindung einer Lautſprache zu ermöglichen? In dieſem Falle, ſollte man denken, hätten die Menſchen ſich wohl mit den gegebenen Mitteln begnügen können, da dieſelben zweckmäßiger geweſen ſein müßten, als unſere heutige Sprache ſelbſt. Denn man ſtelle ſich heutzutage einmal die Aufgabe, eine Univerſalſprache auch nur zwiſchen den gebildetſten Völkern zu verabreden. Die Schwierigkeit wird ſo groß ſein, daß das ganze Unternehmen bald als ein phantaſtiſches verworfen werden würde. Und doch wäre in dieſer Hinſicht Mancher ſchon mit einem dürftigen Nothbehelf zufrieden, während die Sprache, wie ſie unſere im Dunkel urweltlicher Jahrtauſende verborgenen Vorfahren zu erfinden hatten, den Stempel der bewundernswertheſten Meiſterſchaft, der

feinſten und vollendetſten, von keinem Sprachforſcher je ganz ergründeten Vernunftmäßigkeit an ſich trägt. Auch iſt das, was die Theorie einer künſtlichen Sprachentſtehung für die Anſchauung der letzten Jahrzehnte ſo wenig genügend, ja unmöglich erſcheinen läßt, gerade die immer deutlicher werdende Einſicht von der in der Sprache verborgenen Vernunft. Der Inhalt der Sprache — das iſt eine immer klarer zu Tage tretende Wahrheit — läßt ſich von ihrer Form nicht in der Weiſe trennen, daß ein mit dem ganzen weſentlichen Vorrath der Begriffe ausgeſtattetes Menſchengeſchlecht nur die äußeren Zeichen zu gegenſeitiger Mittheilung zu erfinden brauchte; die Sprache hat unläugbar irgend eine Beziehung zum Denken ſelbſt, wie man ſich dieſelbe auch vorſtellen möge, und die Sprachſchöpfer der Urzeit, die dieſe Beziehung erſt herſtellten, hatten dies mit Hülfe eines Denkens zu bewerkſtelligen, welches ſeinerſeits von der Sprache noch nicht unterſtützt war.

Dieſer Schwierigkeit ſcheint nun allerdings die Theorie der Phyſis, wenigſtens in einigen ihrer Formen, leichter entgehen zu können. Nach dieſer

Theorie ist zwischen dem Laut und dem, was er bezeichnet, ein natürliches Band; der Mensch verfällt der Natur der Sache nach auf bestimmte Laute, und diese werden mit ebenso großer Naturnothwendigkeit verstanden, wie ein Schrei uns von dem Schmerze Dessen unterrichtet, der ihn ausstößt, oder wie die Nachahmung eines Thierlautes uns ohne Verabredung an das bestimmte Thier erinnert. Wenn die gegenwärtigen Worte uns nichts mehr von diesem naturnothwendigen Zusammenhange zwischen Laut und Sache verrathen, so konnte derselbe doch etwa in dem Urzustande der Sprache und unter ihren Urbestandtheilen statt gefunden haben.

Die Theorie, daß zwischen Wort und Sache ein natürlicher Zusammenhang bestehe, und daß es jedesmal einen in der Natur der Sache liegenden Grund haben müsse, warum ein Wort gerade Dies und nichts Anderes bedeute, war im Alterthum sehr verbreitet; Epikur faßte diesen Zusammenhang als einen Naturzwang: die ältesten Wörter waren nach ihm Naturlaute, ebensowohl wie das Stöhnen, Husten oder Niesen. In der

Neuzeit ist die Theorie der Physis vor Allem durch Herder vertreten. Er hat seine Vorstellung von der Entstehung der Sprache am Bestimmtesten in folgenden Worten ausgesprochen:

„Der Mensch beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei wirket, daß sie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauschet, Eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten, und sich bewußt sein kann, daß sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammeln, auf Einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle ruhigere Obacht nehmen, und sich Merkmale absondern kann, daß dies der Gegenstand und kein anderer sei. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht blos alle Eigenschaften lebhaft oder klar erkennen, sondern Eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann: der erste Aktus dieser Anerkenntniß [Apperception] giebt deutlichen Begriff; es ist also das erste Urtheil der Seele und —

Wodurch geſchah dieſe Anerkennung? Durch ein Merkmal, das er abſondern mußte, und das, als Merkmal der Beſinnung, deutlich in ihm blieb. Wohlan, ſo laſſet uns ihm das εὕρηκα zurufen! Dies erſte Merkmal der Beſinnung war Wort der Seele. Mit ihm iſt die menſchliche Sprache erfunden.

Laſſet jenes Lamm, als Bild, ſein Auge vorbeigehen: ihm, wie keinem andern Thiere. Nicht wie dem hungrigen, witternden Wolfe; nicht wie dem blutleckenden Löwen — die wittern und ſchmecken ſchon im Geiſte: die Sinnlichkeit hat ſie überwältigt, der Inſtinct wirft ſie darüber her.... Nicht ſo dem Menſchen. So bald er in das Bedürfniß kommt, das Schaf kennen zu lernen, ſo ſtöret ihn kein Inſtinct; ſo reißt ihn kein Sinn auf daſſelbe zu nahe hin, oder davon ab: es ſteht da, ganz wie es ſich ſeinen Sinnen äußert. Weiß, ſanft, wollicht — ſeine beſonnen ſich übende Seele ſucht ein Merkmal; das Schaf blöcket, ſie hat ein Merkmal gefunden: der innere Sinn wirket. Dies Blöcken, das ihr den ſtärkſten Eindruck macht, das ſich von allen andern Eigenſchaften des Beſchauens und Betaſtens losriß, hervorſprang, am

tiefſten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder. Weiß, ſanft, wollicht — ſie ſieht, taſtet, beſinnet ſich, ſucht Merkmal — es blöckt, und nun erkennt ſie's wieder! „Du biſt das Blöckende!“ fühlt ſie innerlich, ſie hat es menſchlich erkannt, da ſie es deutlich, das iſt mit einem Merkmal erkannte und nannte.... Der Schall des Blöckens, von einer menſchlichen Seele als Kennzeichen des Schafs wahrgenommen, ward kraft dieſer Beſtimmung Namen des Schafs, und wenn ihn nie ſeine Zunge zu ſtammeln verſucht hätte. Er erkannte das Schaf am Blöcken: es war ein gefaßtes Zeichen, bei welchem ſich die Seele einer Idee deutlich beſann — Was iſt das anders als Wort? Und was die ganze menſchliche Sprache, als eine Sammlung ſolcher Worte? Käme er alſo auch nie in den Fall, einem andern Geſchöpf dieſe Idee zu geben, und alſo dies Merkmal der Beſinnung ihm mit den Lippen vorblöcken zu wollen oder zu können; ſeine Seele hat gleichſam in ihrem Inwendigen geblöckt, da ſie dieſen Schall zum Erinnerungszeichen wählte, und wieder geblöckt, da ſie ihn daran erkannte — die

Sprache iſt erfunden! eben ſo natürlich und dem Menſchen nothwendig erfunden, als der Menſch ein Menſch war.“ [2]

Herder ſtellte dieſe ſeine Theorie ſowohl dem übernatürlichen Standpunkte entgegen, als auch der von ihm angeführten Anſicht, daß der Menſch die Sprache den Thieren abgelernt, und alsdann nur höher als dieſe vervollkommnet habe: zwei ſchroffen Extremen, die die menſchliche Sprache auf Gott und auf das Thier zurückführten. Er wendete ſich aber ebenſo auch gegen die Meinung Condillac's, der, ähnlich wie Epikur, der Sprache einen menſchlichen Urſprung, nämlich aus Empfindungslauten zuſchrieb, und endlich gegen die Annahme eines Princips blinder Nachahmung der Natur und alſo auch ihrer Schälle.

Auch Wilhelm von Humboldt huldigte der Hypotheſe der Schallnachahmung, und ſpricht ſich darüber in einer Form aus, die, wie Lerſch bemerkt, [3] ſich beſonders an die Lehren der Stoiker anſchließt. In ſeiner Abhandlung „über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren

Einfluß auf die geiſtige Entwickelung des Menſchengeſchlechts“ leſen wir:

„Die äußeren, zu allen Sinnen zugleich ſprechenden Gegenſtände, und die inneren Bewegungen des Gemüths bloß durch Eindrücke auf das Ohr darzuſtellen, iſt eine im Einzelnen großentheils unerklärbare Operation. Daß Zuſammenhang zwiſchen dem Laute und deſſen Bedeutung vorhanden iſt, ſcheint gewiß; die Beſchaffenheit dieſes Zuſammenhanges aber läßt ſich ſelten vollſtändig angeben, oft nur ahnden, und noch viel öfter gar nicht errathen. Wenn man bei den einfachen Wörtern ſtehen bleibt, da von den zuſammengeſetzten hier nicht die Rede ſein kann, ſo ſieht man einen dreifachen Grund, gewiſſe Laute mit gewiſſen Begriffen zu verbinden, fühlt aber zugleich, daß damit, beſonders in der Anwendung, bei weitem nicht Alles erſchöpft iſt. Man kann hiernach eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterſcheiden:

1. Die unmittelbar nachahmende, wo der Ton, welchen ein tönender Gegenſtand hervorbringt, in dem Worte ſoweit nachgebildet wird,

als articulirte Laute unarticulirte wieder zu geben im Stande ſind. Dieſe Bezeichnung iſt gleichſam eine malende; ſo wie das Bild die Art darſtellt, wie der Gegenſtand dem Auge erſcheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, ſo iſt die Articulation mit dieſer Bezeichnung gleichſam im Widerſtreite, und je nachdem ſie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in dieſem Zwieſpalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig, oder es verwiſcht ſich bis zur Unkennbarkeit. Aus dieſem Grunde iſt dieſe Bezeichnung, wo ſie irgend ſtark hervortritt, nicht von einer gewiſſen Rohheit freizuſprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachſinn wenig hervor, und verliert ſich nach und nach in der fortſchreitenden Ausbildung der Sprache.

2. Die nicht unmittelbar, ſondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenſtande gemeinſchaftlichen Beſchaffenheit nachahmende Bezeichnung. Man kann dieſe, obgleich der Begriff des Symbols in der Sprache viel weiter geht, die ſym-

bolische nennen. Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andern, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie stehen, stätig, starr den Eindruck des Festen, das Sanskritische li, schmelzen, auseinandergehen, den des Zerfließenden, nicht, nagen, Neid den des fein und scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrücke hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleichen Lauten, wie Wehen, Wind, Wolke, Wirren, Wunsch, in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das aus dem, an sich schon dumpfen und hohlen u verhärtete w ausgedrückt wird. Diese Art der Bezeichnung, die auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht, hat unstreitig auf die primitive Bezeichnung eine große, vielleicht ausschließliche Herrschaft ausgeübt. . . .

3. Die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe.

Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in dieſen Lauten ſelbſt liegenden Charakter geſehen.“ [4]

Die Theorie der Schallnachahmung in einer oder der andern Form hat unter den Sprachforſchern der alten und neuen Zeit die meiſten Anhänger gefunden, und da ein Vorgang in der Außenwelt keinen andern Vergleichungspunkt mit einem Worte bietet, als ſofern er etwa hörbar, und zwar mit einem dem Worte irgendwie ähnlichen Klange hörbar iſt, ſo iſt es begreiflich, wie gerade dieſe Hypotheſe etwas beſonders Einleuchtendes und Gewinnendes haben mochte.

Aber — es iſt dies einer der ſeltſamen Widerſprüche zwiſchen der Natur und der Erklärung, die die menſchliche Speculation ſo gerne über ſie ausdenkt, — gerade dieſe wohl annehmbare, an ſich nicht unwahrſcheinliche Hypotheſe wurde von den Thatſachen gänzlich im Stiche gelaſſen. Eine einfache Schlußfolgerung hatte gezeigt, daß der Zuſammenhang zwiſchen Laut und Begriff kein will-

kürlich festgesetzter, verabredeter sein kann. Aber der zweite Weg, diesen Zusammenhang für einen natürlichen, nothwendigen zu erklären, wird von der sprachlichen Einzelforschung ganz abgeschnitten.

Das Auftreten der Sprachforschung, als einer selbstständigen, von allen praktischen und äußerlichen Zwecken losgelösten Wissenschaft, am Anfange dieses Jahrhunderts, einer Wissenschaft von den vorhistorischen Zuständen der Völker, ist ein großes, für die Geschichte der Menschheit unglaublich wichtiges Ereigniß. Die Sprachvergleichung stürzte die bisherigen sehr dunkeln Vorstellungen von den ältesten Völkerbildungen und Wanderungen völlig um. Man lernte zwischen verwandten und nicht verwandten Völkern unterscheiden, und erlangte ein weit sichreres und feineres Mittel für die Eintheilung der Menschheit in Stämme, als naturhistorische Kennzeichen bis dahin an die Hand gegeben hatten. Man sah in weiter, schwindelnder Ferne der Urzeit die Hoffnung auf eine bestimmte Kenntniß von Zuständen eines Alterthums winken, über dessen bloßes Dasein bis dahin alle Geschichte geschwiegen hatte. Die Uebereinstimmung räumlich

in ihrem Gebiete weit getrennter Sprachen zwang zu der Annahme, daß Inder, Perſer, Griechen, Slaven, Germanen, Römer und Celten dereinſt ein einziges, nur eine Sprache redendes Volk geweſen ſeien, und der Vorrath von Wörtern, die allen dieſen Sprachen gemeinſam ſind, geſtattete Schlüſſe auf den Zuſtand jenes Urvolkes.[5] Man ſchloß, daß es Ackerbau und Viehzucht getrieben, die meiſten unſerer Hausthiere gekannt, Ruderſchiffe beſeſſen haben muß. Es wurde von Königen beherrſcht, da das lateiniſche rex, im gothiſchen reiks, dem indiſchen „Radſcha“ und den deutſchen Formen reich und Reich nebſt der Silbe rich in Heinrich, Friedrich und Richard, in Gänſerich, Wütherich u. a.[6] nahe verwandt iſt, und ſeiner weſentlichen Bedeutung und Form nach offenbar ſchon der Urzeit angehörte. Für den Fortſchritt der Sprachbetrachtung ſelbſt aber ergab ſich ein ungemein glücklicher Umſtand in der genialen Leiſtung der Inder, welche auf dieſem Gebiete die wahren Lehrer Europa's geworden ſind, und durch den Aufſchluß, den ſie über den Bau ihrer alten Sprache, des Sanskrit, gewonnen hatten,

uns zugleich für das Verständniß unserer eigenen, mit jener innig verwandten, die trefflichsten Vorarbeiten überlieferten. Die indischen Grammatiker haben schon vor mehr als zweitausend Jahren die Wörter ihrer Sprache sämmtlich aus Verbalwurzeln abzuleiten versucht; sie haben diese Wurzeln zu Verzeichnissen zusammengestellt, welche geeignet waren, allen Sprachen des Stammes zu Grunde gelegt zu werden. Hierdurch brach sich unter den europäischen Sprachforschern sehr rasch die Ueberzeugung Bahn, daß der ganze gewaltige Wortreichthum der Sprache aus einer weit geringeren Zahl von Elementen, den Wurzeln, entsprungen sei, und daß diese wesentlich nur Zeitwortbegriffe enthalten.

Unter den Indern hat der Kampf der Parteien, der mit dem Siege dieser hochwichtigen Wahrheit endigte, Streitfragen mit sich geführt, die zu den interessantesten auf dem Gebiete der Sprachengeschichte gehören. Während die Griechen das Verhältniß des Wortes zu seinem Gegenstande untersuchten und das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines inneren Grundes in Erwägung zogen,

in deſſen Folge beſtimmte Laute beſtimmte Dinge bezeichneten, hatten die Inder noch eine ganz andere Seite der Frage vor Augen, die zu der griechiſchen Betrachtung eine bedeutungsvolle Ergänzung bildet, nämlich das Verhältniß der Benennungen von Dingen zu ihrem Urſprunge in Thätigkeitsbegriffen. Es handelte ſich hier nicht um den Zuſammenhang zwiſchen Ding und Wort, und auch nicht um den zwiſchen Begriff und Laut, ſondern nur um das Verhältniß der abgeleiteten Begriffe zu den Wurzelbegriffen. Die Einſchränkungen, unter welchen die Schule des Gargja die Ableitung der Subſtantiva von Verben gelten laſſen wollte, gehen von ſehr begründeten Bedenken aus, und treffen ein nicht weniger tiefes Dilemma, als die Einwürfe griechiſcher Philoſophen gegen die Annahme eines conſtanten Naturzuſammenhangs zwiſchen Wort und Sache. Warum, wenn z. B. das Gras, tṛiṇa, vom Hindurchdringen; das Pferd, açva, vom Zurücklegen eines Weges benannt iſt, heißen nicht alle Dinge, die hindurchdringen, tṛiṇa, alle, die einen Weg zurücklegen, açva? Und umgekehrt: warum ſollten es gerade dieſe Thätig-

keiten ſein, von denen ein beſtimmter Gegenſtand benannt wird, und nicht auch alle andern, die ihm eben ſo gut zukommen? Warum heißt der Pfeiler nicht der Höhlungruher, nicht der Füger? Solchen und ähnlichen Einwürfen gegenüber beriefen ſich die conſequenten Etymologen ganz empiriſch auf die Thatſachen, auf augenſcheinliche und unbezweifelbare Fälle. Der Zimmermann heißt taxan „Verfertiger," der Bettelmönch „Umhergeher," der Saft des Zuckerrohrs „Beleber," — wie eau de vie — obſchon es auch noch Andere gibt, die verfertigen, und andere Dinge, denen eine belebende Kraft eigen iſt.[7] „Man kann — fügt hier ein ſpäterer Commentator hinzu, deſſen Worte Max Müller in ſeiner berühmten „history of ancient Sanskrit literature" mittheilt — man kann fragen, warum es ſo iſt. Aber dann muß man die Welt fragen, mit der Welt hadern, da nicht ich dieſes Geſetz gemacht habe. Alle Hauptwörter kommen von Zeitwörtern, aber die Wahl der benennenden Thätigkeit iſt regellos. Höchſtens findet eine gewiſſe Regelmäßigkeit in Beziehung auf Diejenigen ſtatt, die beſtimmte Handlungen

vorzugsweiſe verrichten... Wenn man ſagt, mehrere Dinge hätten einen einzigen Namen, und ein einziges Ding hätte mehrere Namen haben können, ſo läßt ſich nur antworten: es iſt in der wirklichen Sprache nicht ſo; die Worte ſind in der Sprache nach ihrer individuellen Natur fixirt."[8]

Sowohl Rudolph Roth als Max Müller bemerken zu dieſen Stellen, daß die moderne Sprachwiſſenſchaft auf ſolche Fragen ebenfalls keine andere Antwort gibt. Max Müller findet, der indiſchen Darſtellung zuſtimmend, hier den Punkt in der Sprachgeſchichte, wo die Sprachen ſich nicht auf organiſche Geſetze zurückführen laſſen, wo die Sprachwiſſenſchaft aufhöre, eine ſtrenge Wiſſenſchaft zu ſein, und in das Gebiet der Geſchichte eintrete.

Wahrſcheinlich in Folge indiſchen Einfluſſes gelangten für die ſemitiſchen Sprachen die arabiſchen und hebräiſchen Grammatiker des frühen Mittelalters in Betreff der Wurzeln zu einem ganz ähnlichen Reſultate, und ſchon hierdurch mußte daſſelbe, bei der nicht ſeltenen Bekanntſchaft mit der Einrichtung z. B. der älteren hebräiſchen Wör-

terbücher, leichten Eingang finden und die Vermuthung für sich gewinnen, das Grundgesetz für die Zerlegung der Sprache in ihre Bestandtheile überhaupt zu sein. Die alten hebräischen Wörterbücher waren sogar noch einen Schritt weiter in der Classification und Anordnung des Sprachstoffes gegangen: sie hatten unter eine jede Verbalwurzel die zu ihr gehörigen und aus ihr erklärlichen Wörter alle vereinigt. In der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts schrieb auf diese Weise Abulvalid sein berühmtes arabisches „Wurzelbuch" der hebräischen Sprache.[9] Ja schon im zehnten Jahrhundert verfaßte Jehuda ben Koreisch, aus Tiharet in Nordafrika, in Form einer „Risâlet," worunter die arabischen Schriftsteller etwa das verstanden, was die Engländer „Essay" nennen, ein sprachvergleichendes, noch jetzt in bedeutenden und werthvollen Bruchstücken vorhandenes Wurzelbuch der semitischen Sprachen,[10] deren Zusammenhang er klar erkannte. Er beweist mit aller Wärme einer neuen Wahrheit aus den Flexionen und Präfixen, daß die hebräische, chaldäische und arabische Sprache in dieser Hinsicht „mit gleichen Stempeln geprägt"

ſeien, und unterſcheidet dies Verhältniß beſtimmt von Entlehnung, der er allerdings einen zu großen Spielraum läßt; er erkennt die Lautvertauſchungsgeſetze, und ſtellt zur Vergleichung des Sprachgebrauchs ſogar Koran- und Bibelſtellen einander gegenüber.[11] Wenn die griechiſche Sprachwiſſenſchaft der philoſophiſchen Speculation, die indiſche einem überaus feinen beobachtenden und analyſirenden Sinn für das Poſitive der Sprache ihren Charakter verdankt; beiden Völkern aber an alten, ſchwierig gewordenen und heiligen oder doch ehrwürdigen Texten (den Indern an den Veden, den Griechen an Homer) ein Reiz und beſtimmter Stoff der ſprachlichen Forſchung gegeben war: ſo ſcheint die hebräiſche Sprachforſchung ſchon in ihrem Beginne nicht nur dieſen letzteren Antrieb in der Sprache der Bibel gleichfalls vorgefunden, und durch arabiſche Tradition an der Richtung der Griechen wie der Inder Theil genommen zu haben, ſondern ſie war in Folge beſonders günſtiger Umſtände von vorn herein auch zugleich auf Sprachvergleichung hingewieſen, und bildete ſo für das europäiſche Sprachſtudium vor dem Aufblühen der

indogermaniſchen Sprachwiſſenſchaft einen verhältnißmäßig nicht unfruchtbaren Inhalt. Im 17. Jahrhundert hat, im Vereine mit andern Gelehrten, Edmund Caſtle (Caſtellus) aus Cambridge in ſeinem „ſiebenſprachigen Lexikon“ mit unſäglichem Fleiß und Aufopferung ſeines Vermögens und ſeiner Geſundheit den ganzen Wortvorrath der ſemitiſchen Sprachen unter die Wurzeln zuſammengetragen, jedoch ohne bei Anhäufung dieſer ungeheuren Maſſe den höheren Zweck der Erkenntniß des Gemeinſamen, Geſetzlichen oder Urſprünglichen zu verfolgen. In dieſer Hinſicht ſteht er ſogar hinter ſeinem um ſiebenhundert Jahre älteren, genialen Vorgänger zurück.

Ein vergleichendes Wurzelwörterbuch der ſämmtlichen indogermaniſchen Sprachen iſt ein Rieſenwerk, welches mit der ihn auszeichnenden ungemeinen Umſicht und Vielſeitigkeit Pott ſeit dem Anfange dieſes Jahrzehntes auszuführen unternommen hat.

Was aus der veränderten und nun eigentlich erſt wiſſenſchaftlich gewordenen Anſchauung von dem wirklichen Beſtande der Sprache reſul-

tirte, war vor Allem, daß die Erklärung der Wörter in ihrer Zurückführung auf Wurzeln bestand, und nur die Wurzeln eine selbstständige Erklärung verlangten. Zum Beispiel, wie das Wort Tag entsteht, läßt sich nun gleichsam historisch belegen: es kommt von einer Wurzel, die im Sanskrit dah lautet und brennen bedeutet. Schon das deutliche Verhältniß von Ableitung und Stammsilbe kann Jedermann zeigen, daß eine Wurzel vielen abgeleiteten Wörtern gemeinsam sein muß, wie z. B. Kunde, Kunst, können, kennen, bekannt u. s. w. Ableitungen aus Einer Wurzel sind. Demnach müssen der Wurzeln viel weniger als der Wörter sein. Manche Wurzeln lassen sich selbst wieder zu Urwurzeln mit einander vereinigen, indem sie in Laut und Bedeutung sehr wenig von einander abweichen. So kommen die Wörter lauern, lauschen, das dialektische losen, ferner laut, läuten, Leumund, verleumden, wahrscheinlich auch Ruhm, rufen, Gerücht, und endlich hören und horchen von einer Wurzelgruppe, die, wie es scheint, auf die Formen kru, klu, klus zurückgeht. Die Durchschnitts-

zahl der Wurzeln einer Sprache ſchätzt Pott — gewiß eher zu hoch als zu niedrig — auf tauſend.[12] Dieſe höchſtens tauſend Wurzeln alſo ſind es, auf die ſich die Frage der Sprachentſtehung gegenwärtig allein noch beziehen kann. Aus dieſen entſtehen ſodann die Wörter; die unmittelbare Entſtehung eines Wortes zur Bezeichnung eines Gegenſtandes iſt unmöglich. Weder durch Verabredung, noch durch Schallnachahmung, noch auf irgend eine andere Weiſe kann ein Ding direct zu ſeinem Namen gelangen; er wird vielmehr immer aus einer vorhandenen Wurzel erſt abgeleitet.

Wie verhalten ſich nun aber die Sprachwurzeln zur Hypotheſe eines natürlichen Zuſammenhangs zwiſchen dem Laute und dem was er bezeichnet, wie er etwa bei der Schallnachahmung vorauszuſetzen wäre? Hier iſt es eben, wo dieſe Hypotheſe gänzlich ſcheitert. Es iſt ſelten, daß die Natur ſich ſo entſchieden weigert, ſich unter eine vorgefaßte Meinung zu fügen. Kein einziges Beiſpiel wirklicher Schallnachahmung iſt bis jetzt aufzubringen geweſen; manche ſehr ſcheinbare ſchlagen bei näherer Betrachtung in eine beſchämende Ent-

täuſchung um. Was kann z. B. in dieſer Hinſicht täuſchender ſein als rollen? Und doch iſt rollen ein Fremdwort aus rouler, und dieſes aus rotulare entſtanden, in welchem das zum Schein der Schallnachahmung gar ſehr beitragende l nur einer ganz allgemeinen Ableitungsſilbe angehört, als Stamm aber nur rota, Rad, zurückbleibt, welches doch wohl nicht mehr vom Schall verräth als Raſt und Raſen, oder Roſe, und welches zeigt, daß der Laut des Rollens gar nicht unmittelbar in dem Worte bezeichnet iſt, ſondern dieſes vielmehr das Umdrehen nach Art eines Rades, das Rotiren, bedeutet. Ja die Wurzeln verhalten ſich zu den Ableitungen oft ſo, daß dieſe das Concrete, Sinnliche, jene aber einen geiſtigen Begriff enthalten. So iſt z. B. unſer Wort Vieh ſchon im Sanskrit zu finden und iſt dort mit unſerem Thier ſo ziemlich gleichbedeutend. Iſt dieſe uralte Benennung nun etwa aus der Nachahmung eines thieriſchen Gebrülles entſtanden? Keineswegs. Es bezeichnet den Beſitz, wie das gothiſche faihu noch zeigt, das ganz allgemein den Beſitz, nicht bloß an Heerden, bedeutet, wie ferner auch noch aus

dem lateiniſchen peculiaris, eigenthümlich, pecunia, Geld, hervorgeht. Genauer betrachtet, ſcheint ſich ſogar jedes Benennen der Dinge vermittelſt der Wurzeln als eine Verſtandesoperation herauszuſtellen, da die Dinge dabei nur nach allgemeinen Merkmalen bezeichnet werden müſſen, welche herauszufinden, nicht bloß zu bezeichnen, die Sache der Sprachſchöpfung geweſen wäre. Die Einzelgegenſtände werden unter allgemeine Vorſtellungen ſubſumirt, indem z. B. der Dachs als ein „grabendes" Thier, die Schweſter als eine „Verbundene" aufgefaßt wird; der Beſitz allgemeiner Vorſtellungen würde demnach das Primäre ſein, und der Menſch, weit entfernt einem brüllenden Wolfe nachzubrüllen, einem blöckenden Schafe nachzublöcken, würde vielmehr zunächſt die Begriffe graben, beſitzen, verbinden, wiedergegeben und dann alles Einzelne rings um ihn her unter dieſe Begriffe ſubſumirt und durch die bereits für ſie fertigen Wurzellaute ebenfalls bezeichnet haben.

Es ſind zwar verſchiedene, zum Theil geiſtreiche Verſuche gemacht worden, die Theorie der Schallnachahmung mit der Thatſache auszugleichen,

daß alle Wörter von Wurzeln abſtammen, welche allgemeine Begriffe bezeichnen. Von ſolchen neueren Verſuchen möge es mir geſtattet ſein, aus einer Schrift Steinthal's ein einziges Beiſpiel hervorzuheben, welches ein Wort betrifft, an dem ſich auch Herder verſucht hatte, und welches ſchon durch dieſe Vergleichung ein beſonderes Intereſſe gewinnt. In dem Worte Blitz, das an ſich nichts Tönendes bedeutet, glaubte Herder eine Analogie mit etwas Hörbarem zu finden. „Der Blitz ſchallet nicht," ſagt er; „wenn er nun aber ausgedrückt werden ſoll, dieſer Bote der Mitternacht,

> Der jetzt im Nu enthüllet Himm'l und Erd',
> Und eh ein Menſch noch ſagen kann: ſieh da!
> Schon in den Schlund der Finſterniß hinab iſt —

natürlich wird's ein Wort werden, das durch Hülfe eines Mittelgefühls dem Ohr die Empfindung des Urplötzlichſchnellen giebt, die das Auge hatte — Blitz!" [13]

Nun iſt aber, wie wir heute wiſſen, in Blitz das z eine bloße Ableitungsſilbe, die die Verſtärkung oder auch Wiederholung ausdrückt. Das

Wort hat überdies ein k verloren, indem es im Mittelhochdeutſchen blicze, und ohne die Ableitungsſilbe blic geheißen hat[14]: Blitz iſt daher nicht verſchieden von dem gegenwärtig gebräuchlichen Blick, und bedeutet Glanz. Die lateiniſchen fulgur und fulmen, Blitz, fulgeo, glänzen, entſprechen demſelben, aber es gehören dazu auch flagrare, brennen, flamma (für flagma), Flamme, die griechiſchen *phlego*, brennen, *phlox*, Flamme, und mehrere Wörter mit r ſtatt l, die Sanskritwurzel bhrâg glänzen, bhargas Glanz, ferner das mittelhochdeutſche brehen glänzen, woher Albrecht, Adalbert, Bertha, vielleicht auch prangen und prunken — wo alſo von einer beſonderen Empfindung, die in dem Worte Blitz gemalt ſein könnte, nichts mehr übrig bleibt.

Danach werden wir nun die Darſtellung Steinthal's und ihr Verhältniß zur Herder'ſchen würdigen können, wenn derſelbe die gleiche Aufgabe in folgenden Worten zu löſen verſucht:

„bhrak iſt ungefähr die Nachahmung des Schalles, welcher beim Zerbrechen eines Dinges

entſteht; d. h. das Gefühl, welches die Wahrnehmung des Brechens begleitet, reflectirt ſich auf unſere Sprachorgane und bewegt dieſe zur Erzeugung des Lautes bhrak, welcher daſſelbe Gefühl erzeugt, wie der wirkliche Bruch. Der Vorgang des Brechens ward alſo appercipirt oder vorgeſtellt im Laute bhrak, oder im Gefühle, welches durch die Wahrnehmung dieſes Lautes entſteht. Es ſchien aber das Licht aus dem Dunkel hervorzubrechen, wie der Blitz aus der Wolke. So wurde zunächſt der Blitz, dann das Blinkende überhaupt, und beſonders der aus dem Auge hervorbrechende Blick eben durch die Vorſtellung bhrak vergegenwärtigt; ebenſo die blanken Dinge, aber auch jene durch Mangel des Blutes entſtehende helle Farbe der Wange: bleich. Und nun wird endlich der Gedanke, dem es an Blut und Thatkraft gebricht, blaß genannt, d. h. durch die Vorſtellung des Blaſſen vorgeſtellt." [15]

Abgeſehen von der Künſtlichkeit ſolcher beinahe witzig aneinandergereihten Begriffsübergänge ſteht jedoch die wirkliche Bedeutung und Geſtalt

der Wurzeln mit der Theorie der Schallnachahmung im Ganzen in einem Widerſpruche, der bei Beobachtung der Thatſachen Niemandem entgehen kann, ſowie dieſe Theorie denn überhaupt mehr zu einem allgemeinen Bilde von dem, was bei dem Urſprunge der Sprache vorgegangen ſein mag, als zur Erklärung irgend einer beſtimmten Sprachform angenommen zu werden pflegt. Wir ſtehen derſelben ſchon darum auf eine andere Weiſe als Herder gegenüber, weil dieſer die Vocale für die älteſten Beſtandtheile der Wurzeln hielt, während wir wiſſen, daß ſie vielmehr die unweſentlichſten und jüngſten ſind. Und wenn wir uns in einem Punkte, den Herder mit einer für ſeine Zeit verdienſtlichen Klarheit erkannte, mit ihm auf gleichem Boden befinden, nämlich, daß die Wurzeln aller Wörter Verba ſind, ſo iſt es uns dagegen nach der philoſophiſchen Geſammtanſchauung unſeres Jahrhunderts nicht ebenſo möglich, den Menſchen ſich beſinnend, ein Merkmal mehr oder weniger bewußt abſondernd, eine Sprachwurzel erfinden zu laſſen. Die Bedeutung des Unbewußten, des Inſtinctiven iſt uns auf-

gegangen. „Der Irrthum des achtzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen war“ — um mit Renans beredter Schilderung zu sprechen — „der Ueberlegung, dem freien und selbstbewußten Willen zuzuschreiben, was das natürliche Erzeugniß der menschlichen Fähigkeiten ist. Ueberhaupt begriff dieses Jahrhundert die Theorie der instinctiven Thätigkeit zu wenig; überwiegend in der Vorstellung von der Macht der Reflexion befangen, dehnte es die Sphäre menschlicher Erfindung viel zu weit aus.“ [16]

Kann nun aber instinctiv etwas Anderes nachgeahmt werden, als z. B. das besondere Brüllen eines Stieres? Können allgemeine Begriffe, wie brüllen, glänzen, gehen, unbewußte Wiedergabe von Eindrücken der Außenwelt sein? Diese Betrachtung muß uns auch gegen jede andere Erklärung der Wurzelbildung aus irgend einem Natureindrucke bedenklich machen. Sie ist ein Einwurf nicht nur gegen die Schallnachahmung, sondern überhaupt gegen die Entstehung der Sprachwurzeln auf irgend einem physiologisch-organischen Wege, welches der für uns allein noch mögliche Sinn

deſſen iſt, was die alte Philoſophie unter Entſtehung durch Phyſis oder Natur verſtand.

Heyſe wollte der Sprache drei Arten von Naturlauten zu Grunde legen: Empfindungslaute, Schallnachahmungen, und Lautgeberden oder Begehrungslaute. Unter dem (wenig zutreffenden) Ausdrucke „Lautgeberden" ſind Laute gemeint, die denſelben Zweck erfüllen ſollen, wie etwa eine deutende Geberde, oder ein Wink. Er gibt als Beiſpiele für die erſte Art: ha, hu, ach! — für die zweite: bä! krach! — für die Lautgeberden: ſt! he! holla! — und glaubt, unter andern vom Standpunkte der Sprachvergleichung unmöglichen Annahmen, z. B. das griechiſche *bûs*, Rind, von bu! herleiten zu dürfen.[17] Doch entgeht dem ſonſt ſcharfſinnigen Manne ſelbſt die Kluft nicht, die ſeine Naturlaute von „den Wörtern der Vernunftſprache" trennt.[18] Dieſelbe iſt in der That unermeßlich, und das Scheitern ſolcher abenteuerlichen Verſuche daher nicht zu verwundern.

Max Müller erörtert am Schluſſe des erſten Theiles ſeiner Vorleſungen „die letzten Fragen der Sprachwiſſenſchaft, nämlich die: wie kann der Ton zum Ausdruck des Gedankens werden? wie

wurden Wurzeln zu Zeichen allgemeiner Ideen? Wie wurde die abſtracte Idee des Meſſens durch mâ, die Idee des Denkens durch man ausgedrückt? Wie kam gâ dazu, gehen, sthâ ſtehen, sad ſitzen, dâ geben, mar ſterben, car wandeln, kar thun zu bezeichnen?"

Er antwortet darauf in folgender Weiſe: „Die vier- bis fünfhundert Wurzeln, welche als die letzten Beſtandtheile in den verſchiedenen Sprachfamilien zurückbleiben, ſind weder Interjectionen, noch Schallnachahmungen; ſie ſind phonetiſche Grundtypen, die durch eine der menſchlichen Natur inwohnende Kraft hervorgebracht werden. Sie exiſtiren, wie Plato ſagen würde, durch die Natur; obgleich wir mit Plato hinzufügen ſollten, daß wir, wenn wir ſagen, durch die Natur, damit meinen durch göttliches Wirken. Es giebt ein Geſetz, welches ſich faſt durch die geſammte Natur hindurchzieht, daß jedes Ding, das iſt, einen Klang von ſich giebt. Jede Subſtanz hat ihren eigenthümlichen Klang. Wir können auf die mehr oder weniger vollkommene Structur der Metalle aus ihren Vibrationen ſchließen, aus der Antwort,

die ſie ertheilen, wenn man ſie nach ihrem Naturklange fragt. Gold erklingt anders als Zinn, Holz anders als Stein, und verſchiedene Klänge entſtehen, je nachdem die Erſchütterung des Körpers verſchieden iſt. Ebenſo war es mit dem Menſchen, dem vollkommenſten Organismus unter den Werken der Natur. Der Menſch war in ſeinem vollkommenen Urzuſtande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, ſeine Empfindungen durch Interjection und ſeine Wahrnehmung durch Onomatopöie auszudrücken, er beſaß auch das Vermögen, den vernünftigen Conceptionen ſeines Geiſtes einen beſſern, feiner articulirten Ausdruck zu geben. Dieſes Vermögen hatte er nicht ſelbſt herangebildet. Es war ein Inſtinct, ein Inſtinct des Geiſtes, ebenſo unwiderſtehlich, wie jeder andere Inſtinct. Soweit als die Sprache das Product jenes Inſtinctes iſt, gehört ſie dem Reiche der Natur an. Der Menſch verliert ſeine Inſtincte, indem er aufhört ihrer zu bedürfen. Seine Sinne werden ſchwächer, wenn ſie, wie z. B. der Geruchsſinn, unnütz werden. So erloſch jenes ſchöpferiſche Vermögen, welches jeder

Vorſtellung, indem ſie zum erſtenmale durch das Gehirn drang, einen lautlichen Ausdruck verlieh, ſobald als es ſeinen Zweck erfüllt hatte.“

Die Annahme eines jetzt erloſchenen Vermögens der Sprachſchöpfung und die damit zuſammenhängende von einem vollkommenen Urzuſtande des Menſchen iſt eine Zuflucht zum Unbegreiflichen, und nicht weit von dem Eingeſtändniſſe entfernt, daß es uns der Natur der Dinge nach für immer unmöglich ſei, den wahren Sinn der Urwurzeln zu erkennen und den Vorgang des Sprachurſprunges zu erklären. Wir würden mit einer ſolchen Annahme auf einen myſtiſchen Standpunkt zurückgeführt ſein, da doch ſchon Herder das „Geſpenſt vom Wort Fähigkeit“ bekämpft und geſagt hat: „Ich gebe den Menſchen nicht gleich plötzlich neue Kräfte, keine ſprachſchaffende Fähigkeit, wie eine willkürliche qualitas occulta.“ Einige der größten Forſcher haben es in Wirklichkeit von dem bisherigen Standpunkte der Sprachforſchung aus vorgezogen, ſich des Urtheils über dieſe bedeutungsvolle Frage gänzlich zu enthalten.

Bopp begann die Vorrede zu ſeiner unſterb-

lichen „vergleichenden Grammatik“ (1833) mit den Worten: „Ich beabsichtige in diesem Buche eine vergleichende, alles Verwandte zusammenfassende Beschreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze und des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen. Nur das Geheimniß der Wurzeln oder des Benennungsgrundes der Urbegriffe lassen wir unangetastet; wir untersuchen nicht, warum z. B. die Wurzel i gehen und nicht stehen, oder warum die Laut-Gruppirung stha oder sta stehen und nicht gehen bedeute.“

Hören wir neben diesen, an der Wiege der vergleichenden Sprachwissenschaft gesprochenen Worten, wie sich noch in allerneuester Zeit ein schon erwähnter Vertreter der sprachphilosophischen Richtung ausspricht. Ein ungenannter Sprachforscher hatte, an den Satz anknüpfend, daß „die von Bopp abgelehnte Frage, warum i gehen und sta stehen bedeute, und nicht umgekehrt, auch heute noch ungelöst sei,“ einige Bemerkungen an Steinthal in Betreff der Lehre von den Reflex-

bewegungen gerichtet. In Erwiederung hierauf ſpricht ſich nun Steinthal (in der „Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft," 1867 S. 76) über die „naturſymboliſche Bedeutung" der Laute folgendermaßen aus: „Ich leugne," ſagt er, „ſolche den Lauten von Natur zukommende Bedeutung nicht. Sind die Wurzeln der Sprache Reflexlaute, ſo reflectirt ſich eben etwas, eine Seelenregung, in ihnen, und dieſe iſt ihre Bedeutung. Aber was ſich in jedem wurzelhaften Lautgebilde reflectirt, was dieſe Lautſtrahlen entſendet, das kann nicht a priori, ſondern nur a posteriori, nicht durch Phyſiologie, ſondern nur durch hiſtoriſche Sprachforſchung erkannt werden — wenn es überhaupt zu erforſchen iſt. Denn Jeden, der es wagt, die jedem Laute ſeiner Natur nach inwohnende Bedeutung zu beſtimmen, möchte ich im Tone des Dichters von Hiob fragen: ſtandſt du dabei, als ſich der Bruſt des noch ſtummen Urmenſchen der erſte Sprachlaut entrang? und verſtandſt du ihn? Oder hat man dir die Urwurzeln jener erſten Menſchen vor hundert tauſend Jahren überliefert? Sind das, was du als Wurzeln

hinſtellſt, und was wirklich Wurzeln ſein mögen, auch Wurzeln der Urzeit, unveränderte Reflexlaute? Sind jene deine Wurzeln älter als ſechstauſend, als zehntauſend Jahre? und wie viel mögen ſie ſich in den früheren Jahrzehntauſenden verändert haben? wie mag ſich ihre Bedeutung verändert haben?

„Nichtsdeſtoweniger bleibt es eine wichtige pſychologiſche Thatſache, daß die Laute einen onomatopoetiſchen Werth haben, daß wir dieſen Werth heute noch fühlen. Nur iſt dieſes Gefühl nicht ſicher genug, um als wiſſenſchaftlicher Beweis zu gelten, wie es denn auch bei den verſchiedenen Racen verſchieden iſt. Die Sprachen der mongoliſchen Race haben zur Bezeichnung von Naturereigniſſen viele Onomatopöien, welche wir nicht mitfühlen. Und das iſt weder zu verwundern, noch iſt es ein Beweis gegen die geiſtige Einheit des Menſchengeſchlechtes. Das Gefühl wird ja vielfach durch Aſſociationen der Vorſtellungen beſtimmt. Andere Aſſociationen aber walten im Kaukaſier, andere im Mongolen.

„Ich bin nicht geſonnen die Forſchung zu hemmen, und mag nicht Schwierigkeiten darſtellen,

die ich doch auch nur wieder aus meiner Phantasie von einer Urwelt holen könnte. Nur darauf wollte ich hinweisen, daß es allemal eine ungegründete Forderung ist, ganz individuelle Thatsachen, wie die Gestalt einer Wurzel ist, aus einem Principe construiren zu wollen, ohne die Kenntniß der besonderen Umstände, die dabei obwalteten, ja, bevor der Thatbestand selbst vollständig und sicher bekannt ist. Darum will ich auch kein Gewicht darauf legen, daß gerade das Beispiel von der Wurzel sta für stehen sich leicht aus unserer Stillschweigen gebietenden Interjection „st!" erklärt, daß noch näher s der lebendigste Ausdruck der einfachen Bewegung ist (wogegen r das Rollen und die ungleichförmige Bewegung bedeutet), das hinzugefügte t aber, wie schon Plato bemerkt, die Hemmung bedeutet, also s+t die Hemmung der Bewegung. Meine Meinung also ist: man schreite in der Wurzelforschung schrittweise vor, ohne die Endergebnisse, zu denen man gelangen will, vorauszugreifen; und so wird sich zeigen, wie weit man nach etlichen Geschlechtern gelangt sein wird."

Während wir uns ſo von Seiten der Sprachphiloſophie für die Löſung der letzten Fragen auf die in unbeſtimmter Ferne liegenden Endreſultate der poſitiven Forſchung vertröſtet ſehen, ſo ſcheint es beinahe, als ob in folgenden Worten Benfey's die poſitive Sprachforſchung umgekehrt der philoſophiſchen einen großen Theil dieſer Aufgabe zuwenden wollte. Indem er vier Richtungen der neueren Sprachwiſſenſchaft, eine analyſirende, eine philoſophiſche, eine vergleichende und eine geſchichtliche unterſcheidet, fügt er über die zweite, philoſophiſche, die in Beziehung auf die nahe Ausſicht einer Löſung kaum zuverſichtlichere Aeußerung hinzu: „Wie ſie nicht aufgehört hat, ſich an den Fortſchritten, welche auf dieſem Gebiete gemacht ſind, in ihrer Weiſe zu betheiligen, ſo darf man der Hoffnung Raum geben, daß ſie, ſobald die Unterlagen, deren ſie zu mächtigerer Wirkſamkeit bedarf, in noch umfaſſenderer und feſterer Art von ihren drei Schweſtern gelegt ſein werden, mit erſtarkter Kraft, erweitertem Geſichtskreis und vertiefter Anſchauung vielleicht nicht am Wenigſten dazu beitragen werde, uns dem Ziele

näher zu bringen, welches nur vermittelſt der harmoniſch zuſammenwirkenden Thätigkeit dieſer vier Schweſtern erreicht zu werden vermag.“ [19]

Pott ſagt: „Den geheimnißvollen Schleier, der über einer unbeſtreitbar vorhandenen, und der gleich räthſelhaften zwiſchen Leib und Seele parallelen Gemeinſchaft (communio) zwiſchen Laut und Begriff ruht, — wie ſich dieſelbe am ungetrübteſten, weil noch an der Quelle der Wörter ſelbſt, in der Wurzel offenbaren müßte, hat man bisher höchſtens an der einen oder andern Ecke ein wenig zu lüften vermocht, und ich zweifle, ob er ſich je wird völlig hinweg ziehen laſſen.“ Und nachdem er im Allgemeinen die „Bedeutſamkeit auch des buchſtablichen Lautes an ſich“ für eine unläugbare Wahrheit erklärt, beruft er ſich andererſeits auf den von ihm ſelbſt der Lautnachahmung gegenüber geführten Nachweis, wie unendlich ſolche Wörter, welche ſehr beſtimmte Naturlaute ſprachlich wiedergeben ſollen, als z. B. Donner, bellen, huſten, nieſen, ſchnarchen, trotzdem oft im Laute nach verſchiedener Richtung aus einander fliehen, und ſchließt

mit dem Satze: „Wir ſtehen hier vor einem gro-
ßen Geheimniß: das Band zwiſchen Begriff und
Laut.“ [20]

Auch Lepſius — deſſen Worte ſich unmittel-
bar darauf von Pott angeführt finden — ſpricht
ſich zwar zunächſt dahin aus, daß mit den Wur-
zeln urſprüngliche Empfindungslaute auf
uns vererbt ſeien, fügt jedoch hinzu: „Daß wir
aber dieſe urſprüngliche Richtigkeit der Wurzel-
laute uns jemals wieder zur Anſchauung bringen
könnten, iſt für uns noch weniger möglich, als
dem Wilden ſein ſcharfes Geſicht, Gehör, Geruch
abzulernen, weil uns dort nicht einmal das, was
wir begreifen ſollen, ſcharf gegeben iſt, ſondern erſt
durch trügliche Schlüſſe gewonnen werden ſoll.“ [21]

Schleicher, der einer bedeutenden Thätig-
keit ſo eben durch den Tod entriſſene Forſcher, hat
mehrfach die gleiche Ueberzeugung geäußert. Er
betrachtet es als eine unabänderliche Thatſache,
daß „wir über das Material der Sprache, über
den Urſprung des Lautes und die Urſachen des
Factums, daß verſchiedenen Menſchengruppen für
dieſelbe Anſchauung, für denſelben Begriff ver-

ſchiedene Laute als Bezeichnung ſich darboten, im Unklaren ſind." Ja er vindicirt der Sprachwiſſenſchaft „das Recht, auf die Frage: wie iſt die Sprache entſtanden? eine Antwort zu verſagen." „Die Sprachwiſſenſchaft, als eine Beobachtungswiſſenſchaft," ſagt er, „ſetzt ihr Object, die Sprache, voraus; die älteſte, einfachſte Form derſelben kann ſie aus den vorliegenden Sprachen erſchließen und ihre fernere Entwickelung verfolgen; aber wie der Menſch dazu gekommen iſt, dieſe einfachſte, erſchließbar älteſte Sprache zu ſchaffen, das zu ergründen iſt nicht ihre Sache. Die Lehre von der Entſtehung der Sprache liegt jenſeits ihres Gebietes, ſie fällt vielmehr in das der Anthropologie." — „Die Wurzeln, die Bedeutungslaute ſelbſt, nehmen wir in ihrer älteſten Lautform als gegeben an, und über die geheimnißvolle Entſtehung dieſer, d. h. über die Entſtehung der Sprache ſelbſt, wagen wir auch nicht die leiſeſte Vermuthung. Denn hier verliert der Sprachforſcher den Boden unter den Füßen, den er bis hierher mit jener Zuverſicht betreten konnte, die eine ſtrenge Methode gewährt. Die Wurzelbildung ſelbſt liegt

jenſeits der Sprachwiſſenſchaft, denn erſt muß Sprache da ſein, ehe Sprachwiſſenſchaft möglich iſt; die Lehre von der Entſtehung der Sprache iſt demnach von der Sprachwiſſenſchaft auszuſchließen, ſowie die Entſtehung der einfachen Grundſtoffe von der Naturwiſſenſchaft; ob ſie überhaupt möglich ſei, iſt eine Frage für ſich, deren Beantwortung uns glücklicherweiſe nicht obliegt.“[22]

So hat denn, wie es mit ſich bekämpfenden Dogmen zu geſchehen pflegt, der Gegenſatz der Phyſis und der Theſis zuletzt zum Scepticismus geführt; und auch die ſprachvergleichende Wiſſenſchaft hat ſich von der Ausſichtsloſigkeit, auf den bisher bekannten Wegen das Ziel zu erreichen, das ihr doch gerade den höchſten Werth verleiht, bis zu dem Beweiſe verleiten laſſen, daß wir über dieſes letzte Ziel, mindeſtens noch auf Generationen hinaus, Nichts wiſſen werden, ja wohl gar niemals etwas wiſſen können.

II.

Die Gründe, welche in dem Obigen gegen die Phyſis wie gegen die Theſis angeführt worden ſind, waren nicht blos gegen einander abgewogene dialectiſche Scheingründe. Das eine wie das andere Syſtem iſt in ſeiner Kritik, in ſeiner Verneinung des gegentheiligen berechtigt. Aber ſie ſind nothwendigerweiſe beide irrig wegen einer ſtillſchweigend angenommenen und dennoch unwahren Vorausſetzung. Warum bedeutet gehen eine Bewegung, ſtehen die Ruhe, und nicht umgekehrt? Warum kommt einem beſtimmten Laute eine beſtimmte Bedeutung zu und keine andere? Dies iſt die gemeinſame Frage, und die Antwort wird auf der einen Seite von einem inneren Zuſammenhang zwiſchen je einem Laut und dem entſprechenden Begriffe, auf der andern aus Willkür und Uebereinkunft hergeleitet.

Aber bezeichnet denn wirklich ein bestimmter Laut einen bestimmten Begriff und keinen andern? Dies ist es, dessen man von beiden Seiten so sicher zu sein glaubte, daß man es gar nicht erst untersuchte, und was dennoch meiner festen Ueberzeugung nach nur verneint werden kann.

Schon Demokrit, jener wunderbare Mann, der vor fast dritthalb Jahrtausenden erkannte, daß alle Dinge aus gleichartigen Atomen bestehen, hat die Entdeckung gemacht, daß es in der Sprache mehrdeutige Wörter gibt, und daß andererseits auch wieder mehrere Wörter dasselbe oder etwas nahezu Gleiches bedeuten, und hat dieselbe als einen Beweis gegen die Naturnothwendigkeit der Bezeichnung, und für das blos Conventionelle der Sprachentstehung, also für die Thesis angeführt.[23] Die heutige Sprachwissenschaft betrachtet diese Erscheinung als eine wenig bedeutende Ausnahme, als eine gelegentliche Abweichung von dem allgemeinen und ursprünglichen Zustande der Sprache. Pott führt unter Erklärung seines Einverständnisses die in folgenden Worten ausgesprochene Ansicht Diefenbachs (in seinem

bereits 1835 erſchienenen anregenden Buche „Ueber Leben, Geſchichte und Sprache“ S. 67) an: „Nach unſerer Meinung aber verbietet die Annahme einer durchgehenden Correſpondenz des Lautes mit dem Begriffe während der erſten Sprachperiode, in welcher die eigentlichen Wurzeln in erſter Potenz geſchaffen wurden, weſentliche Mehrdeutigkeit Eines Wurzellautes (vgl. Grimm II. 76) in dem Munde Eines Subjectes (Einer Sprachfamilie) anzunehmen; ſo wie andererſeits den Gebrauch mehrer Sprachwurzeln für Eine Vorſtellung. Erſteres wäre Aſthenie, dieſes Hyperſthenie, und Beides mit der für die erſte Sprachperiode vorauszuſetzenden Geſundheit nicht verträglich.“

Grimm an der von Dieſenbach hier angeführten Stelle beantwortet die Frage, ob man den Grundſatz, daß zwei verſchiedene Wurzeln auch in den Buchſtaben nothwendig verſchieden ſein müſſen, anerkennen dürfe? mit andern Worten, ob zwei äußerlich zuſammenfallende Wurzeln innerlich einander ganz fremd ſein können? mit nein in Betreff der zuletzt geſtellten Alternative. „Gälte

Letzteres," ſagt er, „ſo würde dadurch die Wurzelforſchung begrenzt und gehemmt, jeder ablenkenden Bedeutung zu Gunſten ein geſonderter Stamm aufgeſtellt werden müſſen und die Menge der Wurzeln unabſehlich ſein. Dagegen, wenn die erſtere Annahme ſtattfände, Hauptgeſchäft des Etymologen bliebe, die individuelle Form jeder Wurzel ſicher zu ſtellen, dann aber alles, was ſich zu denſelben Buchſtaben bekennt, ſchiene die Bedeutung noch ſo abweichend, unter ihr zu vereinigen." Diejenige Methode der Sprachforſchung, welcher er ſodann ſelbſt den Vorzug gibt, „wird aber," wie er hinzufügt, „durch die Wahrnehmung unendlicher Spaltungen der Bedeutung genöthigt werden, die reine Form als den gegebenen Haltpunkt, der ihr übrig bleibt, zu faſſen, und von ihr aus die Löſung des Mannigfaltigen zu unternehmen. Was aber dem Buchſtaben nach Eines iſt, kann der Sache nach nicht ein Anderes ſein." Grimm verkennt alſo die unendliche Spaltung der Bedeutung einer lautlich gleichen Wurzel durchaus nicht; er glaubt nur ſtets einen Zuſammenhang ſuchen, und die Bedeutungen, ſcheinen ſie auch

noch so abweichend, wohl oder übel zusammenbringen zu müssen, und zwar aus einem bloß technischen, offenbar durch die Sache selbst nicht gebotenen Grunde. Ich habe in meinem größeren Werke nachzuweisen versucht, daß es unmöglich ist, eine bestimmte Wurzel bei einem bestimmten Begriffe festzuhalten, oder umgekehrt; für gar manche Begriffe finden sich viele Wurzeln verwendet, und umgekehrt dient wieder manche Wurzel mehreren Begriffen zugleich. Der ungeheure Umfang, zu der sich die Erscheinung der Vieldeutigkeit und Viellautigkeit in den Wurzeln wirklich erhebt, wird im Einzelnen noch bestimmter und klarer hervortreten, so daß eher das Gegentheil als Ausnahme erscheinen möchte. Daß es nun aber in einer ersten Sprachperiode einmal anders gewesen sei, ist offenbar eine ganz willkürliche Annahme, die aus einer bloß vorausgesetzten Gesundheit dieses Sprachzustandes keineswegs bewiesen werden kann. Im Gegentheil: wenn der Urzustand der Sprache gesünder als der gegenwärtige wäre, so würde die Sprache nichts als eine Entartung ihrer ursprünglichen Form sein können [24];

während, wie ich im Folgenden zeigen werde, ſie ganz umgekehrt als Entwickelung aus einer dereinſt unvollkommenen Form zu faſſen iſt. Betrachten wir die gegenwärtigen, fertigen Wörter der Sprache: ſie ſind im Allgemeinen verſtändlich; Mehrdeutigkeit iſt Ausnahme. Vergleichen wir damit die Wurzeln: eine erſtaunliche Fülle von Stoff drängt ſich in ſie zuſammen, ſo daß ſich aus den Ableitungen gar mancher einzigen Wurzel eine ganze Sprache herſtellen oder erſetzen ließe. Iſt es nun nicht natürlicher, anzunehmen, daß dies ſich weiter rückwärts gegen die Urzeit hin in geſteigertem Maße ebenſo verhalte? Was kann uns bewegen, für die erſte Sprachſtufe eine ſtreng logiſche Correſpondenz zwiſchen Laut und Begriff zu unterſtellen, die ſich in einer zweiten getrübt und verwiſcht habe, um in der dritten aufs neue in Logik und Ordnung überzugehen? Man vergleiche z. B. eben die Wurzel *ſtehen*: uns ganz unzweideutig, ſchwankt ſie ſchon im Griechiſchen zwiſchen ſtehen bleiben, hintreten und ſtellen; und wenn auch nicht mit Beſtimmtheit behauptet, ſo wird doch es wenigſtens als Vermuthung, gegenüber

einem Erklärungsverſuche wie dem oben angeführten, ausgeſprochen werden dürfen, daß ſtehen (stha), wie ſo manche mit dem Anlaute s neben einer andern Wurzel ohne dieſen Anlaut (z. B. ſchwanken neben wanken) ſteht, ſo urſprünglich von thun (dha) nicht grundverſchieden geweſen ſei. Nun bedeutete aber die Wurzel dha, außer thun, auch ſetzen und geben; und welch eine verwirrende Maſſe von Vorſtellungen innerhalb des indogermaniſchen Sprachſtammes ſich an dieſe einfache Wurzel geſchloſſen hat, kann ein einziger Blick auf die gewaltigen Sammlungen Potts in ſeinem öfter angeführten Werke lehren. Daß die Wurzel da, geben, mit der erwähnten mehrfach zuſammenfließt, iſt bekannt, und daß ſie eine bloße Variation jener ſei, wenigſtens nicht ganz fern liegend. Und wenn es, einmal auf dem Boden der Hypotheſe, erlaubt iſt, noch einen Schritt weiter zu thun, ſo wird man es vielleicht nicht unmöglich finden, auch die Wurzel sad, ſitzen, ebenſo als eine Zuſammenſetzung aus sa da aufzufaſſen, wie stha als eine ſolche aus sa dha, wobei zu bedenken wäre, daß ſitzen eigentlich

ſich niederlaſſen, und Satz ſogar noch Sprung bedeutet.[23] Ich habe dieſe Hypotheſen nur ausgeführt, um die Frage, warum ſtehen gerade die Ruhe bedeute und nichts anderes? in dieſer ihrer unbedingten Form, und namentlich alle direct auf dieſelben verſuchten Antworten zurückzuweiſen, indem es ja noch gar nicht ausgemacht iſt, daß dieſe Bedeutung der Wurzel von jeher eigen und allein eigen geweſen ſei.

Neben der Wurzel da, geben, hat überdies der indogermaniſche Sprachſtamm mindeſtens noch drei andere, die ihr im Laute entweder urſprünglich gleich ſind, oder doch nicht mit Sicherheit unterſchieden werden können: ſie bedeuten wiſſen, binden und theilen, wozu nach einigen Sprachforſchern, ebenfalls ohne weſentlichen Lautunterſchied, noch die Bedeutungen eſſen, ſchützen und reinigen kommen.

Nehmen wir nun auf Grund der Thatſachen, oder, wenn man will, einſtweilen ohne dieſe Begründung an, die Wurzellaute ſeien von jeher mehrdeutig geweſen und zu größerer Beſtimmtheit im Laufe der Entwickelung fortgeſchritten, ſo iſt

dies ein Vorgang, der an ſich nichts Räthſelhaftes haben kann. Es läßt ſich noch heutzutage beobachten, und an hiſtoriſchen Beiſpielen vielfach nachweiſen, daß mehrere Wörter, deren jedes mehrere Bedeutungen auf ſich vereinigt, ihre Mehrdeutigkeit verlieren und ſich auf die verſchiedenen Bedeutungen vertheilen. Die Unterſcheidung, die wir z. B. zwiſchen der See und die See machen, iſt verhältnißmäßig neu. Man ſagte im Altdeutſchen urſprünglich der See in beiden Bedeutungen; aus dem Niederländiſchen, wo das Wort als Femininum ſich auf die Bedeutung Meer beſchränkt hatte, drang daſſelbe in der gleichen Beſchränkung in das Hochdeutſche.[26] Daß gerade die niederdeutſche Form die Bedeutung des Meeres, die ältere hochdeutſche die des Landſees erhielt, iſt mit der Natur der geographiſchen Heimath beider Formen ſehr im Einklang. Schwerer dürfte es ſein, einen Grund anzugeben, warum im Engliſchen queen zur Bedeutung „Königin" gelangte, entſprechend dem verwandten deutſchen König, während quean und das ſchwediſche kona äußerſt

niedrige Wörter ſind, *gynê* dagegen und das altnordiſche kona nur Weib heißen. Dem ſchwediſchen karl, Mann, ſteht im Deutſchen Karl jetzt nur als Eigenname, Kerl in einer nicht edlen Bedeutung gegenüber, während es in der ältern Sprache Held und Heerführer hieß; im Althochdeutſchen finden ſich noch die Bedeutungen Gatte, Geliebter, auch Männchen von Thieren; in andern Mundarten treten die Begriffe Großvater, Greis, aber auch Bauer hervor. Die eigentliche und erſte Bedeutung von Karl und Kerl iſt ohne Zweifel „Alter"; ſie ſtammen von der gleichen Wurzel mit den griechiſchen *gerôn*, *geraios*, *gêras*, *gêraleos*, *graus*. Man gebrauchte ſie offenbar zuerſt für den wirklichen Greis, dann für den Großvater, den Ehemann, und in verächtlichem Sinn für einen derben Alten, ſowie im ehrenden für einen Aelteſten und Edlen. Eigenname wurde Karl ſchwerlich unmittelbar von der Appellativbedeutung aus. Es ſcheint einer der vielen Beinamen des Gottes Wodan geweſen zu ſein, und auch Donar oder Thor hieß wahrſcheinlich Karl. Grimm hat bemerkt, daß der Wagen am Himmel im Schwe-

diſchen „Karlswagen“ heißt, und daß eine altſchwediſche Chronik ihn auf Thor beziehe, und zugleich auch den Namen „Wodanswagen“ für ihn nachgewieſen. Er hat ferner gezeigt, daß was von dem in der Tiefe der Erde in jahrhundertelangem Schlafe verweilenden Friedrich Rothbart erzählt wird, ſich zuerſt auf Donar bezog, deſſen Attribut der rothe Bart war, daß aber zugleich dieſelbe Sage öfter auch einen Kaiſer Karl anſtatt Friedrichs nennt.[27] Es ſpricht eine ganz allgemeine Analogie dafür, daß Eigennamen zuerſt für Götter gebildet, und von ihnen aus auf Menſchen übertragen oder für ſie abgeleitet werden. Der älteſte Friedrich Rothbart war demnach Donar ſelbſt; Karl als Göttername bedeutete entweder „Herr,“ oder „alter Mann,“ als welcher ja Odhin in der Edda ſo häufig erſcheint, wie denn in den Stellen, wo nach der beliebten Form der Eddalieder Odhin in verwandelter Geſtalt als Unbekannter auftritt, öfter für ihn mit einiger Abſicht karl (der Mann) gebraucht zu ſein ſcheint. Wahrſcheinlich war es jedesmal der höchſte Gott eines Stammes, dem dieſer Name gegeben ward, und dieſe

Stelle wechſelte bekanntlich zwiſchen Thor und Odhin. In Schweden, einer Hauptſtätte der Verehrung Thors, und in Franken, wo Wodan vorangeſtanden zu haben ſcheint, tritt Karl früh als menſchlicher Eigenname auf. Dobrowsky nimmt an, daß aus dem Namen Karls des Großen das ſlaviſche Wort für König, kralj (ruſſiſch karolj) entſtanden ſei, welches auch im ungariſchen kiraly, und für die chriſtlichen Könige im türkiſchen kiral zu finden iſt. Aber da die Deutſchen ſelbſt nicht den Namen des fränkiſchen Königs, ſondern den Cäſars zur Gattungsbezeichnung des Herrſchers verwendeten, ſo möchte die Entlehnung höchſtens von dem Hauptwortbegriff Karl, im Sinne von Herr, ausgegangen ſein.

Bei der Entwickelung der Sonderbedeutungen wirken, wie man ſieht, eine Menge von äußeren Umſtänden mit; im Allgemeinen kann man mit Recht als die Geſammturſache einer ſolchen Sonderbeſtimmung den Sprachgebrauch betrachten. Der Sprachgebrauch iſt die Gewohnheit, ein Wort in einem beſtimmten Sinne anzuwenden. Eine ſolche

Gewohnheit ſtellt ſich ganz von ſelbſt überall ein, wo ein Wort zu verſchiedenen Gebrauchsweiſen Veranlaſſung gibt. Das lateiniſche niger, ſchwarz, heißt im Sanskrit (nîla) auch blau, wohingegen krischna im Sanskrit ſchwarz, im Lateiniſchen, unter der Form canus, grau bedeutet.[28] — Bekommen iſt bei uns vorwiegend empfangen; become, engliſch: werden. — Bei uns iſt bellen der Laut des Hundes, auch des Fuchſes und Hirſches, im Angelſächſiſchen iſt es der des Ebers; im Engliſchen iſt bell die Schelle, während umgekehrt im Schwediſchen skälla bellen bedeutet.[29] Die Vertheilung der Bedeutungen hätte ohne Zweifel auch anders verlaufen können; die Engländer gewöhnten ſich, ein den Schall bezeichnendes Wort für die Schelle zu gebrauchen, das wir ebenfalls nur aus Gewohnheit für den Laut des Hundes anzuwenden pflegen.

Auch der einzelne Menſch fällt in ſeinen Handlungen ohne, ja wider ſeinen Willen ſtets der Gewohnheit anheim, indem, ſobald er eine Bewegung mehreremale ausgeführt, er ſchon ebendadurch die Neigung erlangt, dieſelbe auf eben

ſolche Weiſe gelegentlich zu wiederholen. Ebenſo mit Worten, wo ein Jeder leicht an ſich oder Andern beobachten kann, wie er unvermerkt ſich eine Redensart angewöhnt hat, und wenn er überhaupt darauf aufmerkſam wird, Mühe hat, ſie nur wieder zu vermeiden. Auch hat im Kleinen Jeder ſeinen individuellen Sprachgebrauch für ſich, der eine wird mit „gewiß," der andere mit „ja wohl" antworten; der eine lieber dunkel, der andere finſter ſagen. Beim Uebergang vom Leſen eines Schriftſtellers auf einen andern, beſonders in fremden, und namentlich ſchwierigeren Sprachen, fühlt man ſehr bald, daß man in einen neuen Wortkreis geräth. Während nun der Wechſelverkehr der Individuen die Abweichung des Sprachgebrauchs auf ein Minimum beſchränkt, fällt dieſe Schranke, wo es ſich um Dialecte oder Völker handelt, weg, und das Auseinandergehen des Sprachgebrauchs nimmt größere Dimenſionen an. Wie für dieſen räumlichen Gegenſatz, ſo finden ſich auch für den zeitlichen Gegenſatz, der die Sprache eines Schriftſtellers von vor tauſend Jahren uns kaum verſtändlich und einen nur wenige Jahr-

hunderte alten veraltet und lächerlich erſcheinen läßt, Analogien in dem ebenſo allmählichen Wechſel der Gewohnheiten und der Sprachweiſe des Individuums.

In allen nachweisbaren Fällen der Bedeutungsentwickelung herrſcht ein gemeinſames, ſehr einfaches Geſetz. Ueberall iſt es nur die Mehrheit des Vorkommens, welche entſcheidet. Je öfter ein Wort gebraucht wird, um ſo gebräuchlicher wird es; wird es dagegen eine Zeit lang zufällig nicht gebraucht, ſo kann es dadurch allein veralten, ja vergeſſen werden. Ein gleichgültiges Wort wird einigemale zufällig in lobendem Sinne angewendet; es erhält hierdurch die Tendenz zu ausſchließlich lobender Bedeutung. Daſſelbe Wort wird vielleicht in einem andern Dialect öfter in tadelnder Bedeutung angewendet und erhält dadurch die entgegengeſetzte Tendenz. So differenziiren ſich gleichgültige Wörter nach zwei Seiten hin. Oder es bilden ſich aus irgend einem äußerlichen Grunde, dergleichen beſonders in der früheren Sprachgeſchichte mancherlei nachweisbar ſind, Doppelformen eines Wortes auch in einem und

demſelben Dialect: ſogleich wird eine Neigung zur Sonderung der Bedeutungen entſtehen; denn wenn beide anfangs noch ſo gleichgültig für den ganzen möglichen Umfang ihres Sinnes gebraucht werden, ſo wäre es doch ein kaum denkbarer Zufall, wenn die äußerſt feine Wage des Sprachgefühls bleibend einſtehen, wenn nicht mindeſtens die Stimmung, die Färbung eine Form von der andern unterſcheiden ſollte. Dies iſt auch der eigentliche Grund, warum es in der Sprache keine wahren und völlig einander deckenden Synonymen gibt. Es iſt keineswegs immer die Grundbedeutung, aus welcher der oft ſehr zarte, kaum faßbare Unterſchied der Bedeutung ſinnverwandter Wörter entſpringt. Haut und Fell pflegen, jedoch mit Unrecht, von einer verſchiedenen Bedeutung abgeleitet zu werden: wie dem ſei, der Engländer gebraucht hide genau wie wir Fell, ſo daß es nur verächtlicherweiſe vom Menſchen geſagt werden kann, und auch bei uns iſt die Unterſcheidung nicht von jeher gemacht worden; in „Haut und Haar“ iſt gewiß nur an Fell zu denken, und die Mehrheit Häute unterſcheidet ſich inſofern von Felle, als nicht wie hier werth-

volles Haar, ſondern mehr das Leder in Betracht kommt; umgekehrt wurde Fell im Mittelhochdeutſchen im edelſten Zuſammenhange von der menſchlichen Haut gebraucht.

So wenig man nun in dieſen Unterſcheidungen etwas Naturnothwendiges finden wird, ebenſowenig wird Jemand auf den Gedanken gerathen, ſie für ein Werk der Willkür, der Verabredung, alſo der Theſis zu halten. Haben wir es ſo mit einander verabredet, Löwenhaut und Eſelshaut, dagegen Widderfell und Zobelfell, Hirſchhaut und Rehfell zu ſagen? Oder die Engländer cow-hide und lion's skin?[30] Iſt es mit den Schweden ausbedungen worden, daß ſie ſchellen ſtatt bellen ſagen möchten, damit hinwiederum in England bell für die Schelle gebraucht werden könne? Und haben die germaniſchen Stämme das Wort Karl nach ſeinen verſchiedenen Bedeutungsrichtungen unter ſich gütlich getheilt? Es war zu alledem weder eine Veranlaſſung noch eine Möglichkeit, und dennoch wiſſen wir ſehr wohl, was wir unter Karl zu verſtehen haben, und dagegen die Schweden ebenſowohl, daß karl Mann bedeutet.

Die Römer verſtanden unter den grauen Haaren keine ſchwarzen, die Inder unter den ſchwarzen keine grauen, obwohl beide genau daſſelbe Wort hier in entgegengeſetzter Bedeutung gebrauchten. Und warum das? Weil die Bedeutungen ſo langſam und unmerklich auseinandergegangen waren und ſich feſtgeſtellt hatten, daß Niemand der Veränderung ſich bewußt werden konnte; weil Jeder das Wort immer ebenſo brauchte, wie ſeine Umgebung es verſtand, und es auch ebenſo zu gebrauchen glaubte, wie ſeine Vorfahren es gebraucht hatten. Cicero würde ſich nicht wenig gewundert haben, zu erfahren, daß canus jemals ſchwarz bedeutet hatte, eben wie wir uns wundern zu vernehmen, ſchlecht habe dereinſt ſo ſehr etwas Gutes bezeichnet, daß es bei Luther heißt: „was uneben iſt, ſoll ſchlechter Weg werden," und einige Jahrhunderte früher ſogar von Gott geſagt werden konnte: „er thue Nichts als Schlechtes."[31]

Langſame Entwickelung, Hervortritt des Gegenſatzes aus unmerklichen Abweichungen iſt hiſtoriſch überall die Urſache der Bedeutungsvertheilung einer-, des Verſtändniſſes andererſeits. Wir müſſen uns

nun die Frage vorlegen, ob es immer ſo geweſen, ob alle Sprachſchöpfung aus dieſem Proceſſe habe hervorgehen können, oder ob irgendwo eine große geiſtige Kataſtrophe bemerkbar werde, welche ganz plötzlich beſtimmten Lauten beſtimmte Bedeutungen zugetheilt, beſtimmte Begriffe in Lauten ausgeprägt habe, die ihnen, ſei es von Natur auf irgend eine unbegreifliche Weiſe angemeſſen, ſei es willkürlich für ſie ausgewählt worden ſeien? Ich habe eine ſolche Kataſtrophe nirgends gefunden, und glaube mit den Kräften, deren Wirklichkeit bewieſen iſt, und die, ſoweit die Geſchichte reicht, in der Sprache ſtets thätig ſind und waren, für alle Zeiten völlig auszureichen. Ich habe keinen Punkt aufzufinden vermocht, wo irgend ein Begriff auftauchte, der nicht von einem andern ſchon vorhandenen abſtammte, wo alſo der Geiſt gezwungen wäre, ſich für irgend eine Vorſtellung ein Zeichen von außen, etwa an einem Schalle, zu ſuchen, oder auch in Folge eines neuen Eindruckes zu einer neuen Lautbewegung Veranlaſſung zu bieten.

Was zunächſt die abgeleiteten Wörter im Gegenſatze zu den Wurzeln, oder beſſer geſagt, alle

wirklichen Wörter, demnach die ganze Sprache bis auf einen verhältnißmäßig kleinen Reſt betrifft, ſo läßt ſich über ſie nicht füglich zweifeln. Ebendaſſelbe, was uns zwiſchen Hebel und Heber unterſcheiden lehrt, lehrte auch die Inder, daß das Particip der Wurzel dha, nämlich hita, den Begriff gut, eine Subſtantivbildung derſelben, dhâtu, die Bedeutungen Metall, Element, Sprachwurzel, und dagegen dhâtri Schöpfer ausdrücken ſollte; daß ferner dhâman Stätte, Geſetz, Zuſtand heißen ſollte, während das lautlich identiſche griechiſche Thema eine Reihe anderer Bedeutungen entwickelt, und Theſis das uns hier vielfach beſchäftigende Wort für willkürliche Feſtſetzung iſt. Durch die Flexionsform werden alle dieſe Begriffe nur etwa zu: geſetzt, Satz, Setzendes, Satzung beſtimmt.

Von den Zeitwörtern iſt in allen indogermaniſchen Sprachen die ganz unverhältnißmäßige Mehrheit mit Partikeln zuſammengeſetzt; die einfachen Zeitwörter ſchwinden in der Folge immer mehr aus dem Gebrauch. Hier iſt es nun überall ganz klar, daß die Zuſammenſetzung an ſich einen vielfachen Sinn zuläßt,

und daß der Sprachgebrauch über die wirklichen Bedeutungen entſcheidet; den ſpeciellen Sinn z. B. der Verba umbringen, verſtehen, verfaſſen, erſetzen, empfinden, oder der ſelbſt noch mehrdeutigen aufheben, ausſchlagen, kann auch, wer die Beſtandtheile kennt, nicht ohne Kenntniß des Sprachgebrauchs, und zum Theil auch noch des Zuſammenhangs, errathen. Auch dies war ſchon in ſehr früher Zeit ſo; in den Vedaliedern findet ſich ſchon ein ebenſo detaillirter Gebrauch zuſammengeſetzter Zeitwörter, ja einige ſcheinen in die vorindiſche Urzeit zurückzureichen.

Die ableitenden Beſtandtheile ſelbſt haben ebenſo wechſelnde Schickſale, eine ebenſo allmähliche Entwicklung und Entſtehung gehabt. Das zur Ableitung gewordene thum iſt weſentlich daſſelbe mit dem erwähnten Thema, dhâma; es bedeutet Stätte und Zuſtand, z. B. Heiligthum, Alterthum, Irrthum, engl. wisdom, altnordiſch barndomr, Kindheit. Die Ausbildung dieſer Ableitungsſilbe iſt ſelbſt offenbar nichts, als eine durch den Sprachgebrauch bewirkte mehrfache Verwendung des einſt ſelbſtſtändigen Wortes in

Abweichung von dem sonstigen Gebrauche der Indogermanen. Ein anderes ebenfalls nur germanisches Ableitungsmittel ist schaft, ohne Zweifel mit schaffen verwandt. Man könnte glauben, das damit gebildete Eigenschaft, als die eigene Beschaffenheit, sei naturgemäß von Eigenthum, der eigenen Stätte, unterschieden; aber im Mittelhochdeutschen vertrat Eigenschaft auch das letztere, erst einer neueren Zeit angehörige Wort,[32] und auch hier hat also erst der Sprachgebrauch den Begriff fixirt. „Jeder Dialect," sagt Grimm (D. Gr. II. 395), „und in jedem Zeitraum pflegt und vervielfacht gewisse Ableitungen vor andern. So ist bemerkt worden, daß die althochdeutschen Abstracta auf ida, nissi und unga im Mittelhochdeutschen viel geringeren Umfang erhalten, desgleichen die Masculina auf ing allmählich aussterben, wogegen die neuhochdeutschen Feminina in sich ausgebreitet haben. Eigenthümlich der gothischen Sprache ist die Ableitung ubni; von ung, oht, inna weiß sie nichts. Der althochdeutschen fremd sind die gothischen und altnordischen Verbalia auf ns, die goth. und altnord. Verba auf nan, na; aber die aus

Participien prät. gebildeten Feminina wiederum bloß althochdeutſch. Die altnordiſche kennt nichts, was dem althochd. nissi, ahi und inna entſpräche, wofür ihr die Neutra auf indi, Verba ka eigen ſind. Im Schwediſchen und Däniſchen haben die else weit um ſich gegriffen; nt, nk findet ſich bloß althochdeutſch und angelſächſiſch; ns bloß althochdeutſch. Selbſt innerhalb derſelben Mundart laſſen ſich hin und wieder engere Grenzen ziehen."

Wird man ſich wundern, wenn bei der Vergleichung von verwandten Sprachen daſſelbe Geſetz, nur noch entſchiedener, zu Tage tritt? Wo ſind unſere Abſtracta auf niß, gothiſch nassus, ruſſiſch nostj [33], im Griechiſchen, Lateiniſchen oder Sanskrit, wo die gothiſche Adverbialendung ba, z. B. in ubilaba, übel? Die Silbe ung, die wir zur Bildung von Abſtracten verwenden, kommt im Sanskrit als anc zum Vorſchein, und bedeutet wärts. [34]

Die Form des lateiniſchen ſogenannten Supinums auf tum iſt im Sanskrit als Infinitiv verwendet, im Griechiſchen und Deutſchen gibt es keine grammatiſche Form dieſer Art. Das

Engliſche hat Participien oder Infinitive auf ing, die ſonſt beiſpiellos in der indogermaniſchen Grammatik ſind. Das Sanskrit und die ſlaviſchen Sprachen bilden das paſſive Participium, ganz ähnlich wie das Deutſche, bald mit t bald mit n, wobei jedoch die die Wahl zwiſchen beiden Formen beſtimmenden Bedingungen in den Sprachzweigen verſchieden ſind [35]; im Lateiniſchen werden alle dieſe Participien auf tus (oder das daraus entſtandene sus) gebildet, im Griechiſchen iſt die entſprechende, ebenfalls nur mit t gebildete Form, Endung bloßer Verbaladjectiva. Wenn wir nun aber im Lateiniſchen plenus, voll, neben completus, angefüllt, ſtehen ſehen, wie im Sanskrit pûrṇa neben pûrta: ſo liegt der Gedanke nah, daß n anfangs zur Ableitung von einigen Adjectiven mit paſſivem Sinn gebraucht, und erſt in der Folge von einer oder der anderen Sprache regelmäßig zur Bildung von Participien verwendet worden ſei. Unſere Endung der Imperfecte, te, iſt nachweisbar aus that entſtanden, gehört alſo derſelben Wurzel dha an, die wir in ſo mancherlei Verwendungen ſchon

beobachtet haben. Zu ähnlichen Zwecken wird ſie auch in der Conjugation anderer Sprachen angewendet, aber doch ſtets mit Abweichungen in der Function, die nur dem Gebrauche zugeſchrieben werden können. Man faſſe irgend ein Formationselement auch der älteſten Zeit beſtimmt ſeiner Entſtehung nach ins Auge, z. B. das der Urſprache ſchon angehörige s des Nominativs: man wird nicht umhin können, immer wieder denſelben Proceß anzunehmen.

Alle Analogie wird nur durch die Vorausſetzung einer ähnlichen Entſtehung erklärlich. Die Bedeutungskategorien, welche z. B. durch die Anwendung einer beſtimmten Ableitungsſilbe entſtehen, entſprechen Allem eher, als verſtändig geſonderten, klar gewählten Claſſen der Gegenſtände; ſie ſind meiſtens ganz unfaßbar, logiſch nicht darzuſtellen, und verrathen oft gar kein Eintheilungsprincip, oft ein wunderliches, werthloſes, überflüſſiges. Es gibt Ableitungsendungen mit lobendem oder tadelndem Sinn, einige drücken eine Krankheit, andere einen Stoff, eine Farbe, einen Ort, ein Werkzeug, ein Glied aus; einige deuten

die Beziehung auf Thiere, Menſchen, Pflanzen an. Wie wir eiſern, hölzern, gläſern, ſo ſagt man im Lateiniſchen ferreus, ligneus, vitreus; wenn aber der Stoff von einem Thiere hergenommen iſt, ſo ſagt man caninus, ferinus, anserinus, wofür wir nur Zuſammenſetzungen bilden: Hunde=, Wild=, Gänſe=. Liegt dieſe Scheidung in der Natur der Endung? Gewiß nicht. In marinus, vom Meere, divinus, göttlich, hat daſſelbe inus eine weit allgemeinere Bedeutung. — Unſere tadelnde Endung iſch iſt erſt neuhochdeutſch; kindiſch iſt, wie in Grimms Wörterbuch (von Hildebrand) nachgewieſen wird, erſt im 18. Jahrhundert zu ausſchließlich tadelnder Bedeutung gelangt, und ſtand ſelbſt in Schillers Sprachgefühle noch nicht ganz feſt, daher er Stellen, in denen er anfangs das Wort angewendet hatte, ſpäter veränderte. Luther konnte das Evangelium noch eine „kindiſche Lehre“ nennen, während andererſeits kindlich ſich noch im älteren Neuhochdeutſch in einem Zuſammenhange findet, wo wir nur kindiſch ſagen können. „Das Wort,“ ſagt Hildebrand, „war eben ſittlich gleichgültig und erhielt

ſeine Färbung erſt durch die Umſtände.“ Wir können hier den ganzen Vorgang geſchichtlich verfolgen. kindlich legte zuerſt ſeine indifferente Natur ab, und hörte auf, unter Umſtänden gebraucht zu werden, wo Verachtung ausgedrückt werden ſollte. Dadurch entſtand ein Uebergewicht tadelnden Gebrauches für kindiſch, welches nun immer entſchiedener dem Ziele zuſtreben mußte, das es erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts definitiv erreichte. Aber der Vorgang iſt ein nicht auf dies Wort iſolirter. Er ſteht im Zuſammenhang damit, daß z. B. diebiſch im 15. Jahrhundert das ältere dieblich ganz zu verdrängen begann. Das bloße Vorhandenſein dieſes diebiſch war für ein jedes mit der gleichen Endung verſehene Wort ein Stein mehr in der Schale der nach der übeln Seite hin ausſchlagenden Bedeutung. Dennoch iſt jene urſprüngliche indifferente Natur der Endung nicht ganz verloren, wie maleriſch, kriegeriſch u. A. zeigen. Solche rein geſchichtliche Vorgänge haben ihre vollſtändigen Parallelen in älteren Schichten, die ganz offenbar ebenſo zu beurtheilen ſind. Man ver-

gleiche z. B. die lateiniſche tadelnde Endung ax und daneben verax, wahrhaft.

Uebereinſtimmung zwiſchen der neueſten und älteſten Zeit in Beziehung auf das Grundgeſetz der Bedeutungsentwickelung gibt den Unterſuchungen einen erhöhten Werth, welche über die romaniſchen Sprachen in ſo vollendeter Weiſe von Diez ausgeführt worden ſind, und welche das wunderbare Phänomen neuentſtehender Sprachen bis in die Einzelnheiten klar und verſtändlich vor Augen legen. Man leſe in der berühmten „Grammatik der romaniſchen Sprachen" den Abſchnitt über die Wortbildungslehre (beſonders den erſten Abſchnitt des dritten Buches) und ſtaune über die Maſſe der theils neu entſtehenden, theils aus lateiniſchen Endungen ſich differenziirenden, theils zu einer Menge unendlicher Feinheiten der Begriffsunterſcheidung ſich zerſplitternden Bildungsmittel.

Vielleicht wird man zu glauben geneigt ſein, die Entſtehung grammatiſcher Kategorien in den älteſten Sprachſchichten, der wichtigſten Unterſcheidungen zwiſchen den Redetheilen u. dgl. ſei urſprünglich von anderem, feſterem Stoffe ausgegangen.

Aber wenn indiſche Grammatiker über Ableitung aus Völkernamen Regeln aufſtellen, die auf den Kaſtenunterſchied des zu Bezeichnenden gegründet ſind, ſo iſt dieß ein jüngerer, aber offenbar analoger Vorgang, wie unſere Unterſcheidung nach Geſchlechtern. Bei etwas tieferem Eindringen bemerken wir, daß ſolche rein grammatiſche Unterſcheidungen erſt ſecundär ſind, und ſich ſpät und langſam aus einer Maſſe ganz anderartiger Claſſificationen klären und ſondern. Der indogermaniſche Sprachſtamm hat eine Kategorie von Verwandtſchaftsnamen, wozu Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, Tochter, das lateiniſche levir (Schwager als Bruder des Gatten) u. A. gehören, und die älter iſt, als manche grammatiſche Kategorie.

Die Frage, ob etwas eßbar iſt oder nicht, oder auch ob es naß oder trocken, findet auf weit älteren Stufen ihre Berückſichtigung in der Wortbildung und Grammatik, als ob es ein Subſtantiv oder Adjectiv, ein Singular oder ein Plural iſt. Andererſeits haben unſere Sprachen noch heute einige wenige Spuren aus einer Zeit aufzuweiſen, wo die Begriffsverſchiedenheit, die wir durch

grammatiſche Flexion ausdrücken, noch nicht ſcharf von der wurzelhaften geſondert war, die wir durch ganz verſchiedene, nicht mit einander verwandte Laute getrennt erhalten. Es gibt z. B. eine Reihe Adjectiva, die in den indogermaniſchen Sprachen unregelmäßig geſteigert werden, namentlich: gut, beſſer, bonus, melior; dieſes und die der ähnlichen Ausnahme unterworfenen Eigenſchaftswörter entſprechen alle ſehr geläufigen, früh ausgebildeten Begriffen. Die Steigerung war in ihnen dem Begriff nach ſchon vollzogen, ehe die Form der Comparation ausgebildet war; ſie wurde ebenſo unterſchieden, wie wir gut und ſchlecht unterſcheiden, nämlich durch verſchiedene Wurzeln. So hat im Sanskrit varam, beſſer, kein Zeichen der Comparation. Das vielleicht damit zuſammenhängende wohl wird nach demſelben Princip in ſämmtlichen germaniſchen Sprachen als Adverb zu gut verwendet. Aehnlich verhält es ſich z. B. mit ich bin und ich war; von Begriffen jüngeren Urſprungs, von Zeitwörtern wie etwa fühlen, iſt dergleichen beiſpiellos: denn als die Nothwendigkeit eintrat, ſie nach ver-

ſchiedenen Zeitverhältniſſen anzuwenden, waren für dieſe die Flexionsformen längſt durch jahrhundertelangen Gebrauch feſtgeſtellt.

Der große Unterſchied zwiſchen Sprachgeſetz und Sprachregel, zwiſchen der unbewußten, unwillkürlichen Herſtellung der Geſetzmäßigkeit und der bewußten Erkenntniß und Formulirung des Geſetzes, beruht in dem ſo eben dargeſtellten Entwicklungsgang der Sprachform. Die Sprache iſt ein höchſt wunderbarer, zarter, überall die beſtimmteſten und doch feinſten Geſetze verrathender Organismus; ſo ſehr, daß auch ganz abgeſehen von ihrer Zweckmäßigkeit, ſie bloß wegen ihrer architectoniſchen Vollendung, welche wir ja auch an einem Bauwerke bewundern müßten, über deſſen Zweck und Brauchbarkeit uns nichts bekannt wäre, alle Möglichkeit ausſchließt, von Menſchenhänden gemacht zu ſein und menſchlichem Bewußtſein zu entſpringen. „Da ſich ohne Sprache," ſagt Schelling wahr und ſchön, „nicht nur kein philoſophiſches, ſondern überhaupt kein menſchliches Bewußtſein denken läßt, ſo konnte der Grund der Sprache nicht mit Bewußtſein gelegt werden, und dennoch,

je tiefer wir in ſie eindringen, deſto beſtimmter entdeckt ſich, daß ihre Tiefe die des bewußtvollſten Erzeugniſſes noch bei weitem übertrifft. — Es iſt mit der Sprache, wie mit den organiſchen Weſen; wir glauben dieſe blindlings entſtehen zu ſehen, und können die unergründliche Abſichtlichkeit ihrer Bildung bis ins Einzelnſte nicht in Abrede ziehen.“ [36]

In der That iſt es undenkbar, daß auch nur ein (für die Zwecke der Sprache doch ganz gleichgültiges) Lautgeſetz mit Bewußtſein gemacht werde. Jedes beliebige Beiſpiel kann uns davon überzeugen. Unſer Zahn (urſprünglich dant) lautet griechiſch *odûs* oder *odôn*. Beide Formen ſind aus odonts entſtanden: die erſte, indem t wegfiel, denn die griechiſche Regel lautet, daß t vor s nicht geduldet werden darf; da aber nach einer andern Regel auch n vor s nicht ſtehen bleiben ſoll, ſo fiel es ebenfalls aus, und o wurde nach einer dritten Regel in û verwandelt. Die andere, joniſche Form *odôn* warf, um t vor s zu vermeiden, vielmehr das s weg; nun aber trat eine vierte Regel in ihre Rechte, nach der kein griechiſches Wort mit t ſchließen darf:

das t fiel nun alſo ebenfalls weg, und nach einer fünften Regel wurde dafür das o verlängert.[37] Bei einer jeden Form, die wir ſprechen, vollziehen wir ſolche Regeln in Menge, und ſo complicirt ſie ſind, ſo unverbrüchlich ſind ſie; ſo daß der Sprachforſcher mit Recht bei einer jeden ſogenannten Ausnahme nach einer neuen Regel ſucht, die die Ausnahme begründet und veranlaßt. Dennoch, wer hätte die Regeln erfinden ſollen, und zu welchem Zwecke? wer weiß auch nur von ihnen, ohne Grammatik und zum Theil Sprachforſchung? Andererſeits waren ſie nicht immer vorhanden; die Regel z. B., daß t kein Wort ſchließen darf, iſt eine erſt ſelbſtſtändig auf griechiſchem Boden entſtandene. Solche Geſetze entſtehen noch täglich, zeigen ſich in den lebenden Volksdialekten, wie in längſt ausgeſtorbenen Sprachen. Ein Volksdialekt, der z. B. in Traum und Baum das au in a verwandelt, in Haus dagegen es unverändert läßt, folgt hier ebenſo unbewußt als conſequent dem etymologiſchen Gegenſatze, wonach in Traum und allen ähnlichen das au einen anderen Urſprung als in Haus hat und z. B. auch im

Engliſchen einen Gegenſatz wie dream, house zeigt.[38] Die ſogenannten Lautgeſetze ſind Lautgewohnheiten, welche ſich ausbilden, feſtſetzen, wechſeln, in verſchiedenen Dialekten auseinandergehen, ohne jedes Zuthun des Bewußtſeins.[39]

Soweit ſich alſo die Sprache unſerer Beobachtung erſchließt, in Lauten und Begriffen, iſt alles aus einem früheren Zuſtande hervorgegangen. Die Lautgeſtalt der Worte iſt nicht immer ſo geweſen, wie ſie iſt; ſie iſt nach Lautgewohnheiten umgewandelt, und durch den Gebrauch feſtgehalten. Mit der Bedeutung der Wörter iſt es ähnlich — bis auf die Wurzeln. Aber dieſe? Um dieſe hatte es ſich ja eigentlich allein gehandelt. Wir müſſen unterſuchen, wie weit ſich das bisher beobachtete Geſetz, Umwandlung der Begriffsfunction durch den Gebrauch, bis in das eigentliche Herz der Sprache hineinerſtreckt.

Es iſt oben von einer Wurzel da, binden, die Rede geweſen. Sie kommt z. B. im griechiſchen *deô* (woraus Diadem) vor, und iſt vielleicht richtiger auf die Form dja zurückzuführen. Daneben exiſtirt eine Wurzel dam, bändigen,

domare; und in der Bedeutung „bändigen“ mit dieſem zuſammentreffend ferner im Sanskrit jam. Die Aehnlichkeit, welche zwiſchen dieſen Wurzeln und ju, verbinden, ſchirren, zügeln, binden u. ſ. w. ſtattfindet, iſt lautlich und begrifflich groß genug, um z. B. auch das dieſer (oder einer ſehr ähnlichen verlorenen) Wurzel entſprechende griechiſche *zônnymi*, gürten, mit *deô*, binden, zuſammenzuſtellen. Es iſt aber auch bekannt, daß neben ju faſt gleichbedeutend juǵ, junǵ, das lateiniſche jungo, neben *zônnymi* auch *zeugnymi*, ſchirren, ſteht, woher ſchon in der indogermaniſchen Urzeit das Wort Joch gebildet war. Endlich gibt es unzweideutige Spuren, daß eine Wurzel von gleichem Begriff auch mit anlautendem g vorhanden war. Im Sanskrit ſteht neben dampatî, Ehegatten, das gleichbedeutende ǵampatî; neben jama, Zwilling, ǵâmi, Geſchwiſter, und im Lateiniſchen gemini, Zwillinge. Jâmi heißt im Sanskrit ſowohl Schweſter als Schwiegertochter; das letztere heißt auch ǵâmâ; Schwiegerſohn heißt ǵâmâtri und jâmâtri. Man ſieht, daß auch *gambros*, gener, Schwiegerſohn, ferner

jâtṛi, ſlaviſch jentry, *einateres*, janitrices,[40] Frauen, die Brüder zu Männern haben, alſo Schwiegertöchter von deren Eltern ſind, und *gamos*, Ehe, ebenſowohl als *damar*, Gattin, hierher gehören. Es kann hier nicht meine Abſicht ſein, die gewaltige Menge von Formen und Begriffen, die unter die hier zuſammengeſtellten Wurzeln fallen, aufzuführen; auch will ich nicht verſuchen, die urſprüngliche Geſtalt derſelben und den Lauf ihrer Verwandlungen feſtzuſtellen.[41] Es genügt für den gegenwärtigen Zweck, daran zu erinnern, daß damas, das Haus, und jamas, der Zwilling, nebſt *gamos*, Ehe, in der Form der Wortbildung ſich nicht unterſcheiden; die Trennung der Bedeutung beruht allein auf der verſchiedenen Form der Wurzeln. Alle drei Benennungen gehen von dem Begriff verbinden aus: Haus iſt der verbundene Bau, Zwillinge das verbundene Paar, Ehe die Verbindung. Es ſetzt ſich alſo daſſelbe Spiel der Bedeutungsſcheidung durch die Form innerhalb der Wurzeln ebenſo, wie innerhalb der Ableitungen fort. Wie wir einen Bund von einem Band durch die Wortbildung

unterſcheiden, einen an ſich gleichgültigen Lautgegenſatz zu Begriffsverſchiedenheit verwendend, ſo gebraucht ſchon das älteſte Sanskrit abweichende, aber verwandte und anfangs gleichbeutige Wurzeln mit ganz ähnlichem Erfolge. Und wenn Zaum, wie ich nicht zweifle, von der Bedeutung Band oder Riemen ausgehend, zu einer der hier behandelten Wurzeln gehört (ebenſo wie zahm, ziemen, und Zunft nebſt *dêmos*[42]), ſo läßt ſich wohl behaupten, daß Zaum und Joch, ſo verſchieden ſie auch im Laute, ſowie nach den Umſtänden, Zeiten und Orten der Feſtſetzung ihrer Form und ihres Begriffes ſein mögen, doch an ſich durchaus verwandte Wörter ſind. Ueberhaupt aber iſt es, was die Vertheilung der Begriffe betrifft, für den ganzen Complex der innerhalb des geſchilderten Wurzelkreiſes fallenden Wörter unverkennbar, daß es, abſtract genommen, auch anders hätte kommen, und z. B. ebenſowohl jama das Joch, und juga Haus hätte bedeuten können.

Man wird vielleicht zunächſt annehmen, daß die Gleichgültigkeit für die Bedeutung, die Freiheit in der Wahl der einen oder andern Wurzel

zur Bezeichnung eines beſtimmten Begriffes, aus der nahen Verwandtſchaft dieſer Wurzelformen herrühren, die ſie als bloße Variationen einer einzigen erſcheinen läßt. Aber ich habe ſchon in meinem größeren Werke an einem anderen Beiſpiele gezeigt, daß die Wurzeln durch den ganzen Lautvorrath der Sprache hindurch ſchwanken und variiren können, wo denn dieſe Scheidung zwiſchen Variationen und weſentlichen Unterſchieden unmöglich wird. Das Ergebniß wird indeſſen ganz daſſelbe ſein, wenn wir hier nur einige Wurzeln ins Auge faſſen, welche für den Begriff „binden“ in den Sprachen des indogermaniſchen Stammes wirklich im Gebrauche ſind. Zunächſt findet ſich das dem deutſchen b i n d e n entſprechende bandh ſchon im Sanskrit als regelmäßige Vertretung deſſelben Begriffes, und als Ableitung davon bandhu, Verwandter, Gatte, Bruder; im Griechiſchen iſt unter andern *pentheros*, Schwiegervater, ſchon von Pott dazu geordnet worden; im Lateiniſchen gehört foedus, Bund, und fides in ſeinen beiden Bedeutungen: Saite und Treue, nebſt filum, Faden, fibra, Faſer, fibula, Heftel

(wo d ausgefallen iſt), hierher.[43] Je weniger nun zwiſchen den Wurzeln *penth* und *gam* eine lautliche Vermittlung herzuſtellen iſt, um ſo einleuchtender wird es, daß zur Benennung von Schwiegervater und Schwiegerſohn in *pentheros* und *gambros* zwei ganz verſchiedene, aber im Grundbegriff übereinſtimmende Wurzeln gewählt und ſogar mit gleicher Ableitungsform verſehen worden ſind, ſo daß hier Lautverſchiedenheit der Wurzel dieſelbe Rolle ſpielt, die wir ſo eben an der Lautvariation beobachtet, und die ſonſt auch bei gleicher Wurzel die bloße Verſchiedenheit der Ableitungsmittel durchzuführen pflegt.

Bezweifelt man hier, daß es auch anders hätte kommen können, daß *pentheros* etwa den Schwiegerſohn hätte bezeichnen können? Es iſt ſogar hier wirklich auch anders gekommen; denn *pentheros* wurde von Sophokles auch für den Schwiegerſohn gebraucht[44], während Euripides umgekehrt *gambros* auch für Schwiegervater brauchte.[45] In unſerem Schwager, Schwäher, Schwieger und den zahlreichen indogermaniſchen Formen, im lateiniſchen socius, Genoſſe, ferner in Schweſter

iſt eine weitere ganz unähnliche Wurzel des Verbindens angewendet; wieder eine andere findet ſich in Tochter. Sippe ſchließt ſich an das griechiſche *haptô* an [46]; *kasis*, Bruder, Schweſter, erklärt ſich, wie ich glaube, aus dem lateiniſchen catena, Kette [47]; und vielleicht heißt der Name des ſterblichen Zwillingsgottes Kaſtor, des Jama der Griechen, eben nichts als dieſer indiſche Name ſelbſt, nämlich Zwillingsbruder, wobei die Endung die der Verwandtſchaftsnamen wäre, wie z. B. auch in *phratôr*, *eupatôr*. An nepos, Enkel, Neffe, reihen ſich eine Menge von Verwandtſchaftsnamen, welche es ſehr wahrſcheinlich machen, daß hier eine Nebenform der im Lateiniſchen für „binden" gebräuchlichen Wurzel von nectere zum Grunde liegt. Im Sanskrit finden wir napât, naptri, Sohn oder Enkel, im Altnordiſchen neſi und nidhr, Sohn, Verwandter; im Gothiſchen nithjis, Verwandter, griechiſch *anepsios*, Vetter [48]; daneben noch beſondere Feminina wie neptis, Enkelin, Nichte, altnordiſch nift, Schweſter, Braut, althochdeutſch nift, Enkelin, Nichte, Stieftochter; endlich Nichte, welches, eigentlich niederländiſch, außer Enkelin

und Bruders- oder Schweſterstochter auch Tante bedeutet.[49] Auch aus einer andern, der erwähnten ſehr naheſtehenden Wurzel des Verbindens, nabh, entſpringen Wörter der Verwandtſchaft, namentlich das lateiniſche nubo, verheirathet werden,[50] und das griechiſche *nymphê*, Braut, Neuvermählte, junges Weib, Mädchen. — Braut, welches auch, wie das franzöſiſche bru, Schwiegertochter bedeutete, hat einen ähnlichen Urſprung[51]; daher der Zuſammenhang des Wortes mit Bruder.[52] Vereinigung der Begriffe Braut und Schwiegertochter, Bräutigam und Schwiegerſohn findet ſich auch im Hebräiſchen, und hier ſind Schwiegerſohn und Schwiegertochter deutlich die älteren Begriffe. Das Verhältniß von Braut und Bräutigam iſt für die alte Zeit ein bloß momentanes: ſie ſind die eben Vermähltwerdenden, ein Begriff, der in „Brautkleid", d. i. Hochzeitskleid, noch vorhanden iſt. Die hebräiſchen Wörter deuten nicht die Beziehung zwiſchen den Neuzuvermählenden an; vielmehr werden Bräutigam, Schwiegerſohn und Schwiegervater mit den verwandten und correlativen Wörtern chatan, choten[53] bezeichnet: ſo als ob Dieſer als der in

das Band der Familie Aufnehmende, Jener als der Aufgenommene benannt werden ſollte. In dem Hohenliede iſt der Begriff Braut noch nicht ſoweit entwickelt, daß der Ausdruck „meine Braut“ möglich wäre: er wird umſchrieben durch „meine Schweſter Braut“[54]; denn kallati würde „meine Schwiegertochter“ bedeuten. Dieſe Sonderbarkeit hängt ohne Zweifel mit dem Zuſtande der Familie in der Urzeit zuſammen. Für das Verhältniß von Mann und Weib beſtanden Worte mit den Begriffen Gatte und Gattin; ein die Ehe vorbereitendes Band war nur zwiſchen den Familien geknüpft. Mancherlei Anzeichen deuten darauf, daß bei den Griechen das Verhältniß kein anderes war, und ſo wird denn von dem beſprochenen *gambros* außer Schwiegerſohn, Schwiegervater und Schwager auch die Bedeutung Bräutigam überliefert.[55]

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß es außer den angeführten noch viele andere Wurzeln von der Bedeutung des Verbindens in den indogermaniſchen Sprachen gibt, wie denn z. B. im Lateiniſchen ligare, in den ſlaviſchen Sprachen vjazitj, im Litthauiſchen und Altpreußiſchen riszti, per-

reist (womit Pott[56] das lateiniſche restis, Strick, verglichen hat,) die gebräuchlichen Zeitwörter für den Begriff ſind. Auch iſt es wohl ſelbſtverſtändlich, daß in den angeführten Wurzeln noch eine Menge anderer Bedeutungen enthalten ſind, z. B. in der Wurzel sva entwickelt ſich der Begriff eigen und die Fürwörter ſich, ſein; neben Sippe das Zahlwort ſieben u. ſ. w. Jus, Eid, Recht, hat Benfey gewiß richtig aus ju, verbinden, erklärt, und im Hebräiſchen ſcheint das Zahlwort ſieben mit dem Begriffe des Eides zu Einer Wurzel zu gehören.[57] Man kann alſo ſehr wohl fragen, ob jus nicht ebenſogut die Bedeutung der Verwandtſchaft, oder Sippe die des Eides hätte ausprägen können? wie denn wirklich beide Begriffe in zwei Wörtern, welche Benfey ebenfalls von einer der mit ja anlautenden Wurzeln ableitet, nämlich Eid und Eidam, einander äußerſt nahe ſtehen. Die Bedeutungen Geſetz, Bund, Ehe vereinigt dies letztere deutſche Wort — althochdeutſch êwa — das vielleicht wieder mit jus eines Stammes iſt.

Auf Grund dieſes Thatbeſtandes habe ich alſo behaupten zu müſſen geglaubt, daß das auf der

Oberfläche der Sprache beobachtete Geſetz, welches einem jeden Laute einen beſtimmten Begriff und umgekehrt entſprechen läßt, in größeren Tiefen verſchwindet, indem ganz im Gegentheil jeder Laut jeden Begriff bezeichnen, jeder Begriff durch jeden Laut bezeichnet werden kann; und ferner, daß die Sonderbedeutung, die ein Laut im Laufe der Zeit ſchließlich erlangt hat, immer ein Reſultat des bloßen Zufalls, oder mit andern Worten: der Entwickelung iſt.

III.

Die Wurzellaute vereinigen ſämmtlich eine große Menge von Begriffen auf ſich, und erſcheinen dabei zugleich in mehreren, ſo ſehr als nur möglich verſchiedenen Lautformen mit weſentlich gleichen Grundbegriffen. Innerhalb derſelben iſt die Frage nach der Vertheilung der Einzelbedeutungen durch Natur oder Uebereinkunft verſchwunden; das Princip der Vertheilung iſt: Sprachgebrauch, unbewußte Gewöhnung, Zufall. Aber wie verhält es ſich mit dem Anfangszuſtand ſelbſt, vor dieſer Vertheilung? warum wurde eine ſolche Maſſe von Begriffen unter einen einzigen Laut zuſammengefaßt, und noch dazu mehreremale in ähnlicher Weiſe? — Es laſſen ſich in dieſer Hinſicht mehrere Erklärungen denken. Man kann ſich vorſtellen — und dies iſt die ziemlich allgemein ver-

breitete, und auf den erſten Blick auch wahrſcheinlichſte Meinung — daß anfangs eine Anzahl von Wurzelbegriffen, z. B. verbinden, jeder einen beſtimmten Wurzellaut für ſich gehabt habe; ein anderer hätte z. B. nur tönen, ein dritter nur zerreißen u. ſ. w. bedeutet. Mit einem ſolchen Wurzellaute nun hätten die Menſchen z. B. außer dem Begriff verbinden ſelbſt, auch ein Band, ein Joch, eine Bundesgenoſſenſchaft, einen Eid, ein Recht, einen Verwandten, einen Bruder bezeichnet. Der Menſch erkannte in allen dieſen Dingen etwas Aehnliches, erkannte, daß es etwas Verbindendes iſt, und nannte es, um mit Max Müller zu reden, vermittelſt der ſeiner Vernunft dafür zu Gebote ſtehenden phonetiſchen Typen. Das Bild, das ſich für das Weſen des Menſchen aus dieſen Vorausſetzungen ergibt, entwirft derſelbe Schriftſteller mit folgenden Worten: „Der Menſch würde weder einem Baume, noch einem Thiere oder Fluſſe oder irgend einem andern Gegenſtande, für welchen er ſich intereſſirte, einen Namen geben können, ohne zuerſt eine allgemeine Qualität zu entdecken, welche ihm zu der Zeit

ſeiner Beobachtung als das auffälligſte Merkmal des zu benennenden Gegenſtandes erſchien. Auf der tiefſten Stufe der Sprache würde ſchon eine Nachahmung des Wieherns eines Pferdes hingereicht haben, um das Pferd zu benennen... Dies iſt nicht der Weg, auf dem ſich die Wörter unſerer Sprache gebildet haben. Es iſt keine Spur des Wieherns in den ariſchen Namen für das Pferd zu entdecken.“ [58] — „Alles Benennen iſt Claſſification, Einordnen des Individuellen unter das Generelle, und Alles, was wir empiriſch oder wiſſenſchaftlich kennen, kennen wir nur vermöge unſerer allgemeinen Ideen. Die andern Thiere beſitzen auch Empfindung, Perception, Gedächtniß und in gewiſſem Sinne ſogar Verſtand; aber alle dieſe Vermögen ſtehen bei dem Thiere nur mit einzelnen Gegenſtänden in Beziehung. Der Menſch hat Empfindung, Perception, Gedächtniß, Verſtand und Vernunft, und nur die Vernunft ſteht mit allgemeinen Ideen in Beziehung. Durch die Vernunft ſtehen wir nicht allein eine Stufe höher als die Thierwelt, wir gehören durch ſie einer ganz andern Welt an.“ — „Die Sprache iſt unſer

Rubicon, und kein Thier wird wagen, ihn zu überschreiten. Dies ist unsere thatsächliche Antwort, die wir denen ertheilen, welche von Entwickelung reden, welche wenigstens die Uranfänge aller menschlichen Fähigkeiten im Affen zu entdecken glauben." [59]

Es tritt nun aber freilich bei einer solchen Annahme das Mißliche ein, daß Wurzeln dieser Art, welche nur das Allgemeine bezeichneten, worunter eine solche Menge von Einzelheiten fiel, unmöglich verstanden werden konnten. Was ist für ein Verständniß von einer Sprache zu hoffen, welche nur aus solchen Wurzeln wie binden und tönen besteht? Kann man damit einen Satz zusammensetzen wie: „der Bruder spricht?" Oder kann man mit einer Wurzel, die binden bedeutet, von dem Eide eines Verbündeten sprechen? Pott macht, gelegentlich der mannigfaltigen Anwendung der nach allen Richtungen hin von ihm durchforschten indogermanischen Präpositionen, einmal die Bemerkung, daß Vieldeutigkeit überhaupt in der menschlichen Rede gar nicht möglich sei, ohne das Verständniß geradezu aufzuheben. Er glaubt daher den Grundsatz unumstößlich festhalten

und auch praktiſch in Anwendung bringen zu müſſen: „die Wörter an ſich ſind gar nicht vieldeutig, ſie haben wahrhaft nur einen Sinn, nicht zwei, nicht drei oder mehr.“ Der Schein der Mehrdeutigkeit entſpringt nach Pott aus der Verſchiedenheit der Anwendung, wobei immer „die Verſchiedenheit (die Beziehung auf ein Verſchiedenes) außerhalb des jedesmal fraglichen Wortes fällt, nicht in daſſelbe.“ [60]

„Ich läugne freilich,“ fährt er fort, „nicht die Vielheit der Anwendungen eines Wortes: im Gegentheil, ich möchte eher ſagen, jedes Wort wird in jedem neuen Zuſammenhange, wechſelſeitig dieſem ein beſonderes Licht verleihend und von dort empfangend, auch gewiſſermaßen ſtets ein Anderes, mindeſtens anders gefärbt. Umgekehrt aber, wie ſollte in die an ſich ſo flüſſigen Sprachen begrifflicher Seits nur irgend Feſtigkeit kommen, herrſchte nicht in dem oft äußerſt mannigfachen Bunterlei der Anwendungen, welche ein Wort entweder nach dem üblichen Sprachuſus noch wirklich erleidet oder einſt erlitt, vielleicht gar nachgiebiger Weiſe inskünftige ſich gefallen

lassen muß, herrschte nicht in dieser Vielheit, welche stets auseinanderzufahren droht, gleich dem Kerne des Kometen inmitten des ihn umfließenden Nebeldunstes, eine sie zusammenbindende einheitliche Macht, von, sich nun, seit ihrem Ursprunge, ewig gleichbleibender Unveränderlichkeit?"

Was kann nun aber in die alleinstehenden Wurzeln, vor aller Flexion, und zwar in lauter solche Wurzeln von den umfassendsten Begriffsgebieten, die Verschiedenheit der Anwendung für eine Aufklärung tragen? „Die Schwester dem Gatten freien" ist ein für uns leicht verständlicher Ausdruck, weil wir in „gatten", in „freien" und der alten Wurzel sv drei verschiedene Ausdrücke des Verbindens haben, die der Sprachgebrauch differenziirt hat.[61] Aber in einem Sprachzustande vor jedem, von Pott, wie es scheint, etwas verächtlich angesehenen „Sprach-Usus," gibt es gar keine Möglichkeit der Unterscheidung, gar keine Verschiedenheit der Anwendung. Und wenn gar die den Begriff verbinden ausdrückende Wurzel nur eine einzige ist, so gibt es auch nichts zu differenziiren, und der Gebrauch findet keinen

Stoff zur Entwickelung von Sonderbedeutungen. Die Entwickelung der Sprache wird somit unmöglich; und nicht genug, daß ein solcher Urzustand kein Mittel des Verständnisses enthält, er enthält nicht einmal den Keim, jemals zu einem solchen Mittel zu gelangen, und aus seiner Hülflosigkeit herauszukommen. Man sieht also, was es mit der vermeintlichen Gesundheit der ersten Sprachperiode für eine Bewandtniß hat, wo es weder Mehrdeutigkeit noch Mehrlautigkeit gegeben haben soll.

Wir müssen demnach diese Vorstellung von dem Urzustande der Wurzeln gänzlich aufgeben, und uns nach einer anderen umsehen. Wir kommen dabei über eine Alternative nicht hinaus: entweder wir müssen an den Anfang der Sprache soviel von einander ganz unabhängige Laute setzen, als Begriffe zu bezeichnen waren. Dann müssen wir freilich alles läugnen, was die historische Sprachwissenschaft uns gelehrt hat. Es gibt dann keine Wurzeln, sondern das Eisen, wie das Gold, die verschiedenen Thier- und Pflanzenarten, wo nicht gar Individuen, die moralischen Beziehungen,

die grammatiſchen Verhältniſſe, alles hat von Anfang an ſeine Benennung für ſich. Aber freilich kann alsdann auch von keiner Claſſification und Erkenntniß des Allgemeinen mehr die Rede ſein; auch iſt die Entſtehung einer derartigen Sprache und ihres Verſtändniſſes nicht wohl begreiflich; noch weniger, wie ſie ſich zu einer unſerer hiſtoriſchen Sprachen, die auf Wurzeln ruhen, welche das Allgemeine bezeichnen, hätte entwickeln können.

Das einzige der Wirklichkeit entſprechende, mit dem Zwecke des Verſtändniſſes vereinbare, zugleich auch Entwickelung zulaſſende Verhältniß iſt Mehrlautigkeit und Mehrdeutigkeit der Wurzeln. Dies iſt die noch übrige und allein noch denkbare Alternative. Nur hierdurch iſt es in einer Sprachperiode vor aller Flexion möglich, z. B. alle einzelnen Dinge, die als irgend wie verbindend oder verbunden angeſchaut werden ſollen, zugleich zu unterſcheiden und dennoch wieder unter den gemeinſamen Begriff zu vereinigen. Je mehr ſolcher gleichdeutigen Wurzeln es gibt, um ſo glücklicher für die Zwecke der Bezeichnung.

Betrachten wir nun mehrere ſolcher Wurzeln,

wie wir sie in der Wirklichkeit vorgefunden haben: die eine bedeutet verbinden und Joch, die andere verbinden und Bruder, die dritte verbinden und Recht. Wie ist dies Zusammensein der vereinzelten Bedeutung mit der allgemeinen zu erklären? Ganz ohne Zweifel nur so, wie der Verlauf aller sprachlichen Entwickelung es uns gezeigt hat: die vereinzelte Bedeutung hat sich durch den Gebrauch festgesetzt, wie schon allein durch die verschiedene Festsetzung in verschiedenen der verwandten Sprachen bewiesen wird. Dann ist aber wieder nur zweierlei möglich: entweder die sämmtlichen Specialbedeutungen waren anfangs in allen gleichdeutigen Wurzeln vorhanden, und sind nur in der einen zu einem Theile, in der andern zu einem andern Theile ausgestorben; oder die Specialbedeutungen sind erst hinzugekommen, die allgemeine ist die ursprünglich allein vorhandene. Beide Fälle sind in ihrem Resultate ganz gleich. Der Mensch hatte in beiden Fällen kein Mittel der Bezeichnung des Speciellen. Scheinbar ist dieses Resultat auch dem der ersten unserer Voraussetzungen gleich; der Vortheil mehr-

facher gleichdeutiger Wurzeln iſt wieder verſchwunden, und wir ſind wieder eben da, als da wir eine Reihe von Wurzeln annahmen, jede von der andern geſchieden, jede einen beſtimmten und beſonderen Begriff bezeichnend. Nur iſt dies Verhältniß das allein mit der hiſtoriſchen Geſtalt der Sprache vereinbare, und macht überdies eine Entwickelung, und zwar eine ſehr erklärliche, zu dem gegenwärtigen Zuſtande der Sprache möglich.

Aber wir ſind noch nicht zu Ende. Die Wurzeln ſind nicht nur vieldeutig in dem Sinne, daß alles, was ſich aus einer Wurzel entwickelt, in ihr ungeſchieden vorhanden iſt; ſie haben ſelbſt, wie uns oben die Wurzel da gezeigt hat, welche außer verbinden auch z. B. zertheilen (griechiſch *daiô*) heißt, oft ganz heterogene, ja entgegengeſetzte Bedeutungen zu gleicher Zeit. Das iſt Zufall, werden ohne Zweifel hier gerade Diejenigen ſagen, die jeder Sprachform gern ihre feſte, urſprünglich ſcharf von einer andern geſonderte Bedeutung zuſchreiben, und daher Entſtehung der Bedeutungsverſchiedenheit aus Zufall ſo wenig

als möglich anerkennen. Gleichwohl iſt es ganz allgemein ſo, und muß auch wohl ſo ſein: denn wenn eine Bedeutung unter allen Formen vorkommen ſoll, ſo muß auch jede Form alle Bedeutungen haben, und dies iſt wirklich oder doch nahezu der Fall. Aber allerdings waltet auch hier wieder der Zufall. Die Wurzeln ſelbſt haben ihre beſtimmten Bedeutungen in Folge deſſelben Princips erhalten, wie ſpäter innerhalb ihrer die abgeleiteten Wörter.

Schon hier ſehen wir nun aber die Sprache völlig unbrauchbar, ganz unfähig etwas Verſtändliches auszudrücken. Welches iſt der Anfang dieſes Proceſſes? Unſere Wurzeln ſind die Urwurzeln nicht; wir haben vielleicht von keiner einzigen die erſte, urſprüngliche Lautform mehr vor uns, ebenſowenig wohl die Urbedeutung. Die Feſtſtellung hiſtoriſch gegebener Wurzelbedeutungen geht in eine ſo frühe Zeit zurück, daß die Quelle der Sprachvergleichung begreiflicherweiſe hier ſehr ſpärlich, wenn überhaupt, fließen kann. Aber wir können doch wenigſtens ſo viel einſehen, daß die Urwurzeln nichts Klareres, Beſtimmteres, Ver-

einzelteres bedeutet haben können, als die hiſtoriſchen Wurzeln. Die Entwickelung der Sprache wäre ſonſt aus ihnen ebenſowenig möglich geweſen, als die der Sonderbegriffe aus Wurzeln, die nichts Allgemeines bezeichneten. Und hier iſt nun der Punkt, wo das Problem der Sprache das Problem der Vernunft zu werden beginnt.

Das Vorhandenſein allgemeiner Begriffe in dem menſchlichen Denken bildet von jeher eine wichtige Grundfrage in der Philoſophie. Der Gegenſatz zwiſchen Empfinden und Denken wurde ſchon den älteſten griechiſchen Philoſophenſchulen Veranlaſſung zu Forſchung, Zweifel und Kampf, und der Zuſammenhang dieſes Gegenſatzes mit dem des Einzelnen und Allgemeinen wurde früh und lebhaft erfaßt. Dieſe Frage war jedoch im Alterthum keine eigentlich logiſche, noch weniger eine pſychologiſche, ſondern das, was wir metaphyſiſch nennen würden. Es handelte ſich nämlich darum, welche von den Erſcheinungen der Welt die wahre ſei, ob die Dinge ſo wären, wie ſie ſich den Sinnen, oder ſo, wie ſie ſich dem Verſtande darſtellen. Die Sinne nehmen nur Individuelles

wahr, der Verſtand Allgemeines. Welche von dieſen Auffaſſungen gibt uns eine richtige Erkenntniß von dem Weſen der Dinge? Iſt die Sinneswahrnehmung die einzig gewiſſe, oder täuſchen uns die Sinne und werden von dem Verſtande berichtigt? Mit den Sinnen nehmen wir nur einen einzelnen beſtimmten Menſchen wahr, einen Ferdinand, einen Alexander, keinen Menſchen als ſolchen; kein Thier, keinen Vogel, ja nicht einmal eine Taube als ſolche, ſondern immer nur eine individuelle Taube von einer beſtimmten Größe, Farbe, Geſtalt. Dennoch enthält der allgemeine Begriff immer das Weſentlichere des Dinges; daß eine Taube ſchwarz oder blau iſt, iſt eine unbedeutende Modification gegenüber dem Typus der Natur, durch den ſie Taube iſt. Eine ſolche Schlußfolgerung war es, die zu der Ideenlehre Plato's führte. Plato nahm an, die in den Gattungen und Claſſen der Natur zum Vorſchein kommenden Typen der Dinge würden durch die Begriffe erkannt. Dieſe weſentlichen Geſtalten der Dinge ſind der Natur ebenſoſehr anerſchaffen, als dem menſchlichen Verſtande angeboren. Zur Er-

klärung des Problems, wie der Verstand mitten unter aller Verschiedenheit der Individuen diese wesentlichen Gestalten herauserkenne, nahm er die Lehre von der Seelenwanderung zu Hülfe. Die individuellen Verschiedenheiten sind ihm Abweichungen, Ausartungen von dem Urtypus: die Urtypen waren dereinst — und sind außer den Einzelwesen ewig — rein und ohne Entartung vorhanden; die Seele lebte vor ihrem irdischen Aufenthalte mit ihnen vereint. Eine dunkle Erinnerung aus jener Zeit ist in ihr noch vorhanden, und wird durch Lernen und Nachdenken geweckt. Daß diese Erinnerung getrübt ist, daß die sinnliche Wahrnehmung den Verstand in der Erkenntniß des Allgemeinen hemmt, daran ist der Körper, der Stoff — die eigentliche Ursache der Entartung — Schuld.

Auch Aristoteles war weit davon entfernt, die Wesentlichkeit des Allgemeinen in der Natur zu läugnen. Nur über die Art, wie die Erkenntniß desselben in uns zu Stande kommt, weicht er von Plato ab. Er schreibt dem Menschen ein besonderes, dem Thiere mangelndes

Gedächtniß für die wesentlichen Eigenschaften zu. Das ganze Mittelalter beschäftigte die Frage über die Sondereristenz von Objecten der allgemeinen Begriffe, die die Realisten behaupteten, die Nominalisten verneinten. Es ist von Interesse, daß nicht nur die arabischen Philosophen, in Abhängigkeit von den Griechen, die Frage über den Nominalismus erwogen, zu dem sie sich fast allgemein und unbedingt neigten, sondern daß derselbe auch zu den Unterscheidungslehren der Buddhisten gehört, indem diese nur den Individuen Existenz zugestehen.[62] Die nominalistischen Schulen betrachteten die Gattungsbegriffe als bloße Nomina; und diese Anschauung ging in die Neuzeit über, welche von der Voraussetzung aus, nur das Individuum habe Wirklichkeit, besonders seit Locke alles Allgemeine als bloße begriffliche Abstraction faßte, und sich nur noch die psychologische Frage nach der Art des Zustandekommens dieser Abstraction vorlegte. Schon Locke bemerkte, daß nur solche allgemeine Abstractionen in der Sprache Benennungen finden, nicht aber Individuen, eine Erscheinung, die er aus praktischen Gründen her-

leitete, da ohne dies die Sprache unendlich und ganz unbrauchbar sein würde. So fing denn die Untersuchung sich wieder auf die Sprache zu beschränken an, von der sie in der That auch allein ausgegangen war. Plato hatte ausdrücklich gesagt, daß jede Vielheit eine Idee, ein Urbild habe, die mit einem gemeinsamen *onoma*, Einem Namen oder Nomen bezeichnet werde. Er führt dies auch ganz consequent durch, denn selbst die Geräthe des Menschen haben solche Urbilder: es gibt nach Plato auch von sämmtlichen Stühlen und Tischen ein Urbild, einen einzigen Stuhl und Tisch, den die Gottheit selbst geschaffen hat, und in dessen Nachbildung menschliche Künstler die irdischen Stühle und Tische verfertigen. [63]

Wenn man diese vielberühmte „Ideenlehre" Plato's zunächst seltsam und phantastisch finden und den an sie geknüpften Kampf des Realismus und Nominalismus für eine Ausgeburt scholastischer Spitzfindigkeit zu halten geneigt sein sollte, so muß man bedenken, daß das Problem des Allgemeinen auch noch der neuesten Philosophie sich immer wieder darbietet, wie es denn auch

uns in aller Schärfe entgegengetreten iſt, und nur mit der Entſcheidung über das Weſen und den Urſprung der Vernunft ſelbſt ſeine Aufklärung finden und ein für allemal zur Ruhe gelangen kann. Kant ſagt in der „Kritik der reinen Vernunft“ über dieſen Gegenſtand: „Der Begriff vom Hunde bedeutet eine Regel, nach welcher meine Einbildungskraft die Geſtalt eines vierfüßigen Thieres allgemein verzeichnen kann, ohne auf irgend eine einzige beſondere Geſtalt, die mir die Erfahrung darbietet, oder auch ein jedes mögliche Bild, was ich in concreto darſtellen kann, eingeſchränkt zu ſein. Dieſer Schematismus unſeres Verſtandes, in Anſehung der Erſcheinungen und ihrer bloßen Form, iſt eine verborgene Kunſt in den Tiefen der menſchlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur ſchwerlich jemals abrathen, und ſie unverdeckt vor Augen legen werden.“ [64]

Bei der ſo viele Jahrhunderte beſchäftigenden Unterſuchung über die Realität des Allgemeinen hat man nicht genug beachtet, daß daſſelbe eigentlich nicht das Einzelne, ſondern das Beſondere zum Gegenſatze hat. Nur das Einzelne iſt

wirklich: jedes Einzelne aber vereinigt Beſonderes und Allgemeines in ſich. Das Allgemeine iſt nichts, als das mehreren Einzelnen Gemeinſame; das Beſondere iſt das, was die Einzelnen unterſcheidet. Woraus erklärt ſich nun das Allgemeine in der Natur? Aus gemeinſamem Urſprung, d. h. aus einer entweder gleichen, oder ſogar einzigen und identiſchen Urſache. Und woraus erklärt ſich das Beſondere? Aus Differenziirung, d. h. aus dem Hinzutritt neuer, jedesmal verſchiedener Urſachen zu der erſten gemeinſamen.

Nachdem wir ſo die objective Frage, die Frage nach dem Allgemeinen in der Natur, abgetrennt, bleibt die nach dem Vorhandenſein der allgemeinen Vorſtellungen in der Vernunft, oder die Fähigkeit, das in der Natur vorhandene Allgemeine aufzufaſſen, zurück. Wir haben in dieſer Hinſicht einen ganz andern Standpunkt, als Plato, oder ſelbſt Locke; denn wir müſſen die Begriffe der Thätigkeiten und Zuſtände mit in die Frage aufnehmen, ja an die Spitze ſtellen. Die Sprache enthält in ihren primitivſten Bildungen gerade das Allgemeinſte; Allgemeinbegriffe von verſchie-

dener Abſtufung finden ſich im Laufe ihrer Entwickelung ein: das eigentlich Individuelle nur ſpät und ſelten. Die Annahme einer Abſtraction, eines Vermögens der Wahrnehmung gemeinſamer Eigenſchaften genügt zur Erklärung dieſer Thatſache um ſo weniger, als es widerſinnig wäre, die höchſten Abſtractionen an den Anfang der Sprachſchöpfung zu ſtellen, mit keinem andern Erfolge, als daß, wie wir geſehen haben, jedes Verſtändniß aufgehoben wird. Auch würde es nicht hinreichend ſein, etwa ein Anſchaulich-allgemeines dem Abſtracten entgegenzuſtellen; denn dieſe früheſten Subſumtionen der Sprache gehen weit über alles, was man anſchaulich nennen könnte, hinaus. Man iſt darauf verfallen, bei der Schöpfung der Sprache Geiſteskräfte thätig anzunehmen, welche mit der Phantaſie und beſonders dem Witze verwandt, wo nicht identiſch ſein ſollten, als welcher letztere nämlich nach Locke die verbindende Thätigkeit unſeres Verſtandes iſt, im Gegenſatze zum Scharfſinn oder der unterſcheidenden.[65] So mögen denn alſo die Ahnen des menſchlichen Geſchlechtes witzig geweſen ſein, und etwa

darum die Ehe ein Joch genannt haben?[66] Das Ungeheure des Problems würde noch nicht einmal begriffen erſcheinen müſſen, wenn an eine ſolche Löſung im Ernſte gedacht werden könnte.

Zudem gibt es Begriffe, und zwar uralte und in jeder Menſchenſprache vorhandene, zu deren Erklärung alle ſolche Hülfsmittel in gar keiner denkbaren Beziehung ſtehen. Wodurch entſteht z. B. ein Begriff wie roth? Zu ſehen, daß Blut roth iſt, und Milch weiß, mag leicht ſein. Aber die Röthe des Blutes von dem Geſammteindrucke zu abſtrahiren, an einer rothen Beere wieder denſelben Begriff aufzufinden, die rothe Beere bei aller ihrer ſonſtigen Verſchiedenheit mit dem rothen Blute, die weiße Milch mit dem weißen Schnee in dieſer einen Beziehung zuſammenzufaſſen, — das iſt etwas ganz Anderes, das thut kein Thier: denn dies eben iſt denken. Und doch, würde, wenn wir irgend eine der uns bekannten Geiſtesfähigkeiten zur Abſtrahirung eines ſolchen Eigenſchaftsbegriffes aufbieten wollten, eine andere dazu geeignet ſein, als Scharfſinn? der bewundernswertheſte, unbegreiflichſte Scharfſinn?

Es ist immer etwas höchst Bedenkliches, das Bestehende ohne Kenntniß seiner Vergangenheit erklären zu wollen. Die Bildung der allgemeinen Begriffe in der Sprache läßt sich nicht unter ein gemeingültiges Schema bringen; sie muß in jedem einzelnen Falle historisch verfolgt werden, wo es sich denn zeigt, daß sie auf äußerst verschiedenen Wegen zu Stande gekommen ist. Es würde ebenso falsch sein, einen regelmäßigen Gang von der höheren Ordnung auf die niedrigere, als umgekehrt anzunehmen. Dagegen scheint es für das Denken unbedingt zu genügen, daß in der Sprache auf irgend eine Weise Gattungsbegriffe entstanden seien; es braucht alsdann die Herstellung derselben für die Vernunft nicht noch einmal, etwa durch Abstraction, vorgenommen zu werden. Wenn das Wort Thier zu dem Umfange gelangt ist, den es jetzt hat, so ist der gemeinsame Name Mittel genug zur Zusammenfassung aller zur Classe gehörigen Wesen. Zur Idee ist es auch uns genug, daß ein *onoma*, ein gemeinsamer Name vorhanden sei.

Es gibt eine Reihe von Gattungsnamen, bei denen ein sehr einfaches Princip genügt, um ihre

Entſtehung, ohne jede Hülfe einer verſtändigen Fähigkeit, ſo zu erklären, wie ſie ſind: es iſt die Verwechſelung. Kann man glauben, daß z. B. bei Benennung der Fliege eine Abſtraction nothwendig geweſen ſei, um nicht die individuelle, ſondern die allgemeine Fliege zum Gegenſtand zu wählen? Man muß ſich nur auch hier vergegenwärtigen, daß das Einzelne ebenſowohl das Allgemeine als das Beſondere in ſich enthält, und es wird ſich von ſelbſt ergeben, daß gerade weil immer etwas Einzelnes das erſte Object der Namengebung geweſen ſein muß, ebendarum das Beſondere bei derſelben gar nicht in Betracht kommen konnte. Die Benennung des Rindes konnte unmöglich aus einer langen Vergleichung verſchiedenartiger Weſen mit dem Ergebniß der erkannten Aehnlichkeit hervorgehen; ſie mußte ebenſogut erfolgen können, wenn es nur ein einziges Rind gab; wie denn Sonne und Mond nicht bis zur Entdeckung mehrerer Sonnen und Monde warten mußten, um benannt zu werden. Nur wenn das Wort das Reſultat langjähriger, wohlerwogener Prüfung und Wahl des zweckmäßigſten Verſtändigungsmittels wäre,

könnte die Vergleichung einer großen Menge von Einzelwesen der Entstehung des Gattungsnamens zum Grunde liegen, nicht aber, wenn es auf die Wahrnehmung als ihr unmittelbarer und auch nur einigermaßen instinctiver Ausdruck folgt.

Man wird bei aufmerksamerer Betrachtung finden, daß die Verwechselung weiter greift, als man zunächst glauben sollte, daß namentlich auf unentwickelten Verstandesstufen überraschende Verwechselungen möglich sind. Das Kind in dem Zeitpunkte, wo es eben sprechen lernt, wo also der innere, ihm anentwickelte Sprachtrieb mit der Einwirkung seiner Umgebung zusammentrifft, die diesem Triebe die Richtung auf die vorhandene Sprache zu geben bestimmt ist, nennt zunächst, sobald es seinen Vater Papa rufen gelernt, auch andere Männer so; wenn es sodann etwa in einem jüngeren Manne seinen Onkel kennen gelernt hat, so heißt ihm jeder jüngere Mann Onkel; später wohl auch Jedermann außer dem Vater, den es nun von Allen zu unterscheiden gelernt hat; kennt es außerdem etwa einen Knaben, der Otto heißt, so ist ihm sofort jeder Knabe ein Otto. Warum das?

Macht das Kind etwa, um jeden Mann, jeden Knaben bezeichnen zu können, alle Einzelbenennungen, die ihm zu Gebote stehen, zu Gattungsnamen? Gewiß nicht. Es verwechselt die andern Knaben wirklich mit seinem Otto; es ruft sie, und ist, wenn es die Verschiedenheit der Person überhaupt bemerkt, überrascht und enttäuscht. Wenn es diese Erfahrung öfters macht, dann erst wird Otto ihm eine Art Gattungsbegriff, den es nun überall verwendet, wo in früherer Zeit die Verwechselung bei ihm hätte eintreten können, jetzt aber, und zwar eben durch den Besitz des Namens, eine Zusammenfassung zu ähnlicher Erinnerung, eine Vergleichung möglich geworden ist. Auch später entwickelt sich die Kindervernunft noch zuweilen auf dieselbe Weise. Wenn ein Kind zum erstenmale Schnee sieht, und denselben nun Federn nennt, oder Zucker: ist es dann etwa witzig? „appercipirt" es? Es verwechselt nur, und würde den Zucker wohl zu essen versuchen. Ja es kommt auch wohl vor, daß ein ihm geläufiges Kinderwort im Sinne einer höheren Verallgemeinerung verwendet wird, daß ihm z. B. ein Schmetterling ein Vögelchen,

Blutegel Fiſchchen heißen; was ſinnreich genannt werden könnte, wenn es nicht umgekehrt Unfähigkeit wäre, die Unterſchiede zu erkennen.

Dürfen wir auf die letztere Weiſe das Allgemeine in der Sprache überhaupt erklären? Sind die Menſchen durch eine ähnliche unwillkürliche Erhebung einzelner, gleichſam als Eigennamen gegebener Benennungen zu Gattungsnamen in den Beſitz der allgemeinen Begriffe gelangt? Eine ſolche Annahme wäre bei der ungeheuren Ausdehnung des Allgemeinen gegen die Anfänge der Sprache hin faſt der einer Verwechſelung von Allem mit Allem, einem gänzlichen Mangel an Unterſcheidungsfähigkeit gleich, von dem nicht wohl abzuſehen wäre, wie der Menſch jemals aus demſelben hätte heraustreten können, da für die Sprachbereicherung von außen, wie ſie dem Kinde geboten wird, in der Menſchheit keine Analogie beſtand.

In einzelnen Fällen iſt die Entſtehung von Gattungsbegriffen aus Mangel an Unterſcheidung gleichwohl kaum zu bezweifeln. Der Begriff Baum iſt nicht nach dem Bewußtſein der Artunterſchiede gefaßt, ſondern dieſe Unterſchiede blieben unbemerkt.

Ja es iſt ſogar für den Begriff Fiſch das Gleiche mit Wahrſcheinlichkeit vorauszuſetzen. Die Indogermanen haben keinen gemeinſamen Artnamen für einen ſpeciellen Fiſch; die Semiten ebenſowenig: die beiden Urvölker der Indogermanen und Semiten haben alſo die Fiſche noch nicht ſpeciell, ſondern nur im Allgemeinen „Fiſch" genannt. Im Homer kommen ſolche ſpecielle Namen ebenfalls nicht vor; von den Hebräern läßt es ſich faſt mit Beſtimmtheit nachweiſen, daß ſie lange Zeit die Fiſche nicht ſpeciell benennen konnten.[67] Dies iſt Analogie genug, um anzunehmen, daß überhaupt das allgemeine Wort Fiſch älter als die Sondernamen iſt, wovon der Grund nicht leicht ein anderer ſein kann, als weil die Beſonderheiten nicht hinlänglich ins Auge fielen. Aber ſchon bei dem Begriffe Thier kann eine ſolche Erklärung nicht wohl mehr genügen, welche zuletzt auf eine Verwechſelung der Mücke mit dem Elephanten hinaus zu kommen ſcheint; und außerdem bedarf nun, wenn der Geiſt naturgemäß verwechſelte, umgekehrt die Entſtehung der Sonderbegriffe einer Begründung.

Verfahren wir geſchichtlich, ſo finden wir, daß das Wort Thier von einer engeren Bedeutung zu der umfaſſenden erſt fortzuſchreiten pflegt. Das griechiſche Wort *thêr* bedeutet ſo vorwiegend nur wildes Thier, daß *thêreia krea* zur Bezeichnung des Wildpretes im Gegenſatze zu dem Fleiſch zahmer Thiere gebraucht wurde. Das deutſche Thier, deſſen Zuſammenhang mit dem griechiſchen Wort, trotz der großen Lautähnlichkeit, noch nicht ausgemacht iſt, zeigt auf älteren Stufen ebenfalls dieſe Begriffseinſchränkung.[68] Bestia hat beſonders in dem beſtimmteren juriſtiſchen Sprachgebrauch ausſchließlich die Bedeutung „wildes Thier.“[69] Das Hebräiſche hat kein eigentliches Geſammtwort, ſondern theilt den Begriff in wilde und zahme Thiere, wobei jedoch das Wort für „zahmes Thier“ (behemah) urſprünglich ebenfalls Wild bedeutet zu haben ſcheint.[70] Im Sanskrit hingegen wird für den allgemeinen Begriff das unſerem Vieh entſprechende Wort paçu verwendet, ſo daß man in dieſer Sprache von „wildem Vieh“ leſen kann[71]; und es findet ſich ſogar ſchon in einer der früheſten

Literaturperioden ein dem umfaſſenden Sinne von animalia inſofern ähnlicher Gebrauch des Wortes, als es die Thiere mit Einſchluß des Menſchen bezeichnet [72], wie man dies gewiß nur einer weit fortgeſchrittenen Abſtraction hätte zutrauen ſollen. In dem letzteren Falle iſt alſo der Geſammtbegriff vom Beſitze ausgegangen. Denn daß dies der Grundbegriff unſeres Wortes Vieh iſt, entſpricht nicht nur dem hiſtoriſchen Gange dieſes Wortes ſelbſt, ſondern auch *ktênos* iſt von der Bedeutung „Beſitz" bis zu „zahmes Thier" fortgeſchritten; im Hebräiſchen hat miqneh, Vieh, dieſelbe Grundbedeutung; Schatz, das im Gothiſchen (skatts) Münze, Geld bedeutet, hat im Altfrieſiſchen (sket) die Bedeutung Vieh entwickelt; in den ſlaviſchen Sprachen iſt skot ebenfalls Vieh, im Ruſſiſchen ſteht jedoch die veraltete Bedeutung Geld und Schatz noch daneben, und im Litthauiſchen bedeutet skatikkas Groſchen: das Wort ſcheint aus dem deutſchen Sprachgebiete in das ſlaviſche gedrungen zu ſein. Selbſt noch im Engliſchen hat ſich in ähnlichem Gange cattle, Vieh, aus Capital entwickelt. Von den urſprünglich das Wild bezeichnenden

Wörtern ist *thêr* wahrscheinlich als Jagdbeute aufzufassen, so daß *thêra*, Fang, Jagdbeute und Wild, nicht einfach von *thêr* abzuleiten, sondern nur auf einen gemeinsamen Grundbegriff damit zurückzuführen wäre. Auch das Sanskritwort mṛiga, wildes Thier, läßt eine ähnliche Ableitung zu, und gibt zugleich durch merkwürdige Vereinzelungen seines Begriffs zu weiteren Betrachtungen Anlaß. Es bedeutet nämlich ganz besonders ein Wild aus dem Hirschgeschlecht, eine Gazelle. Muß es nun nicht höchlich auffallen, daß auch Thier außer der allgemeinen noch eine das Hirschgeschlecht treffende Sonderbedeutung hat? Im Englischen ist deer das Rothwild; bei unsern Jägern heißt so nur das weibliche; in der Edda heißt der junge Hirsch dyrkalfr, „Thierkalb.“ [73] Man kann wohl annehmen, daß das Rothwild, als die willkommenste Jagdbeute, das gewöhnliche Wildpret, den allgemeinen Namen vorzugsweise, und vielleicht zuerst erhielt. Aber das erwähnte mṛiga hat noch eine andere interessante Seitenbahn eingeschlagen. Es bedeutet im Zend nur Vogel, wie noch heute das persische murg, und Roth hat dieselbe Bedeutung für einige

Vedaſtellen nachgewieſen.[74] Man ſieht alſo, daß der Geſammtname für die große Claſſe der Vögel nicht nothwendig aus dem ſo naheliegenden „fliegen“ hergenommen ſein muß, ſondern daß ſich derſelbe auch durch Erweiterung aus einem urſprünglich die Beute des Jägers bedeutenden Worte entwickeln konnte.

Die Möglichkeit, ein Wort in weiterem und engerem Sinne zu gebrauchen, rührt zum Theil, wie die eben geſchilderten Vorgänge beweiſen, von der Entſtehung des Namens aus einer Eigenthümlichkeit her, die bald vorzugsweiſe an einem kleineren, bald auch wieder an einem größeren Kreiſe von Gegenſtänden auffallen oder wichtig erſcheinen konnte. Aber zu einem andern Theile reicht dieſe Erklärung offenbar nicht zu, indem der erweiterte Gebrauch mit der Entſtehung des Wortes gar nicht harmonirt. Wie können z. B. die Perſer jeden Vogel, ja ſogar das zahme Geflügel und das Huhn insbeſondere, murg nennen, während der Grundbegriff nur Wild, Jagdbeute iſt? Offenbar wurde, nachdem der Gebrauch das Wort zuerſt auf das gefiederte Wild beſchränkt hatte, der

Gedanke an das Wild ganz außer Acht gelaſſen, und außer dem Fluge höchſtens noch an die Brauchbarkeit des Vogels zur Speiſe gedacht. Aehnliches iſt von dem „wilden Vieh“ der Inder zu ſagen, und ähnlich verhalten wir uns ſelbſt, wenn wir, mit gänzlicher Ignorirung des Wortурſprungs, in naturgeſchichtlichem Sinne vom Thierreich ſprechen. Ein häufiges Wort für Vogel im Allgemeinen iſt çakuna; es gehört zu einer merkwürdigen Reihe von Vogelartbenennungen, die von der Farbe hergenommen ſind, und mit kapi, Affe, zuſammenhängen[75]: in der allgemeinen Anwendung wird auf die Farbe keine Rückſicht genommen; ſo wenig wir uns ſcheuen von einem weißen Biber zu ſprechen, obſchon der Name Biber eigentlich ebenfalls „rothbraun“ bedeutet. Man kann dies einen Mißbrauch der Worte nennen, beſonders da Etymologie ja wörtlich die „Richtigkeitslehre,“ und von den Griechen eigens dazu geſchaffen worden iſt, um die Worte nach ihrer urſprünglichen Grundbedeutung gebrauchen zu lehren. Aber wir müſſen nur den Umfang dieſer Erſcheinung ins Auge faſſen, um die ungeheuren Fol-

gerungen zu erkennen, die sich aus einem solchen Mißbrauche für die Menschheit ergeben.

Der allgemeine Ausdruck des hier besprochenen Gesetzes ist folgender. Die Bedeutungen der Wörter entwickeln sich in einer Reihe, deren letztes Glied sich mit dem ersten in keinem klaren Zusammenhange mehr befindet. Die vordern Glieder der Reihe sind vergessen, und erst hierdurch wird das letzte möglich. Ein Wort, das gut bedeutet hat, kann nicht schlecht, eines das schwarz bedeutet hat, nicht weiß bedeuten, wenn die früheren Bedeutungen nicht vergessen sind. Und ganz ebenso, wie ein Wort nur durch die geschichtliche Aufeinanderfolge verschiedener Gebrauchsweisen zu entgegengesetzten Bedeutungen übergehen kann, so ist auch eine gleiche Succession erforderlich, wo allgemeine Begriffe nach Merkmalen benannt werden sollen, die selbst nicht allgemein, sondern einem vielleicht nur kleinen Theile der zusammengefaßten Gegenstände eigen sind; oder gar wo eine Sonderbezeichnung ganz aus ihrer ursprünglichen Sphäre fortgerückt erscheint, wie es bei dem per-

ſiſchen Worte für Huhn der Fall war. Wenn nun ſchon das letzte Glied der Reihe das gleichzeitige lebendige Vorhandenſein wenigſtens einer größeren Anzahl vorausgegangener ausſchließt, ſo iſt es um ſo weniger denkbar, daß mit dem erſten Gliede das, was zuletzt aus ihm werden würde, ſchon von ſelbſt gegeben ſei. Die Vieldeutigkeit eines Wortes iſt nicht nothwendig als gleichzeitige Maſſe aufzufaſſen, ſie iſt zu großem Theile Succeſſion.

Wendet man dieſen Satz auf die Wurzeln an, und fragt, ob das in ihnen vorgefundene Allgemeine als Geſammtmaſſe oder als Succeſſion zu betrachten ſei, d. h. ob die Wurzeln von jeher auf alle Fälle angewendet werden konnten, für die in ihren Ableitungen Ausdrücke vorhanden ſind, oder ob ihre Anwendung von einzelnen Fällen ausgegangen und ſich allmählich über ihr ganzes ſpäteres Gebiet verbreitet haben, ſo muß man ſich augenſcheinlich für das Letztere entſcheiden. Es iſt z. B. oben eine an das deutſche Karl ſich anſchließende Reihe von Wörtern mit den Bedeutungen „Mann, Gatte, Greis," an-

geführt worden, die von dem Begriffe des Alters ausgehen; dieſe können ſchon in der Wurzel, neben der Bedeutung alt ſein, in dem Sinne „Alter“ beſtanden haben. Aber wie, wenn „alt ſein“ nicht die alleinige Bedeutung der Wurzel iſt? wenn ſie auch den Begriff „reiben, zerrieben, mürbe ſein“ mit dem des Alters vereinigt? wenn aus der Bedeutung „reiben“ auch Korn und Kern hervorgeht? Kern und Korn, lateiniſch granum, bedeuten das Ausgeſchälte, durch Abſtreifen der Hülſe zum Vorſchein Gekommene; das alte Zeitwort kirnen heißt nicht nur dreſchen, ſondern auch ſo viel als quirlen, Butter durch Umrühren bereiten, engliſch churn; und das mittelhochdeutſche kurn, kürne (althochdeutſch quirn und gothiſch kvairnus) iſt Mühlſtein, Mühle, alſo ein Werkzeug zu einem dem Quirlen ähnlichen Zerreiben.[76] Wir gelangen von dieſen Bedeutungen nicht unmittelbar zu Karl oder zu dem Begriff des ehrwürdigen Greiſenthums, des menſchlichen Alters. Der Zwiſchenbegriff iſt der eines alt und mürbe gewordenen zerriebenen Gegenſtands, z. B. Gewandes. Die Sanskritwurzel gar (gṛ) zeigt noch

dieſen letzteren Gebrauch neben dem der Altersſchwäche, des hohen Alters. Hier iſt keine andere Vorſtellung mehr möglich, als daß reiben die frühere, alt nebſt allen daran geknüpften Begriffen die jüngere Bedeutung iſt. Ebenſo, wenn es ſich nachweiſen läßt, daß die die Verbindung bezeichnenden Wurzeln nicht urſprünglich jedes Verbinden, ſondern etwa nur ein wirkliches, ſinnliches bedeutet hätten: dann könnte ein Wort wie Schweſter oder Tochter nicht von jeher durch ſie bezeichnet worden ſein.

Wenn wir dies mit dem oben geſchilderten Urzuſtande der Sprache zuſammenhalten, ſo ergibt ſich, daß nicht etwa blos die Möglichkeit ſpecieller Unterſcheidung, ſondern geradezu der Umfang deſſen, was überhaupt bezeichnet werden konnte oder ſollte, faſt bis auf nichts verſchwindet.

Es kommt unendlich viel darauf an, den Vorgang der Bedeutungsentwickelung genau und richtig aufzufaſſen, und dann nur kann erkannt werden, daß ſie nichts Anderes als die Begriffsentwickelung ſelbſt iſt. Je beſtimmter aber in jedem einzelnen Falle die Entwickelung einer Bedeutung beob-

achtet wird, um ſo lebhafter leuchtet jedesmal ein, daß ſie nur auf Verwechſelung beruht. Wenn wir ganz ſpäte, bewußte Vorgänge ausnehmen, ſo wird ein Wort niemals in ſeiner Bedeutung verändert, ja es verändert ſie eigentlich nicht einmal ſelbſt. Es iſt das Object des Wortes, das ſich dem Sprechenden ganz unverſehens unter der Hand verändert. Der Pythagoreer Milo ſoll bekanntlich, indem er ein Kalb täglich immer wieder trug, es zuletzt auch als es herangewachſen war, zu tragen im Stande geweſen ſein. Mit den Begriffen geht etwas Derartiges wirklich vor. Ein Wort wird bei Gelegenheiten, die ſcheinbar ganz gleich ſind, angewendet; ſummirt man aber die im Einzelnen unbemerkten Unterſchiede, ſo iſt etwas ganz Anderes daraus geworden. Aus der Verwechſelung des Aehnlichen, und aus einer beſtändigen Wiederholung dieſer Verwechſelung, ſetzt ſich die Verbreitung des Wortes über die ganze Gedankenwelt zuſammen. Es wird in der That Alles mit Allem verwechſelt, aber nur durch einen unendlichen Discurſus, einen Hindurchgang des Begriffes durch die ganze Reihe der denkbaren Objecte.

In der geistigen Natur gibt es so wenig wie in der körperlichen einen Sprung, die geistige Entwickelung setzt sich aus eben so kleinen Elementen, wie die körperliche zusammen. Darum läßt sich auch die Beobachtung dieser Entwickelung eigentlich nicht erschöpfen; wir müßten alle Fälle kennen, alle Gelegenheiten zusammenstellen, wo ein Wort jemals gesprochen worden ist, wenn nicht in seiner Geschichte Lücken bleiben sollen. Wenn man alle Stellen einer Literatur aneinanderreiht, in denen ein Wort sich gebraucht findet, so ist eine jede lehrreich und keine entbehrlich. Wie ganz anders erscheint ein Wort der augenblicklichen Betrachtung, oder bei Aufzählung seiner Hauptbedeutungen im Wörterbuche, und wie ganz anders dagegen, wenn wir es mit lebendiger Kenntniß der Sprache durch eine ganze Literatur verfolgen! Daher die Unzulänglichkeit einer im Allgemeinen bleibenden, wohl gar des Hintergrundes der Literatur und des Sprachgefühles entbehrenden Etymologie; daher auch der unberechenbare Werth der mit unendlichem Fleiße aufgehäuften lexikalischen Schätze, wie sie in unserer

Mutterſprache Grimm und ſeine Nachfolger, und für die älteren Stufen Graff, Benecke, W. Müller, Zarncke u. A. zuſammengetragen; wie ſie in dem berühmten Theſaurus des Stephanus für das Griechiſche vorliegen, und ſeit einem halben Jahrhundert nun auch für die Sanskritſprache durch das Zuſammenwirken bedeutender Kräfte allmählich in reicher Fülle zu Stande gebracht werden. Aber ſelbſt mit dieſem gewaltigen Stoffe darf ſich die Wortforſchung nicht zufrieden geben: ſie muß auf die Specialwörterbücher zurückgehen, wo ſie deren findet, in denen alle Stellen eines Schriftſtellers zuſammengetragen ſind, und hat es als einen glücklichen Umſtand zu preiſen, wenn, wie für die hebräiſche Sprache in der ſogenannten Concordanz, oder zum Zendaveſta durch den einſichtsvollen Fleiß eines Mannes wie Hermann Brockhaus, vollſtändige Indices verfügbar ſind, in denen jedes Vorkommen ſämmtlicher Wörter einer Literatur verzeichnet iſt. Die Etymologie darf ſich keine geringere Aufgabe ſtellen, als den ganzen gewaltigen Discurſus, die unendliche und unendlich feine Ideenaſſociation der Sprache, durch

eine ebenso umfassende und in das Feine dringende Forschung zu wiederholen.

Wenn, nach Potts bereits angeführtem Ausdrucke, „in der Vielheit der Wortbedeutungen eine sie zusammenbindende einheitliche Macht von sich nun seit ihrem Ursprunge ewig gleich bleibender Unveränderlichkeit" herrschte, so würden wir es auch mit ihm als die Aufgabe der lexikalischen Sprachforschung betrachten können, „in der Vielheit immer jenen einen springenden Punkt zu finden, aus dem nur jene, von diesem entsprossen und getragen, verstanden werden kann, oder, um ein anderes Bild zu wählen, gleichsam die Achse, um welche sich peripherisch die Fülle der ihr zugehörigen Bedeutungen dreht." [77] Aber eine solche bleibende Einheit, eine solche Achse ist nicht vorhanden. Der Schlüssel zu der Bedeutung eines Wortes liegt nur in einer vergangenen; Mehrdeutigkeit setzt keine innere Verbindung der zufällig vereinigt gebliebenen Bedeutungen voraus: sie kann das Resultat einer ganz jungen Abzweigung, aber auch die Folge einer schon in der Urzeit begonnenen Entfaltung sein.

Die Maſſe der in ſämmtlichen Wörtern wirklich enthaltenen Bedeutungen läuft allerdings zuletzt in einen einzigen Mittelpunkt zuſammen, aber er liegt nirgends als in dem erſten Urſprung der Sprache ſelbſt.

Weit entfernt das Unmögliche zu verſuchen, und hier in rohen Zügen ſchildern zu wollen, was nur die ſpeciellſte Anſchauung zur Empfindung bringen kann, beſchränke ich mich darauf zu bemerken, daß in dem ganzen Laufe der Begriffsentwickelung jeder Zweck einer Erweiterung der Begriffsſphäre nothwendig ausgeſchloſſen bleibt. Niemals kann die Abſicht obgewaltet haben, durch ein Wort mehr zu bezeichnen, als es vorher bezeichnet hatte, um ſo ein Bezeichnungsmittel für etwas zu gewinnen, das vorher nicht benannt worden war: denn die Erweiterung der Bedeutungsſphäre geht ganz unmerklich und unbewußt vor ſich.

Weßhalb bezeichnen nun aber die Worte anfangs ſo wenig, und überhaupt rückwärts geſehen immer weniger? Ich weiß hierauf keine andere Antwort zu geben, als: weil anfangs nur ſo

wenig bemerkt worden iſt. Die Richtigkeit dieſer Erklärung wird ſich daran erproben, ob wirklich Dasjenige, was zuerſt bezeichnet wird, auch das iſt, was zuerſt bemerkt zu werden geeignet war, oder ob die Bezeichnungsfolge ein anderes Princip erkennen läßt.

Nun fängt, um ein einzelnes Geſetz hervorzuheben, die Bezeichnung zuweilen mit Extremen an, als von dem Augenfälligſten, und nimmt leiſere Grade in ſich auf; oder ſie fängt mit Verwechſelung an, und geht zur Unterſcheidung über. So iſt z. B. in vielen Wörtern für blau die erſte Begriffsſtufe ſchwarz; die zweite zeigt eine Verwechſelung von ſchwarz, blau, braun und grau; die dritte geht auf eine der leiſeren Nuancirungen blau, grau oder braun über.

Was bedeutet Nacht? Es hängt mit niger, ſchwarz, zuſammen; aber nicht etwa ſo, daß die Nacht als etwas Schwarzes „appercipirt“, oder mit kühner Phantaſie — wie in den vediſchen Liedern — „die Schwarze“ benannt worden wäre. Die älteſten Sanskritformen des Wortes zeigen, daß in dem lateiniſchen unguo, Sanskrit aṅg,

beſtreichen, ſalben, färben, die Wurzel von Nacht zu ſuchen iſt.[78] Demnach ſchiene nun Nacht „die Gefärbte“ bedeuten zu ſollen. Vergleichen wir eine naheſtehende andere Sanskritwurzel mit dem gleichen Begriffe des Färbens, nämlich rang (griechiſch *rezô*), ſo finden wir auch von ihr einen Namen der Nacht gebildet, nämlich ragâni, was zugleich Name mehrerer färbenden Subſtanzen, z. B. der Indigopflanze, iſt; aber außerdem heißt raga oder ragas, Staub und Nebel oder Wolkenhimmel, und in dieſem haben wir unſer eigenes Wort Rauch,[79] und das gothiſche rikvis, Finſterniß, vor uns. An das Wort Nacht ſchließt ſich eine große Schar von Wörtern, welche Nebel, Wolke, Finſterniß, Qualm bedeuten, nahe an.[80] Nebel ſelbſt iſt z. B. im Altnordiſchen bis zu Nacht und Dunkel vorgeſchritten: niflheim iſt das Reich der Nacht, die Nibelungen das Nachtgeſchlecht; und wir brauchen nur andere den Begriff dunkel bezeichnende Wörter ebenfalls rückwärts zu verfolgen, um überall auf eine derbere Quelle dieſes für uns die bloße Abweſenheit des Lichtes vor die Phantaſie bringenden Begriffes zu ſtoßen.

Düſter gehört zu Dunſt und Duſt, d. i. Staub, Mehlſtaub, Späne oder dgl. Das engliſche mist iſt ein edles Wort für Dämmer, Wolke, Nebel und Aehnliches; im Sanskrit iſt megha Wolke, im Griechiſchen *omichlê* ein dichter Nebel, im deutſchen und vielen verwandten Wörtern geht der Begriff bis zu Koth. Es hat einen Zeitpunkt in der Begriffsentwickelung gegeben, wo ſolche Worte wie Dämmer oder Dunkel nur von dichten Nebeln geſagt wurden, und zum Begriff der Wolke ſelbſt kam der Menſch erſt von hier aus; aber auch für die Erſcheinung des Nebels intereſſirte er ſich nicht zu allen Zeiten: Dunſt und Qualm ſind ältere Begriffe, und dieſen wieder geht die Vorſtellung des Derbſten, Greifbarſten voraus. Das Aufgeſtrichene, Aufgeſchmierte iſt der Anfang, von dem alle ſolche Anſchauungen ausgehen; aber erſt nach einem ſehr langen Wege wird das Immaterielle, die Dunkelheit, die Nacht erreicht. Die Nacht iſt alſo nicht ſelbſt etwas Gefärbtes, etwas Schwarzes, ſondern eine der letzten Verfeinerungen des Begriffes der Farbe oder vielmehr des Schmutzes, eben ſo wie auch Meer aus den

Begriffen Landsee, Moraſt, Pfütze, weiche kothige Erde, ſehr langſam entwickelt iſt.[81]

Grund, welches wir heute überwiegend in immateriellem, ja philoſophiſchem Sinne gebrauchen, für die Urſache, die unſern Willen oder unſer Urtheil beſtimmt, gelangt hierzu von der Bedeutung Boden, worauf etwas ruht, iſt aber in ſeinem letzten Urſprung von den oben betrachteten Begriffen ſehr wenig entfernt. Die noch immer gebräuchliche Anwendung für die Erde eines Ackerlandes, als Stoff betrachtet, iſt die älteſte: Grund iſt zerriebene Erde; das engliſche to grind iſt noch jetzt „zerreiben." Es iſt dies ein ziemlich allgemeiner Urſprung des Begriffes Erde; wahrſcheinlich z. B. auch in terra.

Eine große Menge von Begriffen ſind genetiſch benannt, nach der Entſtehung der betreffenden Sache oder Eigenſchaft. So beſonders viele Dinge, die menſchlicher Thätigkeit ihre Entſtehung verdanken; z. B. Figur bedeutet etwas aus Thon oder dgl. Geknetetes, Zeichen iſt etwas Eingeritztes, Geräthe etwas Bereitetes, Schiff etwas Gehöhltes. Wie Naturgegenſtände auf ähnliche

Weiſe zur Bezeichnung kommen, zeigen ſchon manche der oben erwähnten Beiſpiele. Namentlich iſt aber von Eigenſchaftsbegriffen ein ſehr großer Theil auf dieſem Wege zu Stande gekommen. So geht z. B. dumm von der Bedeutung verſtümmeln aus; es iſt daſſelbe Wort mit ſtumm (engl. dumb), und nahe verwandt mit taub; das gleichfalls verwandte griechiſche *typhlos* heißt blind; im Engliſchen iſt (wie Grimm anführt) dumb arm ein lahmer Arm. — Treu und das engliche true, wahr, ſind eigentlich ſoviel als feſt, und dann: zuverläſſig; trauen bedeutet: feſt ſein, ſich verlaſſen, Glauben ſchenken, aber auch: ehelich verbinden; traut iſt verbunden; das gothiſche trausti heißt Bündniß, unſer Troſt eigentlich: feſte Zuverſicht, das engliſche trust: Zutrauen; Trotz und Trutz bedeuten ebenfalls nichts als Sicherheit, feſtes Verlaſſen auf ſich ſelbſt. Die Begriffe treu und wahr ſind alſo hier aus „gebunden und dadurch befeſtigt" hervorgegangen. Gothiſche Formen wie tringvs, treu, tringva, Bündniß (das franzöſiſche trève, Gottesfrieden) zeigen, daß der Stamm ein g verloren hat. Die Wurzel iſt da-

her unter Anderm mit der Sanskritwurzel drinh, befeſtigen, und dem gothiſchen tulgus, feſt, verwandt.[82] Was unſer wahr betrifft, ſo heißt das althochdeutſche wâra auch Treue und Bund, das ruſſiſche vjera Glauben und Eid. Als Parallele drängt ſich außer dem ſchon oben erwähnten fides auch die ſemitiſche Wurzel von amen Wahrheit, emunah, Treue, Glauben, amanah, Bündniß u. ſ. w. auf, von der ſich dieſelben Grundbedeutungen nachweiſen laſſen.

Von ganz beſonderer Wichtigkeit ſcheinen mir die überaus zahlreichen Fälle zu ſein, wo die Bezeichnung nicht auf das Entſtehen oder Zuſtandekommen eines Gegenſtandes, einer Eigenſchaft oder eines Verhältniſſes verweiſt, und alſo nicht genetiſch, ſondern etwas iſt, was ich phänomenal nennen möchte: indem nämlich diejenige Thätigkeit den Namen abgibt, durch welche das Bezeichnete zwar nicht entſteht, aber zum Vorſchein kommt, bemerkt wird. So z. B. wenn Worte ſowohl für Kern als für Schale von Wurzeln ſtammen, die das Schälen, das Trennen der Schale von dem Kern bezeichnen; oder wenn nicht nur

die Rinde, ſondern auch das Holz, ja ſogar der Baum vom Entrinden benannt wird; wenn dem entſprechend die Haut als das Abgeſtreifte, und zuweilen dann auch das Fleiſch als das nach Abſtreifen der Haut zum Vorſchein Kommende, alſo ebenfalls als das Abgezogene zur Bezeichnung gelangt. Ich erinnere nur an das griechiſche *derô*, die Haut oder Rinde verletzen, wovon ſowohl *dora* und *derma*, Rinde und Haut, als *dory*, Holz, *drys*, Baum, das engliſche tree, das in den germaniſchen Sprachen auch ſonſt viel verbreitet, und bei uns in der Endung der, z. B. in Hollunder, erhalten iſt. Die Verwandtſchaft der Wörter für Rinde und Haut in dieſer Wurzel beruht auf einem tiefen Zuge der Sprache, Aehnlichkeiten zwiſchen der Pflanze und dem Thiere zu finden. Man pflegt das Wort Haut mit dem engliſchen hide, bedecken, zuſammenzuſtellen, aber es iſt dies gewiß unrichtig, und Haut (cutis, gr. *kytos*) aus einer griechiſchen Wurzel von einer den obigen Analogien entſprechenden Bedeutung zu erklären, von welcher auch *skytos* ſtammt. — Bein iſt, wie ich glaube, als etwas Abgenagtes,

mit dem gothiſchen bnauan, zerreiben,[83] und mit bohnen verwandt. Haut, Fleiſch und Bein ſind, wie noch manche andere Theile des thieriſchen und menſchlichen Leibes, und wie meiſtens der Begriff Leib ſelbſt, von der Seite aus benannt, von der ſie ſich dem Menſchen in dem Augenblicke darſtellen, wo ein thieriſcher, oder wohl gar menſchlicher Körper ihm zur Nahrung dient.

Faſſen wir zuſammen, welches allgemeine Geſetz ſich aus dieſen einzelnen Fällen ergibt, und ſuchen wir den Grund, warum Extreme früher als leiſere Grade, das Derbe und Greifbare früher als das Immaterielle, das aus menſchlicher Thätigkeit Entſprungene erſt nach dieſer Thätigkeit, Eigenſchaften geiſtiger und ſittlicher Art, wie wahr, erſt in Folge des Uebergangs aus ſinnlich wahrnehmbaren, dieſe ſelbſt aber wieder nach den Thätigkeiten, die ſie zu Stande bringen; endlich das in Verbindung mit Anderem Vorhandene nur in dem Augenblicke, wenn es geſondert in die Erſcheinung tritt, benannt werden: ſo kann dieſer Grund nur der ſein, daß die Worte in der Reihenfolge entſtehen, wie die Gegenſtände ihrer Natur

nach, einer nach dem andern, anfangen, von den Menſchen wahrgenommen oder bemerkt zu werden.

Ueberhaupt wird Jeder, der zugibt, daß ein ausgebildetes Denken ohne alle Sprache unmöglich iſt, ſich in Betreff des Urſprungs der Sprache auf dieſen Weg gedrängt ſehen. Denn es mußte ja zugeſtanden werden, daß die Entſtehung allgemeiner Begriffe, oder beſſer, da jeder Begriff mehr oder weniger allgemein iſt, aller Begriffe, auf keinem andern Weg erklärt werden kann, als durch die Entſtehung der Worte für dieſe Begriffe, während die Urſache der Entſtehung dieſer Worte das iſt, was ich Discurſus genannt habe. Der Begriff Thier exiſtirt nur, weil aus dem Begriffe Jagdbeute ein Wort zu dieſer allgemeinen Bedeutung übergegangen iſt, und ehe dies, oder etwas anderes mit gleichem Erfolge, geſchehen war, exiſtirte jener allgemeine Begriff gar nicht, nicht bloß für die Sprache, ſondern auch für die Vernunft nicht. Nun ſind aber ſchon die Wurzeln allgemein, und ehe eine Wurzel den Begriff jagen entwickelt hatte, exiſtirte auch dieſer nicht. Es läßt ſich hier nirgends Halt machen,

und zwar den Einzelheiten gegenüber noch unendlich viel weniger, als im Angeſichte der allgemeinen Theorie.

Wäre die Entwickelung nicht in einem Worte bei dem Begriffe Thier, in einem andern bei Vogel, in einem andern bei Taube feſtgehalten worden, ſo hätten wir nicht die Möglichkeit, die Taube als Taube, Vogel, Thier anzuſehen und zu claſſificiren. Mit den Verbalbegriffen der Wurzeln iſt es ebenſo. Ein einziger Laut hätte Begriffswechſel erfahren können, er würde ſeiner Natur nach vielleicht die ganze Reihe ſämmtlicher Begriffe durchlaufen haben: aber zur Begriffsunterſcheidung hätte er nicht geführt. Dazu bedurfte es verſchiedener Laute, welche alle denſelben Gang durchmachten, aber auf verſchiedenen Punkten ihrer Entwickelung aufgehalten, mit verſchiedenem Begriffsinhalte feſtſtehen blieben. Dies zu erreichen iſt aber ſchon ein einziger urſprünglicher Sprachlaut geeignet, ſobald er in Variationen auseinanderzutreten fähig iſt. Man ſieht in der Sprache überall, auch in den Wurzeln, ſolche auseinandertretenden Varia-

tionen, und überall gesellt sich zu der Abweichung des Lautes die der Bedeutung. Man pflegte solche Wurzelspaltungen bisher so aufzufassen, als ob der Laut zum Zwecke der Bedeutungsunterscheidung variirt worden wäre. Aus der ganzen obigen Darstellung ergibt es sich, daß der Laut aus Gründen variirt, die mit dem Begriffe nichts zu thun haben, und daß an diesen Spaltungen die des Begriffes sich erst entwickeln. So ist denn überall die Sprache primär; der Begriff entsteht durch das Wort. Und zwar war dies von jeher, schon bei dem Auseinandertreten gleichbedeutender Urlaute in diejenigen Begriffskeime der Fall, deren Umbildungen in Wurzelbegriffen wie binden, reiben u. s. w. vorliegen: die Sprache hat die Vernunft erschaffen; vor ihr war der Mensch vernunftlos.

Was nun aber der Anfang dieser Reihe sei, und worin das Bemerken und Nichtbemerken bestehe, das zu der Stufenfolge der Begriffe den Grund abgibt, wie es endlich komme oder nur möglich sei, daß die Fähigkeit der Menschen, die Außenwelt zu bemerken, sich veränderte und fort-

ſchritt: das kann ich freilich hier nur kurz aus=ſprechen, als eine Ueberzeugung, die aus der Betrachtung alles ſprachlichen Stoffes, welchen zu überſehen mir bis jetzt gelungen iſt, ſich mir un=widerſprechlich ergeben hat: die Wahrnehmung, von deren allmählichem Wachsthum in der Menſch=heit die Sprache Zeugniß gibt, iſt die durch Ge=ſichtsempfindung.

Wie der Begriff von hier aus zu Gegenſtänden anderer Sinne gelangt, davon kann das Wort bitter eine allgemeine Vorſtellung geben, das von dem Beißen, als einer ſichtbaren Handlung aus, über das Gefühl, das auf der Haut damit verbunden iſt, zu dem ähnlichen Jucken der Zunge bei ſcharfem Geſchmacke, und zuletzt erſt auf die beſondere Unluſt des Geſchmacksſinnes übergeht, die es jetzt bezeichnet.[84] Auch ſüß iſt nicht von der Geſchmacksempfindung ausgegangen. In ſeiner gothiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Form (sutis, *hêdys*, suavis) bedeutet das Wort nur angenehm oder ſanft; und das Wort, das die lateiniſche und griechiſche Sprache für den Begriff ſüß gebrauchen (dulcis, *glykys)*, bedeutet im Gothiſchen (thlakvus) zart oder weich.

Die Unterſcheidung durch Geſichtswahrnehmung, namentlich aber das Intereſſe für dieſelbe iſt die weſentlichſte Eigenthümlichkeit des Menſchen. Die dem Menſchen im Uebrigen nächſtſtehenden Geſchöpfe beobachten die Welt vorwiegend durch den Geruchsſinn. Was Thiere durch den Geſichtsſinn zu beobachten pflegen, das beſchränkt ſich auf Bewegungen, und zwar meiſt ſolche, die mit ihren Bedürfniſſen im Zuſammenhange ſtehen. Gegenſtände werden, wie dies namentlich vom Hunde nachgewieſen iſt, durch den Geruchsſinn unterſchieden und wiedererkannt; ein veränderter Anblick bei unverändertem Geruch kann den Hund nicht zum Irrthum veranlaſſen: er erkennt ſeinen maskirten Herrn, weil er ihn gar nicht von dem unmaskirten unterſcheidet. Selbſt bei den Bienen müſſen wir ein ſolches Erkennungs- und Unterſcheidungsvermögen annehmen. Eine Biene wird in ihrem Stocke als einheimiſch wiedererkannt, aber man kann dies verhindern und ſie unkenntlich machen, wenn man ſie in Waſſer taucht. Der Menſch hatte dereinſt dieſelbe Fähigkeit der Unterſcheidung durch das Geruchsorgan. Er hat ſie ver-

loren, weil er in der Geſichtswahrnehmung ein viel vollkommeneres Mittel der Unterſcheidung entwickelte, welches ihm die Uebung der thieriſchen Spürkraft überflüſſig machte, und ſie ſchon hierdurch verminderte, noch mehr aber durch eine Art von Abſorption, welche bei jeder überwiegenden Ausbildung eines Sinnes oder einer Richtung zum Nachtheile einer andern einzutreten pflegt, beeinträchtigte. Es iſt bekannt, daß ſich noch jetzt Naturvölker durch eine Spürkraft auszeichnen, die ſie befähigt, Spuren durch den Geruchsſinn zu finden und zu unterſcheiden, wo es dem Europäer an jedem Unterſcheidungsmittel gebricht. Gerade auf dem Punkte nun, wo das Thier ſich von dem Menſchen in Beziehung auf die Geſichtswahrnehmung ſcheidet, tritt die Sprache ein. Sie geht von der Bezeichnung der ſichtbaren Thierbewegung aus, womit die Beobachtung des Thieres abſchließt. Das Erſte und Früheſte, was irgend eine Menſchenſprache ausdrückt, iſt eine ſolche ſichtbare Thier- oder Menſchenbewegung. Man kann dieſes Object eine Geberde nennen, oder auch eine Miene; letzteres um ſo eher, als das Wort Miene dem griechiſchen

mimos ebenso wie Pantomime dem *pantomimos* entspricht, und eigentlich eine nachahmende Geberde bedeutet, wie sie den ersten Sprachlaut vielleicht begleitet hat. Man kann, ja man muß wohl, in das erste Object sprachlicher Bezeichnung auch einen thierischen Laut, ein Murren, wie es mit der bezeichneten Miene verbunden war, eingeschlossen annehmen, und kann daher den ersten Sprachlaut als Wiedergabe eines Gegenstandes in der thierischen Außenwelt ansehen, wo Lautwahrnehmung und Gesichtswahrnehmung wie in einem Mittelpunkte zusammentreffen, wonach dann auch die den Sprachlaut vielleicht erzeugende Nachahmung in gewissem Sinne zugleich Schallnachahmung gewesen wäre. Genug, die thierische Miene oder Geberde war es, welche der erste Sprachlaut ausdrückte, und von hier aus breitete er sich über das Gebiet der Gesichtswahrnehmung aus, das er noch heute nicht wesentlich verlassen hat.

IV.

Daß nicht jeder Gegenstand der Gesichtswahrnehmung geeignet ist, unmittelbar durch die Sprache bezeichnet zu werden, wird durch Nichts so einleuchtend, als wenn wir z. B. die Entstehung eines Farbenwortes beobachten. Schwarz und roth, so unmittelbar sie durch den Gesichtssinn wahrgenommen werden, sind dennoch überall von einem älteren Begriffe benannt. Schwarz entspringt, wie schon das lateinische sordes beweist, aus der Bedeutung „schmutzig"; der Zusammenhang von niger und Nacht hat sich uns durch denselben Grundbegriff vermittelt gezeigt. Verfolgen wir die Sanskritwurzel rang, auf deren nahe Verbindung mit den erwähnten Begriffen wir gestoßen sind, in einige ihrer speciellen Entwickelungen, so finden wir, daß, außer Bezeichnungen

der Dunkelheit und dunklerer Farben, auch Namen der rothen, gelben und weißen Farbe aus dieſer Wurzel hervorgehen. Rakta heißt gefärbt und roth; rágata weiß, und als Hauptwort das Weiße, ferner das Silber, aber auch Gold und Blut; arǵuna ſowie riǵra heißen roth und weiß, und der lateiniſche und griechiſche Name für Silber, argentum, *argyros*, ſchließen ſich an die letzteren Formen an. Bezeichnungen für die dunkle und lichte Farbe liegen alſo in dieſer Wurzel dicht bei einander, und in den Veden findet ſich ſogar ein mit Nacht ganz nahe verwandtes Wort, das die Nacht und den Tag zugleich bedeutet.[85] Es iſt hier — und ich muß hinzufügen, in unzähligen andern Fällen — das Farbige genetiſch, als eine aufgeſtrichene Flüſſigkeit, und augenſcheinlich nicht als eine mit Bewußtſein und Abſicht der Färbung aufgeſtrichene, gefaßt. Die Unterſchiede der Farbe ſtellen ſich erſt ſpäter ein.[86]

Noch mehr, das Licht, das Feuer iſt in der Sprache nicht urſprünglich. Die Sprache iſt älter, weit älter als jeder Gebrauch des Feuers: aber von dem Lichte der Sonne hätte man glauben

ſollen, daß es einem unmittelbaren Ausdruck der Geſichtswahrnehmung erreichbar ſei. Es iſt nicht ſo; ſeltſam genug, das Licht entlehnt vom Dunkel den Namen. Formen der Wurzel rang und namentlich die nahe verwandte râg heißen leuchten. Die Verſuche, ſolche Fälle damit zu erklären, daß das Färben ein Leuchtendmachen ſei, ſind nicht ſtichhaltig: denn der Begriff des Färbens geht ja vom Beſtreichen, Beſchmieren aus; und gerade die ſchwarze Farbe iſt dieſem Urſprunge die nächſte. Ich glaube, es iſt unläugbar: Licht iſt der Sprache eine Farbe. Die Begegnung der Begriffe Schwärze und Licht iſt zu häufig in der Sprache, um unbeachtet bleiben oder durch gelegentliche Auskünfte, wie daß die ſchwarze Farbe die des Verbrannten ſei, umgangen werden zu können. Man erinnere ſich nur der griechiſchen Wurzel *aithô*, flammen, worunter der Aether ſowohl als die Aethiopen fallen, welche den Blitz, wie den Ruß und eine ganze Reihe von Farben in ſich faßt, und man wird zugeſtehen, daß wir es mit Verwandten des verkannten Wortes *anthos*, Farbe, rother Saft u. ſ. w. und der ganz überraſchend großen Zahl der dazu

gehörigen Verzweigungen zu thun haben, von denen ich in meinem größeren Werke geſprochen habe.[87] Neben fulgeo, glänzen, und fulgur, Blitzſtrahl, ſteht fuligo, Rauch, Ruß; neben ferveo, brennen, furvus, ſchwarz; neben unſerm brennen ſteht braun; neben blau, Blei, bleich und dem engliſchen black ſtehen die lateiniſchen flavus, gelb, fulvus, rothbraun, und unſer blank, blinken. So ſind wir denn hier auf den Begriff Blitz gekommen, wovon oben mehrfache Verſuche angeführt worden ſind, ihn aus irgend einem unmittelbaren Sinneneindrucke, einer unmittelbaren Apperception zu erklären. Ich halte einen Zuſammenhang der Wurzel frag, brechen, mit blinken, mit flagrare, brennen, nebſt Allem, was mit dieſem Worte verwandt iſt, alſo auch mit Blick im Sinne des Glanzes und mit Blitz, d. i. einem ſtarken oder wiederholten Aufleuchten, nicht für unmöglich. Aber dieſer Zuſammenhang könnte kein anderer ſein, als daß die Wurzel flag zerbröckeln bedeutete, daß ſie über zerreiben und beſtreichen zum Färben, von da zum Farbigwerden, Glänzen, und endlich durch den ebenſo langſamen

als ungeheuren Proceß des Discurſus zufällig in einigen ihrer Formen zu der Bedeutung des Blitzes gelangt ſei.[88]

Die Wurzel unſeres Licht und leuchten zeigt in Lohe, lodern noch den Begriff der farbigen, rothen Flamme; im Gothiſchen ſind außer den Wörtern des Lichts auch lauhatjan, blitzen, lauhmoni, Blitz, vorhanden. Die rothbraune Lohfarbe kann ſehr wohl daſſelbe Wort ſein, wie das griechiſche *leukos*, weiß, glänzend; lohen heißt färben, trüben; Lohe iſt die pulveriſirte Rinde zum Lohgerben oder Rothgerben. Die Wurzel des Leuchtens, zu der im Lateiniſchen lux und lumen, Licht, lucere, leuchten, illustris, glänzend, luna, Mond, und im Griechiſchen *lychnos*, Leuchte, aber auch *lampô*, leuchten, gehört, tritt im Sanskrit in der Form ruk oder ruc auf; aber daneben finden ſich auch die Formen ark, arc, und endlich varc, welche zu den ſämmtlichen Variationen den Schlüſſel gibt und ihnen wahrſcheinlich zum Grunde liegt. Nun heißt von dieſer Wurzel varc, ſcheinen, varcas „Glanz", aber auch Schmutz. Dies iſt alſo auch hier die tiefſte Stufe in der Begriffs-

ſcala, während die Form loc und das lautlich genau entſprechende [89] griechiſche *leussô* bis zu ſehen — ebenſo wie blicken und das engliſche glance, in denen der bei dem Anblicken im Auge wahrgenommene Glanz den Hauptbegriff bildet — und zu noch ſubtileren, geiſtigen Bedeutungen vorgeſchritten iſt. Ob die Wurzel vare etwa mit den vorher erwähnten des Färbens und Leuchtens, mit raǵ und bhraǵ, verwandt ſei, iſt eine jener Fragen, die von der Theorie der Alllautigkeit und Alldeutigkeit der Urwurzeln aus eine andere, aber auch eine geringere Bedeutung annehmen. Es kann uns genug ſein, daß die Begriffsentwickelung in ihnen den gleichen Gang innehält, und in verſchiedener Form daſſelbe Geſetz zur Erſcheinung bringt.

Auch Tag gehört zu dieſem Begriffskreiſe: dah, brennen, dih, beſtreichen, beſchmieren, duh, melken, ſind drei nahe verbundene Sanskritwurzeln, an welche ſich das deutſche Teig, das lateiniſche fingo, kneten, bilden, und figura, aber auch tingo, färben, anſchließen.

Wenn man ſich fragt, warum Licht und Farbe keine benennbaren Objecte für die erſte Sprach-

ſtufe geweſen ſeien, wohl aber das Aufſtreichen der Farbe, ſo liegt die Antwort darin: daß der Menſch zuerſt nur ſeine Handlungen oder die von ſeines Gleichen benannte, daß er beachtete, was an ihm ſelbſt und in ſeiner unmittelbar ihn intereſſirenden Nähe vorging, als er noch für ſo hohe Dinge wie Licht und Dunkel, Glanz und Blitz keine Sinne, kein Auffaſſungsvermögen hatte. Muſtern wir die in ſo großer Anzahl nun ſchon an uns vorübergegangenen Begriffe durch: ſie gehen in ihren Anfängen auf einen äußerſt beſchränkten Kreis menſchlicher Bewegungen zurück. Darum gehen die Begriffe von Gegenſtänden der Natur auf ſo merkwürdigen Umwegen aus der Anſchauung einer menſchlichen Thätigkeit hervor, die ſie auf irgend eine Weiſe zur Erſcheinung kommen läßt, oft auch etwas nur entfernt ihnen Aehnliches hervorbringt. Darum iſt der Baum etwas Entrindetes, die Erde etwas Zerriebenes, das auf ihr wachſende Korn etwas Enthülſtes. Darum gehen Erde und Meer, ja über den Begriff Wolke oft ſelbſt der Himmel aus der gleichen Grundvorſtellung von etwas Zerriebenem oder

Aufgeſtrichenem, lehmartig Halbflüſſigem aus. Ein Blick auf eine Reihe ſemitiſcher Wurzeln und Wörter, wie die hebräiſchen: maâk, zerdrücken, maqaq, zerreiben, maq, Moder, mûg, zerfließen, moach (für muchch), Mark, machah, zerreiben, abwiſchen, machaq, tilgen, nimmoach, zerbröckeln, weich werden; und die arabiſchen: makaka, pulveriſiren, mahâ, wetzen, mâá, ſchmelzen, mahha, zerrieben, abgetragen ſein, muġaġun, Speichel, muḥḥun und mâḥun, Dotter, mahvun, wäſſerige Milch, nebſt zahlreichen andern, nur um Weniges ferner ſtehenden, — wird genügen, um dem Waſſer — majim, mâun, von mah — ſeine Stelle unter denſelben Anſchauungen anzuweiſen.

Wir ſind in der Geſchichte des Begriffes zu einem Punkte gelangt, wo wir von ihm verwirklicht ſehen, was der römiſche Dichter [90] vom Chaos der Urzeit ſagt:

„Einſt war Alles vereint zu vermiſcht unförmlicher Maſſe;
Eine Geſtalt noch erſchien Erde und Himmel und Meer.“

Welch eine Erſcheinung mag die menſchliche Vernunft wohl in den fernen Tagen jenes begrifflichen Chaos dargeboten haben, wo von ihrem Inhalte der Satz gelten konnte:

„Da wo die Erde sich fand, da war auch Meer noch und Himmel!“

Welche Zeiträume müssen verflossen sein, bis in langsamen Niederschlägen die Schichten mannigfaltiger Begriffsbildung sich, eine der andern folgend, gelagert hatten!

Die Anschauung der Farbe ist aus mehr als einem Grunde besonders geeignet, uns die ganze Armuth des menschlichen Denkens in einer Zeit ermessen zu lassen, wo diese Anschauung ihm noch nicht aufgegangen war. Unter den Benennungen, die von der Farbe ausgehen, sind die jüngsten die der Metalle; sie entwickeln sich mit dem Gefühle des Farbenunterschiedes und schließen sich schon verschiedenen Farbenstufen an: Gold der gelben, Silber der weißen, Blei der blauen, d. i. schwarzen. Einer unvergleichlich älteren Zeit müssen die Namen der Thiere angehören, die — Säugethiere, wie Vögel (die Fische treten erst in einer späteren Epoche hinzu) — in außerordentlich großer Zahl als etwas Farbiges aufgefaßt worden sind. Diese Art der Benennung scheint der Thierwelt gegenüber fast die allgemeine Norm

der älteſten Sprachperiode geweſen zu ſein. Die Auffaſſung der Farbe iſt hier, wovon das beſonders die Thierfarbe bezeichnende lateiniſche Adjectiv fulvus noch merkwürdige Spuren zeigt, meiſtens ganz unbeſtimmt und ſchwankend. Sie ſpielt zuweilen in Rothbraun, zuweilen in Braungelb, oder auch in Grau. Namen des Affen, des Tigers, des Bibers und mannigfaltiger Vögelarten von dieſem Urſprung ſind ſchon an andern Stellen erwähnt worden. Der Name des Eſels iſt in manchen Fällen deutlich von der Farbe entlehnt: und ſo ſcheint mir denn auch asinus zu dem ſanſkritiſchen asita, ſchwarz, zu gehören.[91] Wolf, lupus (ſanskritiſch vrika, ruſſiſch volk) wird gewöhnlich als der „Zerreißer" erklärt; aber ich ſehe nicht ein, warum wir dieſes Wort, als deſſen älteſte Form etwa valkva oder varkva anzunehmen iſt, von der Wurzel varc (d. i. varkv), und das griechiſche *lykos* z. B. von *amphilykê*, Zwielicht, trennen ſollen. Der Wolf würde demnach etwa „der Graue" heißen, entſprechend dem homeriſchen Verſe von dem „Felle des grauen Wolfes."[92] Aehnliches gilt von rixa, *arktos*, ursus, Bär, und

daß das Wort Bär ſelbſt, wie es von dem redupli-cirten Biber gewiß iſt, mit braun zuſammenhängt, iſt nicht unmöglich. Auch Hund ſcheint zu dieſen Thierfarbenwörtern gerechnet werden zu müſſen. Die Benennung würde dann zu einer intereſſanten Wurzel gehören, die faſt die ganze Farbenſcala in ſich enthält, und von welcher, ſo unähnlich die Wörter in ihrer heutigen Geſtalt auch klingen, unter andern auch weiß und heiß ſtammen. Ich ſtelle die folgenden Sanskritſtämme zuſammen, da ſich ihre innere Verbindung von ſelbſt erklären wird: çveta und çjeta, weiß; çjâva, braun, blau; çjâma, ſchwarz, blau, grün; çoṇa rothbraun, roth; çvas, morgen; çuci, çukla, çukra, çubhra, weiß, glänzend; çocis Licht, Glanz. Die urſprüng-liche Anlautſilbe dieſer Wörter iſt kva, ebenſo wie in çvan, Hund, und im Griechiſchen tritt *kyanos*, ſchwarz, blau, dem *kyôn*, Hund, noch nahe genug. Etwas anders umgeſtaltet iſt die Wurzel cand, glänzen, die ein anlautendes s verloren hat, und mit dem lateiniſchen candeo, weiß ſein, entfernter auch mit *xanthos* zuſammen-hängt, aber mit der Sanskritwurzel çvind, weiß

ſein, faſt identiſch iſt. In der Wurzel çjai, ſowie in coenum, inquinare, finden ſich die Bedeutungen der klebrigen Flüſſigkeit, des Schmutzes, als Ausgangspunkt für alle dieſe Farbenbegriffe.

Eine ähnliche Begriffsbeſchränkung, ein ähnliches letztes Object findet ſich in den Urbedeutungen der Wurzeln überall. Wir haben eine wahrhaft unerſchöpfliche Fülle von Begriffen aus der Bedeutung „verbinden" hervorgehen ſehen. Man darf nicht glauben, daß in dieſem Grundbegriffe etwas Anderes, als eine ſichtbare, mit natürlichen Organen ausführbare Handlung enthalten ſei. Nicht einmal ein wirkliches Binden oder ſonſtiges Befeſtigen liegt urſprünglich in den Wurzeln, ſondern bloß das Zuſammendrücken, Zuſammenfaſſen. Daher enthält z. B. der oben vielfach erwähnte griechiſche Stamm *gam* auch Wörter mit der Bedeutung der Laſt, der gedrängten Fülle (*gomos*, *gemô*). Daher auch kommt der Begriff der Noth, des Druckes oder Dranges ſo oft in ſolchen Wurzeln zum Vorſchein, zuweilen dicht neben Wörtern der Verwandtſchaft. Vermuthlich aus dieſem Grunde ſtehen *penthos* und *kêdos*, Leid,

neben *pentheros* und *kêdestês*, der Verſchwägerte[93]. Im Hebräiſchen heißt sarar zuſammenfaſſen und bedrängen; seror das Bündel und sar, sorer Feind; sarah heißt Noth, von sarar, bedrängen, als das Bedrängende, und zugleich Mitfrau deſſelben Mannes, von sarar, zuſammenfaſſen, zuſammenheirathen.

Nachdem die Begriffe in ſo tauſendfache Arme aus ſo wenigen Anfängen auseinanderſtrömen, kann es nicht Wunder nehmen, wenn auch dies Wenige die gleiche Verengerung noch ferner zuläßt. Die thieriſche Bewegung, die die Sprache in ihrem Urzuſtande ausdrückt, iſt nicht etwa nach den Organen, mit denen ſie ausgeführt wird, oder nach ſonſtigen Unterſchieden in den Wurzeln auseinandergehalten. Mordeo heißt im Lateiniſchen beißen, im Sanskrit heißt die Wurzel mrid mit den Händen reiben, ſtreichen, zerbröckeln, zerſchlagen, auch zertreten. Ebenſo heißt die unſerm beißen entſprechende Wurzel im Lateiniſchen (findo) und im Sanskrit (bhid) zerreißen, zerbrechen, zerſpalten. Die Sprache läßt ſich auch hier nicht feſthalten und auf Beſtimmtheit und iſolirte Bedeutung brin-

gen. Man kann höchstens zweifelhaft sein, ob die ersten Sprachlaute das Scharren, Reiben, Beißen ohne Unterschied als heftige, sichtbare Bewegung des thierischen Körpers bezeichnet haben mögen, oder ob eine bestimmte Bewegung von so überwiegendem Eindruck gewesen sei, daß sie zum Ausgangspunkt für die ganze, gewaltige Entwickelung werden, und das einzige in dem ersten Momente der erwachenden Wahrnehmung angeschaute und benannte Phänomen bilden konnte. Mehrere Gründe lassen mich auf das Letztere schließen und glauben, daß es das menschliche Antlitz gewesen, das diesen großen Zauber ausgeübt hat. Ueberall sonst zeigt sich der Begriff nicht bloß in Entfaltung, Scheidung, Ausbreitung des in ihm schon von Anfang Enthaltenen, sondern in wirklicher Zunahme, im Weiterschreiten über die Objecte begriffen. Auch ist in zahlreichen Wortreihen die Energie noch fühlbar, mit der gerade das Zucken und die Verzerrung des menschlichen Mundes wiedergegeben werden soll; und endlich tritt nur so das Verhältniß des hörbaren Schalles zu den sonstigen Sprachobjecten in ein klares Licht.

Die Wurzel mard, reiben, beißen, führt zwar einerſeits auf mar, mal, zerreiben, mit ihrer zahlloſen lautlichen und begrifflichen Familie (wozu unter den oben beſprochenen Wörtern z. B. Meer gehört); aber auf der andern Seite ſchließt ſich auch mando, kauen, an, und mit dieſem eine ebenſo unüberſehbare Menge von ſprachlichen Darſtellungen mehr oder weniger lautwerdender Bewegungen des Mundes. Es gehört dahin (mit dem in den indogermaniſchen Wurzeln ſo häufigen, und auch in ſchmieren vorhandenen Anlaut s) ſchmunzeln, griechiſch *meidiaô* lächeln, engliſch smile, ſanskritiſch smi; woran ſich wieder reihen: ſchmollen (das Verziehen des Mundes im Unwillen); ſchmuggeln, munkeln, mogeln und meucheln, welche das Heimlichflüſternde ſchildern; mäkeln, eigentlich das leiſe Zuflüſtern des Zwiſchenhändlers; ſchmeicheln. Ferner mucken, muckſen und mutzen, muffen (verdrießlich brummen, ein verdrießliches Geſicht machen), mummeln (brummen, in den Bart murmeln), muffeln und mumpfeln (gefräßig mit vollem Munde eſſen). Daß auch

ſchmecken zu dieſer Wortreihe gehört, zeigt deutlich die verſtärkende Ableitung ſchmatzen (gebildet wie blitzen von blicken); das Wort wird auch auf Geruch übertragen, ein Zuſammenhang, der noch in manchen andern Fällen wahrſcheinlich iſt, und zeigt, daß die Bezeichnung des Riechens vom Beſchnüffeln ausgeht. Aber beſonders wichtig iſt es, daß Bezeichnungen des Mundes und Antlitzes ſelbſt aus dieſen Wurzeln hervorgehen. Maulen läßt ſich nicht wohl von ſchmollen und ähnlichen trennen; alſo iſt Maul der mürriſch verzerrte Mund; ja auch Mund und die Sanskritbezeichnung für denſelben, mukha, gehen ohne Zweifel von dieſer Bedeutung aus. Mumme (Maske), vermummen, Mummel (Geſpenſt) erklären ſich aus Fratze, welches wohl mit freſſen zuſammenhängt[94]; und auf dieſelbe Weiſe möchte ich den Zuſammenhang von Maske mit der Wurzel mand erklären, den Grimm auf eine andere Art herſtellt.[95] Wir ſind hiermit der Geberde, der Miene, deren Bezeichnung wir aus dem Begriffe der Mimik haben entſpringen ſehen, nahe genug gekommen.[96] Nur an die zahlreichen Stämme ſei noch erinnert, in denen das

m durch n erſetzt iſt: an ſchnauben und Schnauze, nieſen und Naſe, ſchnarren, ſchnarchen, und ſo viele andere.

Weit im Laute von den bisher aufgezählten abweichend, und doch mit einer höchſt merkwürdigen Uebereinſtimmung der Anſchauungen entwickelt, iſt eine ſehr umfangreiche Wortgruppe, zu der grinſen gehört.[97] Das nahe verwandte Grimm bedeutete ehedem noch ſtärker, als heute, einen wüthenden Zorn; grimmen hieß vor Schmerz und Wuth toben und brüllen. Die leidenſchaftliche Gemüthsbewegung iſt, wie überall, von ihren Symptomen benannt; und vermuthlich iſt Schmerz auf ganz ähnliche Weiſe von der vorhergeſchilderten Wurzelgruppe ausgegangen.[98] Auch Gram hatte nicht von jeher den Begriff eines tiefen Seelenſchmerzes: in älterer Zeit wog die in den Adjectiven gram und grämlich enthaltene Vorſtellung verdrießlich, mürriſch, vor; im Mittelhochdeutſchen iſt gremlich ſoviel als grimmig, wüthig. Greinen bedeutet jetzt mit verzogenem Geſichte weinen; in der älteren Sprache war es mit grinſen gleichbedeutend, wie das engliſch grin, das

auch, gleich dem mittelhochdeutſchen grinnen, das Zähneknirſchen bedeutet. Letzteres iſt auch die Grundbedeutung von Griesgram: das mittelhochdeutſche grisgram, nebſt dem Zeitworte grisgrâmen oder grisgrimmen, heißt Zähneknirſchen, und iſt wahrſcheinlich eine Reduplication der Wurzel grim, dergleichen auch im engliſchen grimgrinning, grinſend, anzunehmen iſt. Auch ein Wort für Maske fehlt nicht: es iſt das altnordiſche grîma. Entweder von dieſem (wie Diez glaubt), oder auf eine andere Weiſe von der hier behandelten Wurzel kommt das franzöſiſche grimace. Mittelhochdeutſch heißt grîn das Wiehern und zugleich Rachen. Daß aber auch in Beziehung auf den ſonſtigen Begriffszuſammenhang die Analogie mit der an mard und mordeo angeſchloſſenen Gruppe vollſtändig iſt, ſieht man z. B. an dem engliſchen to grind, reiben, mahlen, aber auch mit den Zähnen zermalmen, knirſchen. So nahe hängen grinſen und Grund zuſammen.

Daß ſich Wörter, die allerlei Laute bezeichnen, zu den hier aufgezählten geſellen, läßt ſich wohl denken. Von Wurzeln mit m oder n ſind einige

ſchon erwähnt worden; doch ſind auch ganz ſpecielle Thierlautbezeichnungen anzuführen, z. B. mugire, brüllen. Einen ganz unbewältigbaren Umfang nimmt eben dieſe Begriffsabzweigung bei der Gruppe an, die wir an grinſen angeſchloſſen haben. Wie grîn, ſo bedeutet auch ſchon die entſprechende griechiſche Wurzel: wiehern, und zwar neben Zähneknirſchen. Ebenfalls verwandt iſt das lateiniſche hinnire, wiehern, aber auch grunnire, grunzen. Es iſt unmöglich, die ungeheure Menge von angrenzenden Wurzeln, welche die verſchiedenartigſten Töne bezeichnen, auch nur andeutungsweiſe zu berühren. Es genügt, auf die Verwandtſchaft mit grollen, mit brummen und brüllen, ja mit dröhnen und ſtöhnen, und ſelbſt donnern hinzuweiſen. [99]

Der Laut in ſeiner Mannigfaltigkeit auf der einen Seite, die Menge der nicht nothwendig lauten Bewegungen auf der andern, finden in dem Geſammteindrucke der mit einem Laute verbundenen Verzerrung des Mundes ihren Mittelpunkt. Man kann, aus mehr als einem Grunde, nicht annehmen, daß das Wiehern des Pferdes, das Brüllen des Rindes der ältere, die im menſchlichen Geſichte

wahrnehmbare Veränderung der jüngere Begriff sei. Welcher Antheil dem Gehöreindrucke bei dem Zustandekommen des ersten Wortes zuzuschreiben ist, kann vielleicht fraglich gefunden werden. Aber bemerkenswerth ist es, daß es gerade die an sich eindrucksvollsten Laute nicht sind, die in den ältesten Bezeichnungen mitenthalten zu sein scheinen. Gewiß ist ferner, daß, wenn auch eine Art von Anziehung von Seiten des ausgedrückten Naturlautes in der Folge einige Aehnlichkeit bewirkt haben mag, doch an eine ursprünglich unterscheidende Bezeichnung der verschiedenen gehörten Laute nicht gedacht werden darf. Es kann überhaupt nur ein Object an den Anfang der Sprache gesetzt werden, nicht mehrere. Dies eine Object war ganz unzweifelhaft nicht bloß ein Gehöreindruck; aber es ist wahrscheinlich, daß ein Gehöreindruck mit demselben verbunden war. Das erste Sprachobject trifft endlich aller Wahrscheinlichkeit nach mit demjenigen selbst zusammen, wodurch es zum Ausdrucke kam: es war eine dem ersten Sprachschrei, der ersten Sprachbewegung vielleicht völlig gleichende gesehene und gehörte Bewegung eines menschlichen Mundes.

Da in dieſem Anfange die Sprache mit ihrem Objecte zuſammenfiel, ſo wurde ſie verſtanden; oder richtiger, ſie wirkte ebenſo, wie das Dargeſtellte: denn die Abſicht, etwas mitzutheilen, was verſtanden werden ſollte, hatte der Menſch noch nicht. Aber ſchon mit dieſem erſten Augenblicke trat Differenziirung, Sprachgebrauch und Begriffsentwickelung mit ganz ähnlichen Folgen in das Leben, wie ſie in der Sprache aller Zeiten zum Vorſchein kommen. Der Laut erfolgte bei Gelegenheit einer etwas andern Geberde, für deren Verſchiedenheit noch kein Sinn vorhanden war. Auch der Laut ſelbſt veränderte und vervielfältigte ſich, jedoch ohne von Anfang an auf verſchiedene Objecte vertheilt zu ſein. Dieſe Vertheilung erfolgte erſt, wenn bei hinlänglicher Unterſcheidbarkeit der Objecte ſich ein numeriſches Uebergewicht für einen der Laute zufällig hergeſtellt hatte. Da alle dieſe Vorgänge gemeinſam waren, ſo wurde das Verſtändniß niemals unterbrochen. Der Sprachlaut erinnerte in Folge der Bedeutungsvertheilung nun Alle an etwas Verſchiedenes, wie er vorher nur an Eines erinnert hatte.

Dieſe Vorgänge, von denen ich hier mit wenigen Worten noch zu ſprechen habe, gehören der verborgenſten Urzeit an; ſie bilden das eigentliche, innerſte Heiligthum der Sprache und des Geiſtes, die Stätte wo der heilige Funke der Menſchenvernunft aus ewigem Dunkel zuerſt entſprang. Und dennoch ſind auch dieſe Regionen nicht auf immer für uns in Nacht getaucht. Es iſt ein ſtolzer und hoffnungsvoller, das menſchliche Denken zu kühnem, männlichem Streben aufrichtender Gedanke, der uns ſpornen kann, unabläſſig die Natur auch um ihre letzten Räthſel zu befragen und an der endlichen Löſung auch ihrer tiefſten Geheimniſſe nicht muthlos zu verzweifeln, wenn wir ſehen, daß die Geſchichte uns den Einblick in jene wunderbaren Thatſachen nicht weigert, und daß eine exacte Wiſſenſchaft von den erſten Anfängen der Sprache nicht nur möglich, ſondern wirklich gegeben iſt.

Wir finden in unmittelbarer Verbindung mit den oben aufgeführten, den Anlaut m zeigenden Wortreihen das griechiſche *myô*, mit der Bedeutung „den Mund verſchließen, die Augen ſchließen, blinzeln.“ Wie werden wir den Zuſammenhang mit

jener Wortreihe, wie die zeitliche Aufeinanderfolge der Bedeutungen zu erklären haben? Ich denke, doch wohl so, daß das Verschließen des Mundes, das Zusammenpressen der Lippen der ursprünglich in dem Worte *myô* enthaltene Begriff gewesen sei, und daß die rasche Wimperbewegung beim Oeffnen und Schließen des Auges der Wahrnehmung eine so große Aehnlichkeit darbot, daß man (und wie es scheint, von jeher[100]) auch dies durch *myô* bezeichnete, gleichsam als ein Zusammenkneifen der Augenlieder. Hierauf deutet schon die nahe Verwandtschaft mit *myzaô*, saugen, mit *myzô*, stöhnen, mit *myeô*, in das Geheimniß der *mystêria* einweihen (eigentlich: raunen), mit *mythos*, Rede, und vielen andern, die alle eine Bewegung des Mundes schildern. Wenn nun aber ebendasselbe *myô* auch das Sichschließen der Wunde bedeutet, so ist hier augenscheinlich die klaffende Wunde als ein offener Mund angeschaut, wie es, freilich mit bewußter Vergleichung, auch bei Shakespeare heißt:

„sweet Caesar's wounds, poor, poor, dumb mouths."

Mys, *myax*, die Mießmuschel, welche ihre beiden Schalen zusammenschließt, überhaupt die Muschel,

was ist sie anders, als ein ebensolcher Mund? *Mys, myôn* heißen ferner Muskel, Maus der Hand; ebenfalls das, was sich wie ein Mund öffnet und schließt. Und wenn wir nun das deutsche Wort Mund in älterer Zeit zugleich mit der Bedeutung „Hand" vorfinden, wie das verwandte lateinische manus, so will ich zwar nicht eben behaupten, daß das Wort unmittelbar auf Hand übertragen, die Hand als ein Mund, der sich öffnen und schließen läßt, gefaßt sei; aber der Weg von dem Begriffe „den Mund schließen" auf „die Hand schließen," scheint mir völlig nachweisbar. Finden wir endlich Wörter, die von dem Schließen der Hand auf das Zusammendrücken vermittelst derselben, von da auf das Zusammenfassen, von da auf das Verbinden, und endlich auf die unübersehbare Reihe von Begriffen langsam übergehen, die wir zum Theil, aber freilich nur zu sehr kleinem Theil, schon in ihrem Zusammenhange mit dem Begriffe des Verbindens beobachtet haben: so läßt sich an diesem ganzen Processe schwerlich noch etwas mißdeuten.

Wie verhält es sich aber mit beißen, mit

mordeo? Ich ſehe nicht ein, warum es ſich damit anders verhalten ſollte. Wenn bhid ſowohl das Beißen, als das Zerreißen z. B. mit den Händen ausdrückte, ſo konnte es ſehr wohl von der Vorſtellung der zuſammengekniffenen Lippen ausgegangen ſein. Und mard, das das Zerreiben mit den Fingern, das Reiben und Aufſtreichen neben dem Beißen bedeutet, konnte ebenſowohl dereinſt das letzte allein bedeutet haben. — Die Wurzel bhrag heißt brechen, und wir haben ſie zugleich in mancherlei Formen bis zur Benennung von Flamme und Farbe, Blitz und Licht verfolgt. Aber ſie zeigt auch Abzweigungen mit der Bedeutung eſſen, und das Brechen, das ſie darſtellt, kann daher ſehr wohl ein Brechen mit den Zähnen ſein.

Man wird bemerken, daß der Anlaut der ebenerwähnten Wurzeln, deren Abkömmlinge, wie ich kaum erſt erwähnen muß, nach Tauſenden zählen, in den Lauten m oder b beſteht. Aber auch Wurzeln wie da und dak bedeuten beißen, und von dieſen läßt ſich ganz daſſelbe wie von jenen mit Lippenlauten beginnenden ſagen. Wenn der Sprachlaut dereinſt ein Nachbild der Bewegung des Mundes

geweſen iſt, die er ausdrückte, ſo konnten leicht mehrere Laute die gleichen Dienſte thun; denn die Sprachlaute beſtehen ja eben alle aus Bewegungen des Mundes. Ja es iſt nicht unmöglich, daß einzelne Bewegungen eine ſpeciellere Nachbildung in den Sprachlauten finden, daß z. B. das l in lecken, in lingua die Bewegung der Zunge, namentlich das Herausſtrecken derſelben, der Lippenlaut in blaſen den aus halbgeſchloſſenen Lippen ausſtrömenden Hauch, das n in nieſen, ſchnarchen, ſchnüffeln die Betheiligung der Naſe bei der Bewegung wiedergeben ſoll. Nur iſt eine ſolche Specialiſirung gewiß nicht urſprünglich, vielmehr bloß als eines der wunderbar feinen Motive anzuſehen, die ſich in die Feſtſtellung der Sonderbegriffe einmiſchen; wie denn z. B. in lingua das l aller Wahrſcheinlichkeit nach ſehr jung iſt, und in dem griechiſchen *myktêr*, Nüſtern, Naſe, Naſenrümpfen, einem deutlich aus der verzerrenden Bewegung des Geſichts entwickelten Worte, nur wieder jenes allgemeine, auch die Mundbewegung beim Stöhnen, Saugen, Beißen u. ſ. w. ausdrückende m zum Vorſchein kommt. Bei einem andern Objecte, als der Bewegung

der Sprachorgane ſelbſt, iſt ein ſolches Nachbilden gar nicht denkbar; und falls man etwa geneigt ſein ſollte, bei der erſten Differenziirung des Lautes ſolche Unterſcheidungen, wie die, ob das Geſchilderte eine Bewegung der Lippen oder der Zunge geweſen, als wirkſam anzunehmen, ſo fällt die Möglichkeit einer ſolchen gleichſam motivirten Differenziirung ſofort weg, ſobald der Sprachlaut von der Bewegung des Antlitzes auf eine ſonſtige übergeht, und überhaupt aus ſeinem Keimzuſtande heraustritt.[101]

Ebenſo möchte ich es als eine Frage von kaum erheblicher Wichtigkeit betrachten, in wiefern z. B. in *myô*, die Lippen zuſammenbeißen, in *myzô*, ſtöhnen, und mugio, brüllen, auch der Schall durch den Sprachlaut wiedergegeben werden ſolle? Wenn der Sprachlaut die gehörte und geſehene Lautbewegung ſelbſt war, ſo iſt es eine müßige Diſtinction, zu fragen, ob der Schall oder die ihn hervorbringende Bewegung nachgeahmt worden ſei. Genug, daß nur ſolche Laute wiedergegeben werden, die unmittelbar in den Bereich der Articulation fallen, ich möchte ſagen, nur articulirte Laute, und daß ſie nur im Momente der Sichtbarkeit

wiedergegeben werden. Hieraus folgt, daß, weit entfernt einer ſogenannten Lautmetapher zu bedürfen, d. i. eines Sprunges von dem Hörbaren auf ein vermeintlich ähnliches Sichtbare (wobei bis zum Ueberdruſſe der Vergleich der rothen Farbe mit dem Trompetenſtoß angeführt zu werden pflegt) die Sprache ganz im Gegentheile ſofort in dem erſten Moment ihres Erſcheinens ſich auf ihrem eigenſten Gebiete, dem des Geſichtsſinnes befindet.[102]

Blicken wir noch einmal auf die Probleme zurück, die ſich in mancherlei Geſtalt von den dunkelſten Zeiten bis auf die Gegenwart herab an das Wunder der Sprache knüpfen, ſo zeigt ſich auch hier, wie ſo oft in der Geſchichte der menſchlichen Forſchung, daß unter Gegenſätzen und Meinungskämpfen die Keime der Wahrheit auf vielen Punkten zerſtreut vorhanden ſind, und der wahre Sinn einer Richtung, einer Parteianſchauung, wohl auch des Gedankenſyſtems eines Einzelnen nicht einmal richtig verſtanden und gewürdigt werden kann, bis der ganze große Proceß zu Ende geſpielt, das allen dieſen Beſtrebungen zu Grunde liegende Bedürfniß befriedigt, und die Fragen, um welche viele

Geſchlechter gekämpft, zu ihrer endlichen Löſung gelangt ſind.

Faſt auf alle über das Weſen und den Urſprung der Sprache ſeit dem Alterthum erhobenen Fragen kann man ebenſowohl mit Ja als mit Nein antworten. Sind die Worte Produkte der Natur oder der Willkür? Beides, und beides nicht. Kein Wort hat naturnothwendig ſeine beſtimmte Bedeutung; inſofern ſind ſie alle willkürlich: aber keines iſt zu ſeiner Bedeutung durch menſchliche Willensthätigkeit gekommen. Die Vorſtellungen von Natur und Willkür haben ſich uns unvermerkt unter der Hand verändert; ſie ſind uns nicht mehr, was ſie den Griechen geweſen ſind. Wir können der Grundanſchauung nach in Beziehung auf dieſen Gegenſatz ebenſowohl Plato als Ariſtoteles, Demokrit nicht weniger als Epikur beiſtimmen. Wenn Plato und Epikur, beide in ſehr abweichendem Sinne, urſprüngliche Beſtandtheile von ſecundären unterſchieden, und nur die urſprünglichen der Natur entſtammen ließen, ſo liegt in dieſer ſpeculativen Unterſcheidung eine noch tiefere Wahrheit, als ſich in dem Gegenſatze der

Wurzeln und abgeleiteten Wörter verwirklichte. Man kann den ersten Laut der Sprache einen Naturlaut nennen, man kann ihn wie Epikur seine Urwörter auf eine „natürliche Regung" zurückführen; man muß jedoch ebensosehr dem Urtheile des Aristoteles beipflichten, wenn er, offenbar unter kritisirender Anspielung auf Plato's Ansicht, mit seiner gewohnten Kürze sagt: von Natur sei kein einziges Wort. Aber unter Allem, was die Speculation über die Sprache an tiefsinniger Wahrheit geahnt und verkündet hat, ist nichts so bedeutungsvoll, als das prophetisch am äußersten Anfang aller europäischen Sprachbetrachtung stehende, und obwohl viel bewunderte, doch vielleicht noch immer nicht völlig und nach Verdienst gewürdigte platonische Gespräch Kratylos.[103] Plato erkennt in den Urlauten der Sprache Nachahmungen. Diese sind freilich durchaus reflectirt; sie haben den bewußten Zweck der Bezeichnung, der Mittheilung. Die Abhängigkeit des Denkens von der Sprache wird nicht geahnt, geschweige die Priorität der Sprache; ja es wird aus der bei der Sprachschöpfung wirksamen Vernunft geradezu auf die

Entbehrlichkeit der Worte für die Erkenntniß der Dinge geschlossen. Diese Auffassung kann vom Standpunkte Plato's auch gewiß nicht überraschen. Plato neigt durchaus zu der Ansicht, daß der Mensch sich auf Erden in einem gesunkenen Zustande befinde; das Alterthum erscheint ihm in einem verklärten Lichte, die alten Dichter und Weisen, die Sagen der Vorzeit bergen ihm eine in Räthsel gehüllte, halbverlorene, tiefe Wahrheit. So scheinen ihm denn auch die uralten Sprachschöpfer, obwohl nicht mit übernatürlichen Kräften begabt, sondern Menschen und fehlbar, doch in Folge einer philosophischen Grundansicht über die Welt die Urbegriffe ihrem Systeme gemäß gewählt und aus der Masse der Dinge mit hoher Weisheit, mit einer Kunst, die er als die seltenste von allen bezeichnet, ermittelt, und die treffendste Nachbildung durch Buchstaben und Combinationen von Buchstaben festgestellt zu haben.

In der That hat alles Menschliche eine solche Beschaffenheit, daß es nur entweder als Entartung oder als Entwickelung begreiflich wird. Es sind überall in uns Ansätze zu einer höheren Voll-

kommenheit, die entweder noch nicht erreicht, oder verloren und zerstört sein muß. Wir sehen uns mitten auf einem Wege, und können nur zweifeln, ob, was wir an seinem fernen Ende sehen, unser Ziel oder unser Ausgangspunkt sei. Plato, der einem tiefen Zuge der menschlichen Seele, und mehr noch vielleicht einem mächtig eingedrungenen Völkerglauben folgend, ein verlorenes Paradies „träumte", setzte auch die Sprache nicht aus unvollkommeneren, sondern im Gegentheile aus reineren, die Außenwelt richtiger darstellenden, einer ungetrübteren und schärferen Erkenntniß entsprungenen Elementen zusammen. Aber die Art, wie er die Dinge durch die Sprache nachgeahmt werden läßt, ist höchst merkwürdig und geht von einer Anschauung aus, deren Eigenthümlichkeit kaum bemerkt oder in ihrer Bedeutsamkeit erkannt worden ist. Ein Geist wie dieser, einer der wunderbarsten, die in einem griechischen Haupte dachten, ein bevorzugter Sprosse jenes Volkes mit den „sonnenhaften Augen"[104] — ein Solcher konnte unmöglich in dem Schalle das nachzuahmende Wesen der Dinge sehen; er, dem sogar das ewige Urwesen eines

jeden Dinges eine „*idea*“, ein Bild war. „Wenn wir keine Stimme und keine Zunge hätten,“ ſagt er,[105] „und uns doch die Dinge mittheilen wollten, würden wir nicht, wie jetzt die Stummen, mit den Händen, dem Kopfe und dem übrigen Körper Zeichen geben? Wollten wir oben oder leicht ausdrücken, ſo würden wir, denke ich, die Hand zum Himmel heben, und ſo die Natur der Sache ſelbſt nachahmen; für unten oder ſchwer würden wir auf die Erde deuten; wollten wir ein laufendes Pferd oder anderes Thier ausdrücken, ſo würden wir unſern Körper und unſere Haltung demſelben ſo ähnlich als möglich machen. Da wir uns nun aber mit Stimme, Zunge und Mund ausdrücken wollen, ſo muß die Nachahmung durch dieſe geſchehen. Aber nicht jede Nachahmung mit der Stimme iſt ein Nennen; denn ſonſt würde auch der, welcher Schafen, Hühnern und andern Thieren nachahmt, nennen. Auch die Muſik iſt eine Nachahmung mit der Stimme, aber kein Nennen. Die Dinge haben Klang und Geſtalt, vielfach auch Farbe; das Eine ahmt die Muſik nach, das Andere die Malerei. Aber haben ſie

nicht außerdem ein Weſen? Ja, haben nicht auch Farbe und Klang ſelbſt, und Alles, wovon man ſagen kann „es iſt," ein Weſen? Dieſes Weſen mit Buchſtaben und Silben nachahmen, iſt Benennen." Es gibt nach Plato viele Urwörter, und man muß unterſuchen, ob ihr Laut ihr Weſen ausdrückt. Er fängt mit den Buchſtaben an, und glaubt z. B., daß die Bewegung durch r nachgebildet worden ſei, weil der Wortbildner „erkannte, daß die Zunge dabei am Wenigſten ruhe, am Meiſten in Bewegung ſei;" „das Zuſammendrücken und Stemmen der Zunge beim d und t ſcheint der Wortbildner für die Nachahmung des Bindens und der Ruhe brauchbar gefunden zu haben."

Ich möchte glauben, daß die Theorie der Schallnachahmung nur durch Mißverſtändniß aus Plato's Ausdruck „Nachahmung mit der Stimme" hervorgegangen iſt. Noch im ſpäten Alterthum iſt *phônê* nicht nur der Schall im Sinne des Gehöreindrucks, ſondern etwas ganz Reelles, Körperliches. Die Anſichten der Stoiker von der Schallbildung ſind von der Art, daß die heutige Wiſſenſchaft ſich wörtlich zu ihnen bekennen kann. „Wenn

die Luft von dem Hauche getroffen wird, ſo bewegt ſie ſich wellenförmig in ſenkrechten Kreiſen in den unendlichen Raum, wie ein von einem Steine getroffenes Waſſer; nur wird dieſes kreisförmig bewegt, die Luft aber kugelförmig.“ Man glaubt einen Naturforſcher unſerer Tage in dieſen Worten zu hören, die uns ein alter Schriftſteller[106] als Meinung der Stoiker aufbewahrt hat. — Außerdem war in *phônê* auch der Begriff der Bewegung der Stimmorgane, der Stimme als phyſiologiſchen Vorgangs, ja der Begriff Sprache mit eingeſchloſſen. Wie leicht mußte daher eine Nachahmung mit dem Schalle in eine Nachahmung des Schalles übergehen, und „mittels des Schalles“ von „mittels der Stimmorgane“ oder „mittels der Sprache“ ſcharf zu unterſcheiden, war kaum möglich. Aber Plato hatte ohne Zweifel nichts Anderes, ſagen wollen, als daß die Sprache eine Nachahmung durch Bewegungen, eine Mimik mittels der Sprachorgane ſei. Freilich dachte er hierunter eine ſymboliſirende Mimik, indem er dasjenige, was nachgeahmt wird, im Gebiete des Denkens, anſtatt der Sinne, oder vielmehr

des Geſichtsſinnes, ſuchte. Auch hat er ſich — wie es bei ſolchen Ahnungen zu geſchehen pflegt — durchaus nicht auf der Höhe ſeines Gedankens gehalten; er verirrt ſich ſoweit, die Wahl einiger Laute aus der Aehnlichkeit der Geſtalt des Schriftzeichens mit den ſymboliſch zu bezeichnenden Gegenſtänden zu erklären.[107] Wir finden einen ſolchen Mangel an hiſtoriſcher Perſpective höchſt wunderlich. Aber das Alterthum dachte Sprache und Schrift wegen der Aehnlichkeit der Wirkungen für die Mittheilung überhaupt näher zuſammen, und ſchrieb ihre Erfindung öfters demſelben Gotte zu; wie die moderne Welt zwei nicht minder heterogene Dinge, die Buchſtabenſchrift und die Buchdruckerkunſt, zuweilen in einen allzunahen Gedankenzuſammenhang bringt.[108]

Was Plato übrigens von der Nachahmung der Thierſtimmen ſagt, iſt nicht etwa gegen eine Erklärung der Sprache aus einer derartigen Nachahmung gerichtet — eine ſolche exiſtirte noch nicht[109] — ſondern es wird nur zum Zwecke der richtigen Definition der Unterſchied des Sprechens von einem ſolchen etwa zum Scherz geübten Nach-

ahmen des Thierſchreies aufgeſucht. Endlich iſt für die Beurtheilung der platoniſchen Stelle wohl auch noch in Betracht zu ziehen, daß dem ganzen Gange der menſchlichen Entwickelung gemäß die Betrachtung der Bewegung der Organe beim Sprechen in eine ſehr alte Zeit zurückgeht, und daß die feinen Beobachtungen des frühen Alterthums hierüber mit dem auf das Mienenſpiel ſo vorwiegend gerichteten Intereſſe der Urzeit ſelbſt zuſammenhängen.

Die in der altindiſchen Grammatik aufgetauchte Frage: warum ein beſtimmter Hauptwortbegriff von dieſem und keinem andern Thätigkeitsbegriffe abſtamme? iſt vielleicht diejenige, auf welche in der Geſchichte der Sprachforſchung am Wenigſten eine befriedigende Antwort zu finden iſt. Dieſelbe darf durchaus nicht mit der Frage der Synonymie und Homonymie verwechſelt werden: denn dieſe kommt zuletzt auf die allgemeine Frage zurück, ob und warum ein beſtimmter Laut einem beſtimmten Begriffe entſpreche?[110] Wir haben geſehen, wie die Inder ſich in Betreff des Wechſelverhältniſſes der Begriffe von Haupt- und Zeitwörtern dabei beruhigten,

daß es in der hiſtoriſch gegebenen Sprache nun einmal ſo iſt, und wie die moderne Sprachwiſſenſchaft ihnen hierin beiſtimmte und in der Bildung eines Wortes aus einem Grundbegriff etwas Willkürliches, allen Geſetzen ſich Entziehendes erblickte, was nur durch empiriſch geſchichtliche Forſchung für jeden einzelnen Fall ermittelt werden könnte. Dies iſt ein Irrthum. Nur das Verhältniß von Laut zu Begriff, nur die jedesmalige Wahl eines beſtimmten Lautes iſt ein Ergebniß — nicht der Willkür, aber des Zufalls. Das Verhältniß der Begriffe zu einander, die Entſtehung aus beſtimmten Grundbegriffen, iſt gerade bis in das Einzelnſte geſetzlich, mehr als irgend etwas in der Sprache, und enthält das Grundgeſetz der menſchlichen Geiſtesentwickelung ſelbſt. Der Begriff entſteht immer aus einem andern, deſſen ungefähren Ort man im Allgemeinen mit Sicherheit vermuthen kann. Er läßt ſich, vielfach auf Umwegen, aber ſtets ſicher, auf einen kleineren und immer kleineren Kreis zurückverfolgen, und ſtrebt unausbleiblich dem Punkte zu, wo es kein Denken und kein Sprechen mehr gibt.

V.

Die Gesichtswahrnehmung, deren Ausbildung den Vorzug des Menschen vor dem Thiere bildet, ist nicht mit einem schärferen Gesichtssinn zu verwechseln. Hierin mögen manche Thiere ihn übertreffen. Es ist das, was man das Vermögen der Anschauung nennen könnte, ein Sinn für die Gestalt und deren Unterschiede, welcher das Wesen des plastischen Talentes ausmacht, und auch in der Poesie als Anschaulichkeit zu Tage tritt. Wer mit dem Studium bestimmter Gestalten vertraut ist, der bemerkt besondere Unterschiede, die Anderen, in Betreff des Sinnesorgans vielleicht besser Begabten, entgehen. Ganz Anderes sieht der Kenner in einer osteologischen Sammlung, oder in einem Kunstcabinet, der Architekt an einem Gebäude, als der Ungeübte, der nur den Gesammteindruck empfängt und von den Einzelnheiten Nichts bemerkt. Wie

ſolchen höheren, außergewöhnlichen Anforderungen der unentwickeltere Menſch, ſo ſteht der Welt mit ihren mannigfaltigen Geſtalten im Ganzen das Thier gegenüber: es hat eine Zeit gegeben, wo der Menſch die Welt kaum anders empfand. Die erſte Periode der Sprache iſt die, in welcher ſich das Vermögen der Anſchauung entwickelt, und an dieſer Entwickelung iſt die Sprache weſentlich betheiligt. Alles Denken iſt, durch Vermittlung der Sprache, aus der Wahrnehmung durch den Geſichtsſinn hervorgegangen. Eine eigentliche Denkfunction beſteht nicht. Der Begriff iſt die in Folge tauſendjähriger Gewohnheit um den Sprachlaut vereinigte Gruppe von Empfindungserinnerungen, welche dem Individuum überliefert, zum Theil von ihm wiedererlebt, zum Theil auch durch hinzugekommene Erlebniſſe in ihm ewig verändert wird. Nur inſofern dieſe, die Empfindungs- und Bewegungscentren zugleich in Anſpruch nehmende, Complication allerdings an etwas Räumliches gebunden ſein muß, iſt es noch möglich von einem Denkorgane zu reden.

Was das Verhältniß des Thieres zum Menſchen betrifft, ſo ſcheint mir der Geiſteszuſtand

des Thieres theils zu niedrig, theils aber auch zu hoch aufgefaßt worden zu sein. Man hat den Vorzug des Menschen in die Vernunft gesetzt, und in dieser nichts als ein Vermögen der Abstraction, des Allgemeinen, auch wohl des Uebersinnlichen gefunden, Anschauung aber den Thieren ganz ebenso wie den Menschen zugeschrieben. Aber wenn wir unter Anschauung — jede schulphilosophische Anwendung des Wortes bei Seite gesetzt [111] — das Vermögen verstehen, die sichtbaren Gestalten in ihren Unterschieden zu erkennen, so zeigt die Sprachgeschichte, daß selbst der Mensch dies Vermögen nur sehr langsam entwickelt hat. Ueberhaupt ist das was den Menschen namentlich auszeichnet, ein gesteigertes Vermögen der Unterscheidung. Ferner hat der Mensch, im Gegensatze gegen das Thier, Erinnerung von ganz anderem Umfange und auch verändertem Wesen, und im Zusammenhange damit ein Leben voll Bewußtsein. So groß nun diese Gegensätze auch sind, so sind sie doch auf der andern Seite nicht Grund genug, den Menschen vom Thiere anders als nur graduell verschieden aufzufassen: im Gegentheile, da sie sich

erſt in der Geſchichte einſtellen, und deutlich von der Sprache veranlaßt zeigen, ſo wird hiermit der Uebergang zwiſchen Thier und Menſch gleichſam geſchichtlich.

Bei der Beurtheilung der Intelligenz der Thiere aus ihren Handlungen müſſen wir drei ganz verſchiedene Quellen der wirklichen oder ſcheinbaren Vernunftähnlichkeit derſelben unterſcheiden.

Den meiſten Antheil an wahrhaft menſchlicher Vernunft haben diejenigen Thiere, die einen Theil derſelben im Umgange mit dem Menſchen wirklich annehmen. Dieſer Antheil hat ſelbſt wieder einen mehrfachen Urſprung. Da die Vernunft an das Wort gebunden iſt, ſo iſt das Hausthier, das auf das Wort folgt, oder ſelbſt zwiſchen dieſem Pflichtgebot und einem natürlichen Antriebe ſeiner Begierden ſchwankt, in dieſem Augenblick wahrhaft vernünftig. Der Grad, bis zu welchem einzelne begabte Hausthiere die menſchliche Rede verſtehen lernen, iſt wirklich erſtaunlich, und vielleicht noch merkwürdiger die bei Hunden ſichtlich wahrnehmbare Bemühung, die an ſie gerichteten Worte zu verſtehen, welche mit dem hingebenden, der menſchlichen Liebe bedürftigen Weſen dieſes

Thieres zuſammenhängt. Es gibt kaum ein wunderbareres Verhältniß auf Erden, als dieſer Anſchluß des thieriſchen Gemüthes an den Menſchen und die Erhebung zu einer höheren Geiſtesſphäre, die dem Thiere hiermit zu Theil wird. Höchſt treffend und ſinnvoll hat Bacon geſagt, der Menſch ſei der Gott des Hundes, ſein Vertrauen auf den Menſchen ſei ihm eine Art Gottvertrauen.[112] Es ſcheint in der That, als ob der Gehorſam gegen den Menſchen dem Hunde Religion ſei, als ob in der Hingebung, mit der der Hund das Wort des Herrn wie eine wahre Pflicht übt, ſeine Genüſſe und ſein Leben ihm uneigennützig opfert, und in ſeinem Lob und ſeinem Beifall einen ſüßen und ſtolzen Lohn findet, etwas von der Sehnſucht liege, die das auf Erden zu einſamer Höhe geſtiegene menſchliche Herz zu himmliſchen Idealen führt, etwas von dem Bedürfniß der Liebe zu einem ähnlich geglaubten oder gefühlten, ſympathetiſch verſtändlichen, doch höheren Weſen. Ich halte dies ſo wenig für ein bloßes Bild, daß manche Erſcheinung in dem religiöſen Leben der Menſchheit mir

unerklärlich ſcheinen würde, ohne dieſes ſichtliche, ſinnlichere und mehr elementariſche Urbild, ohne die Erfahrung, daß es den niedrigeren Gattungen Bedürfniß iſt, eine höhere zu lieben, ſobald dieſelbe in lebendige Berührung mit ihnen tritt und ſich ihnen gleichſam offenbart; ein Bedürfniß, das das der Gattungsentwickelung ſelbſt iſt, und worauf weſentlich der Zauber beruht, den der Menſch auf die geſammte Thierwelt ausübt, der er freilich ſelten als ein wohlthätiger Gott gegenüber tritt, häufig als ein grauſamer Dämon.

Das Hausthier pflegt, wie man leicht beobachten kann, auch an ſeinem Theile einige Unterhaltung mit dem Menſchen. Es knüpft das Verhältniß mit ihm im kindlichen Alter an, wo es in ihm ſeine zweite Mutter ſieht, hat aber ihm gegenüber Gelegenheit zur Aeußerung durch Laute, wie ſie ihm der Umgang mit ſeines Gleichen niemals bietet. Es antwortet auf den Zuruf, gibt auf Befehle ſein Einverſtändniß oder ſeine Unluſt durch Töne, und zwar, wie ich beſtimmt bemerkt habe, durch deutlich unterſchiedene zu erkennen; ruft ſeinen Herrn herbei; fordert deſſen Begleitung, und daß er ihm z. B. eine Thür

aufmache; der Hund geht so weit, seinem Herrn durch Bellen eine nur diesen interessirende Nachricht zu geben. Ein englischer Schriftsteller hat das Bellen des Hundes überhaupt als einen solchen Sprechversuch bezeichnet, gestützt auf die Thatsache, daß der Hund, wo er, wie in Amerika, in ursprünglicherem Zustande aufgefunden ward, nicht bellte. Gewiß ist, daß das Thier von dem sprechenden Menschen in Mitleidenschaft gezogen wird, daß in geringerem Maße dasselbe mit ihm vorgeht, wie mit dem Kinde. Was Renan von dem Verhältniß der Taubstummen zu ihrer Umgebung gesagt hat: „das Bewußtsein sei ansteckend", gilt in gewissem Sinn auch von den Thieren. Besonders beachtenswerth ist hier das Sprechen der Vögel, weil diese zur Nachahmung der Laute besonders günstig organisirt, zum Aussprechen von wirklichen Wörtern abgerichtet werden können, und namentlich auch wegen des bei ihnen mehr als bei den Säugethieren vorwiegenden Gesichtssinnes, der es ihnen wohl möglich machen könnte, eine Art von Begriffsbild bei dem gelernten Worte zu fassen, und insofern zu denken, wenn die Dressur entsprechend eingerichtet wird.

Abgeſehen von der unmittelbaren Einwirkung des Wortes, welche dem Thiere in lichten Augenblicken momentane Vernunft verleihen kann, werden Hausthiere begreiflicherweiſe auch ſchon fähiger geboren, nachdem ſo viele vorausgegangene Generationen in der Nähe des Menſchen gelebt haben. Der Zeitpunkt, wo dieſe Annäherung zuerſt eintrat, iſt nicht genau zu beſtimmen, aber doch noch in gewiſſem Sinne hiſtoriſch, und die Unterſuchung über die allmählich eintretende Steigerung der thieriſchen Fähigkeiten wenigſtens innerhalb beſtimmter Völkergebiete vielleicht noch möglich.[113]

Von dieſer Sphäre ganz zu unterſcheiden iſt der bloße Schein der Vernunft, der ſich in den Inſtincten gerade der niedrigeren Thierarten zeigt. Man muß dieſe Inſtincte nur genauer, nach ihren engen und feſt beſtimmten Kreiſen, nach ihrer Unveränderlichkeit, ſelbſt wo ſie dadurch unzweckmäßig werden, andererſeits aber auch nach ihrer überraſchenden Zweckmäßigkeit innerhalb ihres Kreiſes betrachten, welche unmöglich Reſultat der Berechnung des Thieres ſelbſt ſein kann, um einzuſehen, daß man es hier mit etwas von der Ver-

nunft radical Verſchiedenem zu thun hat. Seltſamerweiſe hat gerade die materialiſtiſche Richtung in der Naturforſchung dieſen Gegenſatz zu verwiſchen geſucht, und der Biene, der Ameiſe einen Verſtand zugeſchrieben, der nicht viel weniger als menſchlich iſt, aber, von ſolchen Principien aus, eher übermenſchlich ſein müßte. Die Biene, die ihre bewundernswerthe Zelle baut, kann unmöglich wiſſen, was ſie thut, und warum ſie es thut. Die Inſtincte ſind etwas rein Mechaniſches, ſie unterſcheiden ſich von dem Ineinandergreifen unſerer inneren Organe zur Athmung, zum Blutumlauf, zur Aſſimilation und Ernährung, zum Sehen, Hören und endlich auch Denken, nur dadurch, daß dort der Mechanismus nicht in eine Hülle, ein Individuum eingeſchloſſen, ſondern auf viele einzelne unverbundene Individuen vertheilt iſt. Wir verſtehen freilich einen ſolchen an loſen Fäden neben einander her ſchwirrenden Mechanismus noch nicht; aber es fehlt auch noch viel, daß wir unſre eigene Maſchine verſtünden. Wie iſt unſer Organismus mit aller ſeiner unendlichen Zweckmäßigkeit entſtanden? Nur ſeine mühſam ermittelte Geſchichte

wird dereinſt Auskunft über ihn geben, wie die Geſchichte der Sprache über die Zweckmäßigkeit in ihr. Die Organismen des Bienenſtaates, der Vogelwelt haben ebenfalls ihre Geſchichte; wir werden ſie wohl dereinſt erfahren: aber der Vernunft der Biene und des Vogels verdanken ſie ihre Entſtehung ſo wenig, wie unſer Organismus der unſern. Die Vernunft iſt in uns ſelbſt nur etwas Theoretiſches; ſie ſieht uns handeln, ſie handelt nicht in uns. Was in uns handelt, iſt ebenfalls das Inſtinctive, das Thieriſche, das Mechaniſche; wir können uns nur aus der thieriſchen Natur, als der primitiveren, erklären, nicht umgekehrt.

Es bleibt demnach, zu wirklicher Vergleichung mit der menſchlichen Vernunft, nur die dritte Art der Aeußerung thieriſcher Intelligenz übrig, die vorzugsweiſe bei den höherſtehenden Gattungen gefunden wird, welche ſich ſelbſt überlaſſen ſind und wenigſtens nicht generationenweiſe unter dem Einfluſſe des Menſchen ſtehen. Auch hier müſſen wir uns ſehr vor Mißdeutung derjenigen thieriſchen Handlungen hüten, die uns zwar mit dem Thiere gemein, aber darum bei dieſem keineswegs als

menſchliche und vernünftige, ſondern in ihrem Grunde auch bei uns als blind inſtinctive anzuſehen ſind. So wenig als wir eines Vernunftſchluſſes bedürfen, um Nahrung zur Stillung unſres Hungers zu verwenden, ebenſowenig beruhen die oft ſehr richtigen Bewegungen der Thiere auf weiſer Berechnung. Monboddo hat bekanntlich den Orang-Utang von den Affen abgeſondert und unter die Menſchen gerechnet. Er wurde dazu einerſeits durch unbegründete, übertreibende Nachrichten von den Fähigkeiten und der Lebensweiſe der höheren Affenarten, wie ſie im vorigen Jahrhundert im Schwange waren, andererſeits aber auch durch eine unrichtige Schätzung des Verhältniſſes zwiſchen Handlung und Bewußtſein veranlaßt. Ausgehend von der ſelbſt im höchſten Grade zweifelhaften Nachricht, daß der Orang-Utang ſich zum Schlagen eines Stockes bediene, berechnete er, wie viel Vorausſicht von den Wirkungen eines feſten Körpers auf einen andern, und beinahe wie viel mechaniſche Kenntniſſe oder Fechterkunſt zu einem ſolchen Verfahren nothwendig ſeien. „Wenn weiter nichts mich überzeugen könnte," ſagt er,

„daß der Orang-Utang zu unſerer Gattung gehört, ſo würde ſein Gebrauch des Stocks als einer Waffe allein hinreichend ſein . . . Das Thier, welches ihn braucht, muß wiſſen, erſtlich, die Natur des Holzes, daß es ein harter Körper iſt; zweitens, daß jeder harte Körper, der auf einen andern Körper mit Gewalt getrieben wird, einen Eindruck macht, der dieſen andern Körper ſehr beſchädigen oder zerſtören kann; drittens, daß die Art, wie die menſchliche Hand dieſen Eindruck auf die kräftigſte Weiſe machen kann, iſt, wenn ſie einen Stock von mäßiger Länge und gehöriger Dicke an dem einen Ende faßt, und ſo den Streich verſetzt. Alle dieſe Ideen muß der Orang-Utang aus Beobachtung und Erfahrung gebildet haben, ehe er einen Stock als Angriffswaffe braucht. Ob er in der Kunſt, den Stock zu handhaben, ſo weit gekommen ſei, daß er ihn auch zur Vertheidigung und zur Abwehr der Schläge gebrauche, kann ich nicht ſagen.“ [114]

Verführeriſcher iſt es, manche zweckmäßige und verſtändige Handlungen der Thiere aus Schlüſſen herzuleiten und ihnen daraufhin Schlußvermögen zu vindiciren. So ſoll der Papagei, wenn er eine

taube Nuß wegwirft, den Schluß machen: „alle leichten Nüſſe ſind leer; dieſe Nuß iſt leicht: alſo iſt ſie leer.“ Er macht dieſen Schluß keineswegs. Die leichte Nuß iſt ihm gar nicht mehr Nuß. Sie war es für ihn nur als gehofftes Geſchmacksobject. Die Hoffnung war durch den Anblick entſtanden, ſie iſt durch das Gefühl verſchwunden; er wirft die Nuß weg: ſie hat für ihn zu exiſtiren aufgehört.

„Daß zwei Seiten eines Dreiecks größer ſind, als die dritte, wiſſen auch die Thiere,“ ſagten die Alten, und dieſer Ausſpruch iſt ein augenfälliges Beiſpiel, ein bündiger Ausdruck der Verwechſelung zwiſchen mechaniſch richtiger Bewegung und mathematiſchem Bewußtſein. Und hier tritt denn die Frage uns entgegen, worin ein ſolches Bewußtſein eigentlich beſtehe? was zwiſchen dem mathematiſch denkenden Menſchen und dem ſeinen Sprung nach Diſtanz und Lage überaus geſchickt bemeſſenden Thiere für ein Unterſchied ſei? Die Beantwortung dieſer Frage erfordert eine ganze Wiſſenſchaft. Wenn ſie geſchaffen ſein wird, ſo wird man vielleicht einſehen, warum wir über die Grundlage unſerer Mathematik noch heute ſo ſehr im Unklaren ſind.

Wir werden, angeſichts der Vorſtellung, welche wir aus der Sprache über die Vernunft gewinnen, von ſelbſt dazu gedrängt, das Geſchäft einer kritiſchen Unterſuchung der Vernunft zu erneuern.

Freilich iſt es nicht eine Kritik der „reinen" Vernunft, um die es ſich hier handelt. Kant, indem er in ſeiner Kritik die Bedingungen der Erfahrung ſelbſt unterſuchen wollte, glaubte dieſe mit Hülfe der Erfahrung nicht ſuchen und finden zu können. Iſt aber außer derſelben ſie zu ſuchen möglich? Er behandelte die Vernunft wie ein Augenglas, deſſen Brechungskraft oder Farbe wir feſtſtellen, um bei Beurtheilung der Gegenſtände von ihr abſtrahiren zu können. Aber die Vernunft iſt kein Augenglas, das wir ablegen können, um es zuvörderſt ſelbſt zu beobachten: die Vernunft iſt das Auge ſelber. Eine Prüfung der Vernunft durch die Erfahrung an ihr, durch ihre Geſchichte, dies iſt es, was unſer Denken fördern wird; es iſt die philoſophiſche Aufgabe der Gegenwart.

„Es genügt nicht länger, dem Denken, dieſem bewundernswertheſten aller Triebe, eine bloße Ausbildung, eine, wenn ich ſo ſagen darf, mecha-

uiſche Zunahme durch ein Jahrtauſende lang fortgeſetztes Erfahren, Lernen, Entdecken und Erfinden zuzugeſtehen: wir dürfen uns der Ueberzeugung nicht verſchließen, daß die Vernunft gewachſen, daß ſie aus weſentlich andern Geiſteszuſtänden erſt entſprungen iſt, deren Spuren ſie noch jetzt in ihren Functionen aufweiſt, ja ohne deren Vorausſetzung, als Grund und Wurzel ihres Daſeins, ſie gar nicht lebensfähig wäre. Die Kritik der Vernunft iſt unmöglich, die Logik bloße Formel, die Metaphyſik haltlos, wenn ſie nicht auf dieſem geſchichtlichen Boden, auf der erfahrungsmäßigen Kenntniß von dem Werden der Vernunft in einer vormenſchlichen Urzeit und ihrer Entwickelung bis zu ihrer gegenwärtig uns bekannten Höhe ruhen." Dieſe Sätze habe ich vor mehreren Jahren ausgeſprochen, im Zuſammenhange mit einigen gedrängten Andeutungen über den inſtinctiven Hintergrund der Vernunft, über die mechaniſche Grundlage der Mathematik und die Entwickelung des Geiſtes, ſowie der körperlichen Organismen.[115] In dieſer letzteren Hinſicht, in Betreff der Theorie der Entwickelung im Allgemeinen, bleibt mir etwas zu ſagen übrig.

Daß der Menſch aus einer niedrigeren, thieriſchen Stufe emporgeſtiegen ſei, hat ſich mir mit unumſtößlicher Gewißheit aus hiſtoriſchen Betrachtungen ergeben. Daß der geſchichtlich nachweisbare Schritt nicht der erſte geweſen, daß die übrigen Thierarten ihren gegenwärtigen Standpunkt einem ähnlichen Schickſale verdanken, läßt die Analogie um ſo mehr ſchließen, als zwiſchen geiſtiger und körperlich organiſcher Entwickelung ein Zuſammenhang und ein tiefgehender Parallelismus beſteht. Ich habe jedoch in der Entwickelungsgeſchichte der Vernunft keinen „Kampf um das Leben“ als Urſache gefunden, und glaube auch nicht, daß die Entſtehung eines körperlichen Organismus aus dieſem rein negativen Princip jemals erklärt werden kann. Daß ein Thier das andere verſchlingt; daß es auf Koſten anderer lebt, wird freilich niemand läugnen wollen; aber daß es durch dieſen Proceß, oder gar durch bloße Zerſtörung, durch Beſeitigung der Concurrenz ſeinen Gattungstypus veränderе, iſt nicht wohl begreiflich. Auch ſcheint Darwin dieſes zerſtörende Element bloß zur Erklärung des Verſchwindens der Mittel-

ſtufen zu Hülfe genommen zu haben — wozu daſſelbe indeſſen nicht einmal ausreicht — während er den poſitiven Fortſchritt der Natur aus natürlicher Auswahl erklärt. Aber dies iſt eine myſtiſche Vorſtellung, die das eigentliche Geſchehen unerklärt läßt. Er hat mit Recht, und dies iſt ſein großes Verdienſt, auf die gewaltigen Veränderungen aufmerkſam gemacht, der Thiere und Pflanzen durch Züchtung unterworfen werden können. Aber ſtatt hieraus zu ſchließen, daß es auch noch andere Urſachen geben könne, welche langſam wirkend, aber in unendlicher Reihe aufgehäuft, Geſtalt und Art beſtimmen, machte er die Natur zu einer großen Züchterin und die letzte Wirkung der Entwickelung gleichſam zu einem Reſultate ihrer ökonomiſchen Berechnung. Die Natur erſcheint uns freilich weiſe, ja ſie überraſcht uns durch eine überall aus ihr hervortretende uns weit überlegene Vernunft. Aber die Natur harmonirt mit unſerer Vernunft und übertrifft ſie, nicht weil die Natur vernünftig, nicht weil ſie vernunftgemäß, ſondern weil die Vernunft natürlich, aus der Natur und ihr gemäß entwickelt iſt.

Das Princip, wonach Natur und Vernunft sich entwickeln, ist Differenziirung und der durch sie in Wirksamkeit tretende und immer mächtiger anwachsende Zufall. Die Erlebnisse, die sich zufällig an ein Wort schließen, modificiren seinen Begriffsgehalt: die Erlebnisse eines organischen Wesens modificiren seine Form. Der Begriff lebt fort und modificirt sich beständig; das Organische in seinen Folgegeschlechtern ebenfalls. Und so wie es nicht fehlen kann, daß der Mensch stets Neues erlebt und so den Inhalt seiner Begriffe immer steigert, so muß auch die Natur in wechselseitigem Contact sich immer mannichfaltiger gestalten. Innerhalb eines Organismus wiederholt, ist diese Differenziirung die Vervollkommnung selbst, wie steigende Unterscheidung die Vervollkommnung der Vernunft ist. Der ganze Vorgang der Entwickelung des Körpers, wie des Geistes, ist nur die Fortsetzung des individuellen Wachsthums durch die Jahrtausende.

Auch Demokrit und Epikur haben die bestehende Gestalt der Welt als ein Resultat des zufälligen Zusammentreffens der Atome erklärt. Aber wenn man die wunderbaren Wesen betrachtet, die die

Natur wirklich bietet, wenn man auf die unzähligen Einzelheiten sieht, die zur Bildung eines einzigen Auges oder Ohres zusammenstimmen müssen, und die unergründliche Trefflichkeit der Natur erwägt, wogegen jedes Menschenwerk als stümperhaft zurückbleibt, indem der Mensch nichts schaffen kann, was dem Stachel der Biene oder dem Gewebe der Spinne an regelmäßiger Feinheit, oder dem Pelze der Thiere an Zweckmäßigkeit zur Bekleidung gleichkommt: kann man da an eine zufällige Entstehung glauben? Könnte man nicht eben so gut — um ein oft angewendetes Bild zu gebrauchen — von einem dichterischen Kunstwerke glauben, daß es durch zufällige Begegnung der in ihm vorkommenden Buchstaben entstanden sei? Und haben wir nicht in der Wahrscheinlichkeitsrechnung heute sogar ein Mittel, die Größe der Ungeheuerlichkeit zu berechnen, die in einem solchen Glauben liegt?

Allerdings waren diese Einwürfe gerechtfertigt, solange sie einer Lehre gegenüberstanden, die zwar den Einfluß des Zufalls auf die Weltschöpfung erkannte, aber zwei Elemente gänzlich außer Betracht ließ, ohne welche es keine zweckmäßige, d. h. keine

lebendige Welt geben kann. Das erſte Element iſt das der Zeit, der Succeſſion. Ein plötzliches Zuſammenſtoßen der Atome in dem Augenblicke der erſten Kataſtrophe könnte nur Weſen bilden, die ſich ewig gleich bleiben, nicht ſolche, die ſich entwickeln. Oder waren ſolche Gebilde vielleicht nicht von Dauer? Unterlagen ſie einem Andrang von außen, einem gegenſeitigen Andrang? Nun wohl, dann mußte erfolgen, was wirklich erfolgt, eine beſtändige Zerſtörung und Neubildung. Nehmen wir aber an, daß inmitten dieſer Auflöſungen ſich ein feſter Kern bildet, der ſich ins Gleichgewicht ſetzt und dauernd behauptet, der das Andringende, noch Unausgeglichene zu dieſem Gleichgewichte heranzieht, der nur das in ſich aufnimmt, was ſein Gleichgewicht nicht zerſtört, und auf dieſe Weiſe immer mehr in ſich aufnimmt und immer mehr mit ſich ausgleicht: was würde dies anders ſein, als Aſſimilation, Wachsthum, Entwickelung? Sehen wir nun ab von der Kataſtrophe, die die Dinge auf einmal geſchaffen, und ſie unter beſtändigen Veränderungen doch immer auf derſelben Höhe erhalten, oder, einmal zerſtört, in gleicher Voll-

kommenheit oder Unvollkommenheit wieder hergeſtellt hätte; und laſſen wir, ich ſage nicht die Welt, aber die erſten ternären Verbindungen, die erſten organiſchen Keime auf Erden, oder vielmehr im Waſſer, durch kosmiſche Einflüſſe entſtehen: ſo iſt die Mehrheit ſolcher an ſich ganz gleichen Keime ſchon die Bürgſchaft ihrer Vermannigfachung, und ihre bloße Dauer, nebſt der Fortdauer der ſie ſchaffenden Einflüſſe, Bürgſchaft ihrer Entwickelung und Vervollkommnung, ſo gewiß als die Eisnadel in der Mitte des Waſſers unter Fortdauer der Temperatur, die ſie gebildet, immer weitere Eiskryſtalle um ſich verſammelt. Nicht jedes Zuſammentreffen der Dinge wirkt ſchöpferiſch, ſondern nur das, welches mit den Bedingungen des Gleichgewichtes übereinſtimmt. Daß nun Weſen zu ſo künſtlichen Verhältniſſen, zu ſo zuſammengeſetzten Mechanismen in einem einzigen Augenblicke, auf einmal uud plötzlich durch Zufall zuſammentreffen ſollten, iſt freilich undenkbar; es bedarf hierzu einer gewaltigen Succeſſion, ebenſo zuſammengeſetzt aus Zeit, wie das zuſammengeſetzte Weſen aus harmoniſch in ſein Daſein aufgenommenen Elementen.

Der Urzuſtand der Dinge kann nicht Ruhe ſein; denn es iſt nicht begreiflich, wie aus ihr die Bewegung hätte entſtehen können. Umgekehrt erklärt ſich aus der Bewegung ſehr leicht die Ruhe: Bewegungskräfte, die ſich ausgleichen, bringen ſie jederzeit hervor.

Aber aus bloßen Bewegungen iſt die Welt nicht zuſammengeſetzt, in der wir leben. Es gibt noch etwas Anderes, welches Demokrit und Epikur, die Gründer der materialiſtiſchen Weltanſchauung, nicht anerkannten. Alles, was wir durch die Sinne wahrnehmen, läßt ſich auf Bewegungen zurückführen: der Schmerz, die Wärme, das Licht, der Schall. Daß nun die Sterne ſcheinen, das Waſſer fließt, Menſchen und Thiere ſich bewegen, das nehmen wir durch die Sinne wahr. Aber wieſo wiſſen wir, daß die Sterne und das Waſſer nicht empfinden, die Thiere aber empfinden? Sie haben Nerven; aber wieſo wiſſen wir, daß Nerven empfinden? Mit unſern Sinnen können wir es nicht wahrnehmen: wie ſehr wären wir getäuſcht, wenn wir von dem Thiere nichts wüßten, nichts glaubten, als was wir mit den Sinnen an ihm wahrnehmen!

Es würde ſich in nichts von einem Automaten unterſcheiden, der ſich nur ganz ebenſo und unter denſelben Bedingungen bewegte. Nur unſere Sympathie, unſer Mitempfinden mit dem zuckenden Thiere verräth uns, daß noch etwas hinter der Bewegung vorhanden iſt, was nicht wahrgenommen werden kann, was die Bewegung begleitet: die Empfindung. Die Empfindung allein iſt etwas, was nie und nimmer auf Bewegung reducirt werden kann. Sie gehört zu einem ganz andern Bereiche: die Bewegung kann wahrgenommen, empfunden werden, die Empfindung nur mitempfunden.

Wenn ein körperlicher Gegenſtand von ſo kleinem Umfange iſt, daß unſere Sinne ihn nicht wahrnehmen, oder wenn er überhaupt nicht mit unſern Nerven in Berührung tritt; wenn er ſich nicht ſo bewegt, wie es nöthig iſt, damit unſere Nerven affieirt werden; wenn er nicht in unmittelbarer Nähe greifbar iſt, auch nicht ſo ſchwingt, wie er müßte, um Wärme, Licht, Schall zu erzeugen: ſo wiſſen wir nichts von ihm. Aber darum kann er doch vorhanden ſein; wir können ſogar im Stande ſein, auf ſeine Exiſtenz zu ſchließen.

Wir können annehmen, daß die Luft, daß ein unsichtbares Gas aus kleinen, uns unsichtbaren Kügelchen, aus gestalteten Atomen besteht.

Wie aber, wenn die Empfindung eines Wesens sich uns auf dieselbe Weise entzöge? Wir verstehen den Schmerzensschrei der Lebendigen; aber nicht Alles was lebt ist desselben fähig. Wir verstehen auch das Zucken des Fisches, des Insectes. Aber wie, wenn weiter hinab, wenn jenseits der Nervenwelt eine Empfindung vorhanden wäre, die wir nicht mehr verstehen? Und es muß wohl so sein. Denn so wenig wie ein Körper möglich wäre, den wir fühlen, ohne daß er aus Atomen bestünde, die wir nicht fühlen; und so wenig wir eine Bewegung sehen könnten, wenn sie nicht von Lichtwellen begleitet wäre, die wir nicht sehen: ebensowenig würde in einem complicirten lebendigen Wesen eine Empfindung zu Stande kommen können, so stark, daß wir sie in Folge der Bewegung, durch die sie sich äußert, mitempfinden, wenn nicht in den Elementen, in den Atomen etwas Aehnliches, nur weit Schwächeres vor sich ginge, was sich uns entzieht. Man bedenke nur,

daß wir ebenſowenig wiſſen können, daß der fallende Stein nichts empfindet, als daß er empfindet: es ſteht uns alſo die Entſcheidung nach der Seite der größeren Wahrſcheinlichkeit, der Erklärlichkeit des Weltganzen, völlig offen.

Das Letzte, was von dem Innern der Dinge, gleichſam von ihrer Seele, von uns erkannt werden kann, iſt die Empfindung der Thiere. Für jede elementarere Seelenregung fehlt uns Vorſtellung und Namen. Aber aufwärts ſteigend können wir das Denken in Elementarkräfte zerlegen, wie die körperlichen, ſinnlich wahrnehmbaren Vorgänge in mechaniſche, phyſiſche, chemiſche Bewegungen. Die Elementarkräfte der menſchlichen Seele, aus denen auch das Denken beſteht, ſind Empfindungen. Und wenn es uns geſtattet iſt, den Namen Empfindung auch für jenes einfachſte, vorausgeſetzte Element zu gebrauchen, für das, was im Innerſten des fallenden Steines, des angezogenen Sauerſtoffatomes vor ſich geht, und auch dieſes Empfindung zu nennen, ſo können wir ſagen: die Welt iſt Bewegung und Empfindung; Bewegung iſt eines jeden Dinges Aeußeres, ſein Inneres Empfindung.

Anmerkungen.

I.

[1] (S. 4.) Hermes, or a philosophical inquiry concerning universal grammar by James Harris, London, 1751, book III, ch. 3.

[2] (S. 11.) Herder's Werke, Tübingen 1806, II. S. 46 ff. (nach der zweiten Auflage von 1789; die Preisschrift „über den Ursprung der Sprache" ist aus dem Jahre 1770). — Rousseau, dessen Anschauungen von Herder durchaus nicht richtig gewürdigt werden, spricht sich mit tiefem Gefühl des in der Sprache verborgenen Wunders über das Dilemma der wechselseitigen Bedingung von Sprache und Vernunft aus: „Franchissons pour un moment l'espace immense qui dut se trouver entre le pur état de nature et le besoin des langues, et cherchons, en les supposant nécessaires, comment elles purent commencer à s'établir. Nouvelle difficulté pire encore que la précédente; car si les hommes ont eu besoin de la parole pour apprendre à penser, ils ont eu bien plus besoin encore de savoir penser pour trouver l'art de la parole; et quand on comprendrait comment les sons de la voix ont été pris pour les interprètes conventionnels de nos idées, il resterait toujours à savoir quels ont pu être les interprètes mêmes de cette convention pour les idées qui,

n'ayant point un objet sensible, ne pouvaient s'indiquer ni par le geste, ni par la voix, de sorte qu'à peine peut-on former des conjectures supportables sur la naissance de cet art de communiquer ses pensées et d'établir un commerce entre les esprits." (Disc. sur l'orig. etc.)

[3] (S. 11.) Laurenz Lerſch, die Sprachphiloſophie der Alten, Bonn 1838—41. III. S. 51.

[4] (S. 15.) Ueber die Kawiſprache, Berlin 1836, Einleitung, S. XCIV. ff.

[5] (S. 17.) Vgl. A. Kuhn „Zur älteſten Geſchichte der indogermaniſchen Völker" Berlin 1854 (Programm des Realgymnaſiums). Max Müller, „On comparative mythology" (Oxford Essays 1856) und die Arbeiten von Schleicher, Pictet, Förſtemann, Benfey u. A. über dieſen Gegenſtand.

[6] (S. 17.) S. Grimm, deutſche Grammatik II. 516.

[7] (S. 20.) Jaska's Nirukta, herausgegeben und erläutert von Rudolph Roth, Göttingen 1852, S. 35 des Textes und S. 9 der Erläuterungen. Max Müller's history of ancient Sanscrit literature, London 1859 p. 163—169.

[8] (S. 21.) l. c. p. 166. Vgl. zur Erklärung dieſes Ausſpruches auch unten Anm. 110.

[9] (S. 22.) Abulvalid ließ ſich zwar von allgemein philoſophiſchen Anſchauungen, namentlich über den Gegenſatz von Subſtanz und Accidens, beſtimmen, Subſtantiva, die concrete Gegenſtände bezeichnen, für primitiv, und bei den Verbalwurzeln den Infinitivbegriff für den älteſten zu halten; dieſe ſpeculativen Irrthümer übten jedoch auf ſeine und ſeiner Nachfolger Methode keinen Einfluß, ſowenig wie auf die moderne Sprachwiſſenſchaft die Unklarheit, die über das vermeintlich transſcendentale Weſen der Wurzeln bis auf die neueſte Zeit geherrſcht hat, wonach ſie bloße Abſtractionen ſein ſollten.

[10] (S. 32.) Wir verdanken die Kenntniß dieſer intereſſanten Schrift dem Sammlerfleiße Goldberg's, der ſie in der Bodleyaniſchen Bibliothek abgeſchrieben und im Jahre 1857 zu Paris mit Prof. Bargès herausgegeben hat.

[11] (S. 23.) Z. B. S. 80. 102 u. ö. S. 98 führt er unter den Beweiſen der Lautverwandtſchaft die dreifache Lesart zirâṭa, sirâṭa, ṣirâṭa aus Sura I an. Vgl. über dieſes dem lateiniſchen strata entlehnte Wort Sprenger „das Leben und die Lehre des Mohammad" (2. A. Berlin 1869) II. 63. Urſprung und Entw. d. Spr. u. Vern. S. 285.

[12] (S. 26.) Pott, etymologiſche Forſchungen, zweite Auflage II. 1. S. 73 ff. Er bemerkt, daß auch bei Varro die Zahl der Urwörter der lateiniſchen Sprache auf tauſend geſchätzt wird. (Von Cosconius, Varr. l. l. VI. §. 35 sqq.).

[13] (S. 29.) A. a. O. S. 88.

[14] (S. 30.) Vgl. Grimm, deutſche Mythologie, zweite Ausg. Gött. 1844, S. 162.

[15] (S. 31.) H. Steinthal, Charakteriſtik der hauptſächlichſten Typen des Sprachbaues, Berlin 1860, S. 84.

[16] (S. 33.) Ernest Rénan, de l'origine du langage, 4me éd. Paris 1864, p. 52.

[17] (S. 34.) Heyſe, Syſtem der Sprachwiſſenſchaft, herausgeg. von Steinthal, Berlin 1856 S. 72 f.

[18] (S. 34.) Ebend. S. 81.

[19] (S. 43.) Th. Benfey, „Ueber die Aufgabe des platoniſchen Dialogs: Kratylos." Abh. der k. Geſ. der Wiſſ. zu Göttingen 1866. S. 19. Benfey nennt die erſte der von ihm unterſchiedenen vier Richtungen (die mir übrigens nicht erſchöpfend und überhaupt nicht zutreffend ſcheinen) die naturwiſſenſchaftliche; aber die vergleichende Sprachforſchung könnte mit demſelben Rechte ſo heißen, und außer-

dem hat die Sprache auch noch in der Phyſiologie der Lautbildung ihre ſpeciell der Naturwiſſenſchaft wirklich angehörige Seite. Des gelehrten Verfaſſers eigene Anſchauungen über das Verhältniß von Laut und Begriff gehen einigermaßen aus einer Stelle derſelben Abhandlung (S. 290 f.) hervor, wo er bemerkt, daß, wenn Plato ſeine Hypotheſe von einem begrifflichen Werth der Laute nur auf die Grundformen der Wurzeln oder vielmehr Verba wie ι gehen, ῥυ fließen, δα geben, ἐχ halten, beſchränkt hätte, dies ſolche Fälle ſein würden, auf welche beſonnenere Forſcher, die die Anfänge der Sprache erklären zu können glauben, dieſe Hypotheſe auch jetzt noch für anwendbar halten. Er fügt hinzu: „Ja ſelbſt diejenigen, welche es nicht wagen, die Anfänge der menſchlichen Geiſtesentwicklung hiſtoriſch erklären zu wollen, können doch nicht umhin, anzuerkennen, daß die Anfänge der Sprache, wenigſtens theilweiſe, von einem naturbedingten Verhältniß zwiſchen Laut und Ding (Begriff) beeinflußt geweſen ſein müſſen, mögen ſie ſich auch ſcheuen, daſſelbe näher zu beſtimmen, oder gar, wie der Verfaſſer dieſes Dialogs, einzig aus der Lautbildung zu erklären, und ſelbſt in unſern den Sprachanfängen ſo unendlich fern liegenden Sprachen nachweiſen zu wollen.“ Man ſieht, daß Benſey, wenn auch in der allervorſichtigſten und zurückhaltendſten Weiſe, ſich doch im Grunde ebenfalls für die Theorie der Phyſis in der unbeſtimmten Form ausſpricht, in der ſie ſich überhaupt der, allerdings platoniſchen, Gunſt der modernen Wiſſenſchaft allgemein erfreut.

[20] (S. 44.) A. a. O. II. 1 S. 256. 259. 260.

[21] (S. 44.) Ebend. S. 260 aus Lepſius Paläographie S. 21.

[22] (S. 46.) Auguſt Schleicher, die deutſche Sprache, Stuttgart 1860. S. 44 u. 37. Derſ. in Beitr. I. S. 5 f.

II.

[23] (S. 48.) Proel. zu Plat. Crat. §. 7 bei Lerſch I, 14. Es iſt kein Grund vorhanden, die Ueberlieferung des Proklos, welche durch die drei unzweifelhaft ächten Kunſtausdrücke Demokrit's: *πολύσημον*, *ἰσόῤῥοπον*, *νώνυμον* unterſtützt iſt, in weſentlichen Punkten anzufechten, wie Steinthal thut (Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bei den Griechen und Römern, Berlin 1863 S. 173 ff.). Nur muß man bei dem vierten Beweisgrunde leſen: „*ἐκ δὲ τῆς τῶν ὀνομάτων ἐλλείψεως*“ (anſtatt *ὁμοίων*), was dann dem *νώνυμον* völlig entſpricht. Daß es Dinge gebe, für die die Namen fehlen, iſt ein Gedanke, der einem Manne nicht fern liegen konnte, welcher metaphyſiſchen Weſen, dem Leeren und den Atomen, in höherem Sinne als Gegenſtänden der ſinnlichen Anſchauung Exiſtenz zuſchrieb, und von welchem uns der Ausſpruch aufbewahrt iſt, „*μὴ μᾶλλον τὸ δὲν ἢ τὸ μηδὲν εἶναι*, das Ichts ſei nicht wirklicher als das Nichts.“ Ariſtoteles nennt das Namenloſe *ἀνώνυμον*, und ſagt (Eth. Nicom. II, 7), daß es Vieles dergleichen gebe. Dahin gehört ihm z. B., was für uns beſonders merkwürdig iſt, das Mittlere zwiſchen ſchlecht und gut (Metaph. VIII, 6. Eth. Nic. IV, 10; bei Lerſch III, 37, wo auch noch andere Stellen geſammelt ſind).

[24] (S. 51.) Dieſe bis jetzt herrſchende Anſicht, der ein wirklicher Kenner der Sprache, ohne die in dem vorliegenden Buche ausgeführte Erklärung, auch in der That nicht wird entgehen können, findet ſich ſehr deutlich und unumwunden z. B. in Heyſe's „Syſtem der Sprachwiſſenſchaft“ ausgeſprochen. Heyſe nennt die hiſtoriſche Entwickelung

der Sprache geradezu eine Desorganisirung. Er sagt darüber u. A. Folgendes (S. 209): „In der Ursprache ist alles organisch, d. i. völlige Durchdringung von Laut und Begriff. Kein Laut ohne Bedeutung: keine Vorstellung oder Denkbestimmung ohne entsprechenden Laut... Wenn wir aber auch in den ältesten uns bekannten Sprachen schon rein phonetische Elemente (bloß euphonische Laute) finden, so ist dies ein Beweis, daß auch diese Sprachen den Standpunkt der Ursprache bereits überschritten haben und sich schon in dem ersten Stadium der Desorganisirung befinden. Nach diesem Princip der organischen Einheit von Laut und Begriff kann mithin auch jede Wurzel für einen und denselben sprachschaffenden Menschenstamm nur einen Sinn haben; mehrdeutige Wurzeln sind undenkbar. Dem scheint zu widersprechen, daß wir im Chinesischen und auch im Sanskrit eine Menge Wurzeln finden, denen bei lautlicher Identität ganz verschiedene Bedeutungen beigelegt werden." Heyse versucht nun, diese von ihm für scheinbar gehaltene Mehrdeutigkeit als eine Folge der „Desorganisirung", der „Auflösung des ursprünglichen Sprachorganismus" zu erklären, und fährt dann fort: „Solche Desorganisirung zeigt sich allerdings auch schon in den Stammsprachen, sobald sie sich von der Ursprache trennen; doch nur in einzelnen Erscheinungen, und sind also sorgfältig von der positiven, organischen Fortbildung zu unterscheiden, die in den einzelnen Stammsprachen, unabhängig von der Ursprache, stattfindet... Daneben aber zeigen sich schon in den ältesten Stammsprachen auch unorganische Abweichungen vom Urtypus, nämlich Lautabänderungen ohne begriffliche Bedeutung." Diese Sätze enthalten die beste Kritik der ganzen Theorie, und wenn der Verfasser die Summe seiner Darstellung mit

den Worten zieht: „So ſehen wir durch den ganzen Zeitraum ihres geſchichtlichen Lebens die Sprachen in einem Zuſtande allmählicher Auflöſung und Zerrüttung“ — hat man dann nicht das Recht zu fragen, worauf denn überhaupt die Hypotheſe von einem Zuſtande der Sprache begründet werden ſoll, von dem der ganze Zeitraum ihres geſchichtlichen Lebens eingeſtandenermaßen das Gegentheil zeigt?

25 (S. 54.) Eine Analogie für den Zuſammenhang der Begriffe ſitzen und ſpringen bietet das arabiſche vathaba, ſpringen, aber in dem himjaritiſchen Dialecte ſich ſetzen. Bekannt iſt (aus Tſchauhari, Kamus, Sujjuti), wie ein Araber auf die Aufforderung des Himjaritenkönigs, ſich zu ſetzen („thib“), ſprang. Die factitive Form bedeutet: ſitzen heißen; die Ableitungen der Wurzel vertheilen ſich zwiſchen Sprung und Sitz. Das entſprechende hebräiſche jaschab heißt ſitzen, ſich niederlaſſen. — Vielleicht iſt der Zuſammenhang zwiſchen salio, ſpringen, und dem Stamme sul in consul, praesul, exul, nebſt consulo, consilium u. ſ. w. auf ähnliche Weiſe zu erklären, ſo daß alſo consilium etwa *συνέδριον*, consessus, Rathsſitzung; praesul, der „Vorſitzende,“ praeses; exilium, die Niederlaſſung außer Landes wäre. Man vergleiche das gothiſche saljan, einkehren, verweilen, und ſeine Verwandten.

26 (S. 55.) S. Weigand's deutſches Wörterb. u. d. W.

27 (S. 57.) Deutſche Mythologie, 2. Ausg. S. 138. 687. 905 ff.

28 (S. 59.) Krischna iſt aus karsna entſtanden, canus aus carsnus, wie ânus aus arsnus. Da dem letzteren Worte im Griechiſchen *ὄρρος* entſpricht, ſo gehört *πυρρός*, gelblich, ohne Zweifel ebenſo zu den angeführten Farbenwörtern. S. u. Anm. 91.

[29] (S. 59.) Vgl. Grimm's Wörterbuch s. v. bellen. Oder ſollte dieſes ſchwediſche skälla zu ſchelten gehören?

[30] (S. 63.) Ebend. s. v. Fell.

[31] (S. 64.) Die letztere Stelle, aus Fridank's Beſcheidenheit („er enwil niht tuon wan slehtes") iſt angeführt von M. Müller (Vorleſungen, 2. Serie, VI. Anm. 7, S. 235 und 553 der deutſchen Ueberſetzung); die aus Luther von Weigand, Wörterbuch der deutſchen Synonymen (Mainz 1843) No. 1644, Anm. 1.

[32] (S. 68.) Ueber Eigenſchaft ſ. Wilh. Müller, Mittelhochdeutſches Wörterbuch. Die Bedeutung „Eigenthum" iſt die gewöhnliche, demnächſt bedeutet das Wort auch Hörigkeit, Leibeigenſchaft; der Uebergang zu der gegenwärtigen Bedeutung vermittelt ſich durch die ſeltenere Bedeutung „Eigenthümlichkeit". Ueber Eigenthum ſ. Grimm, d. Wb.

[33] (S. 69.) Die gothiſche Endung nassus iſt eigentlich aus assus und einem vorausgehenden Suffix n zuſammengeſetzt, kommt aber nur in ufarassus, Ueberfluß, ohne dies n vor. In den ſlaviſchen Sprachen entſteht nostj auf dieſelbe Weiſe aus der Verbindung der beiden Suffixe n und ostj. Darf daher assus aus urſprünglichem astus oder astius erklärt, und mit der ſlaviſchen gleichbedeutenden Endung identificirt werden? Im Litthauiſchen entſprechen die Endungen astis, estis, yste, z. B. rimastis, Ruhe, gywastis, Leben, lukestis, Hoffnung, smertelnyste, Sterblichkeit (von smertelnas, ſterblich), vgl. Pott, Etym. Forſchungen 1. Ausg. II, 544.

[34] (S. 69.) Vgl. Urſprung und Entw. d. Spr. u. V. S. 430. 442. Vielleicht haben wir in der ſeltſamen gothiſchen Endung ubni oder ufni: (fem.: fraistubni, Verſuchung, vunduſni, Wunde; neutr.: vitubni, Kenntniß, fastubni,

Bewahrung, Faſten, valdufni, Gewalt, Macht; auch fem.: fastubnja, Bewahrung) das im Gothiſchen vermißte ung ſelbſt vor uns. Die muthmaßliche Grundform nkva oder nkvja konnte nach Verwandlung von kv in gothiſches f, die nichts Auffallendes hat (vgl. vrika, vulfs; aequus, ibus) durch Umſtellung leicht zu fni werden; der Vokal u erklärt ſich durch Einwirkung des labialen f, wenn man nicht einen Reſt des urſprünglichen v darin ſuchen will. — Sollte wohl gar auch in der Adverbialendung ba daſſelbe proteusartig in ſo vielen Formen auftretende ana, ähnlich wie die eben beſprochene Subſtantivendung verwandelt, zu ſuchen ſein? Der Bedeutung nach ſteht die Sanskritendung ak nahe genug; das auslautende a (nach den von Weſtphal feſtgeſtellten gothiſchen Auslautgeſetzen vielleicht aus âk zu erklären) hat die Verwandlung des f in b bewirkt. Auch in den lateiniſchen Adjectivendungen ax, ox haben wir ohne Zweifel nur wieder daſſelbe Suffix ana zu erkennen.

[35] (S. 70.) Vgl. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indog. Sprachen. Weimar 1862. II, 218.

[36] (S. 78.) Philoſophie der Mythologie, Einleitung S. 52, angeführt von Steinthal, Urſprung der Sprache, 2. Ausg. Berlin 1858. S. 86.

[37] (S. 79.) Die Folgerungen bleiben natürlich ganz dieſelben, wenn man vorziehen ſollte, auch ὀδών zunächſt aus odons zu erklären, oder wenn man zwar ὀδών aus odont erklärt, aber annimmt, daß die Verwandlung von οντ in ων ariohelleniſch, und der auch im Sanskrit ſchon ausgebildeten Vermeidung von auslautendem nt gemäß vollzogen ſei.

[39] (S. 80.) Unſer neuhochdeutſches au entſpricht bekanntlich mehreren, insbeſondere zwei im Mittelhochdeutſchen und in allen Dialecten ſcharf geſchiedenen Lauten. Mittel-

hochdeutſchem und gothiſchem û entſpricht au z. B. in Bau, ſaul, Gaul, Maul, kaum, Raum, Daum, Gaum, braun, Zaun, Mauer, Staub, auf, Strauch, tauchen, Haut, laut, Haus u. ſ. w. Dagegen mittelhochdeutſchem ou (gothiſch au) in Frau, Baum, Zaum, Traum, Laub, Glauben, kaufen, Auge, taugen, auch u. a. Im Niederdeutſchen entſpricht dem Mittelhochdeutſchen û ebenfalls û, dem mittelhochdeutſchen ou dagegen ô, z. B. rûm, Raum, aber drôm, Traum, sûge, aber ôge. Derſelbe Gegenſatz findet bei ei ſtatt, worin mittelhochdeutſches î und ei (gothiſch ai) zuſammengefallen ſind. Das Niederdeutſche hat ê für mittelhochdeutſches ei, und erhält urſprüngliches î, z. B. wîn und stên (engl. wine, stone), mîn und genên. Vgl. Grimm, d. Gramm. 3. Ausg. Göttingen 1840. I. S. 224, 225 (wo „weiß, albus," Zeile 7 v. u. Irrthum iſt). Die urſprünglichen Diphthongen, die im Gothiſchen au, ai, im Mittelhochdeutſchen ou, ei lauten, ſind es, die in gewiſſen ſüddeutſchen Dialecten in a übergehen, während au dem urſprünglichen û, ei dem urſprünglichen î vorbehalten bleibt. In Frankfurt z. B. bleibt das ei von Wein, mein, ſchreiben, reißen, ich bin weiß (engl. white) unverändert, in Stein, gemein, meinen, heim, ich weiß u. ſ. w. geht es in a über.

[39] (S. 80.) Merkwürdige Beiſpiele, wie Lautgewohnheiten im Laufe der Zeit verſchwinden und in ihr volles Gegentheil übergehen können, bietet das Gothiſche, welches, wie Weſtphal nachgewieſen hat, dereinſt conſonantiſche Auslaute faſt ganz vermied, und dieſer Neigung zu Liebe Hülfsvocale an den Wortauslaut ſetzte, in einem ſpäteren Stadium aber (vermuthlich unter Einfluß von Accentwechſel) ſelbſt urſprüngliche Vocale der Endſilbe ausfallen ließ, und

nun in Folge davon auslautende Conſonantengruppen von ganz auffallender Härte aufweiſt. Ueberhaupt laſſen ſich hinter den beſtehenden Lautgeſetzen einer Sprache ſtets Reſte von untergegangenen finden, die einer ganz andern Strömung oder Schichtung angehört haben müſſen.

[40] (S. 82.) Litth. genteres. Daneben ſanskr. jantrayî, der Gattin jüngere Schweſter (Hem. 555). — S. auch Pott, 1. A. I, 134. II, 208. 261 f. Benfey, gr. Wurzell. II, 199 ff. I, 680. Graßmann, Zeitſchr. XI, 12 ff.

[41] (S. 82.) Die Zuſammenſtellung würde nur dann unſtatthaft ſein, wenn Curtius (Grundzüge der gr. Et. 2. Aufl. Leipzig 1866, S. 48) Recht hätte, den Zuſammenhang von *γαμβρός* und *γάμος*, ſowie dieſer Wörter mit der Wurzel dam zu beſtreiten. Aber gener und darum auch *γαμβρός* von gen (genus u. ſ. w.) abzuleiten, iſt ganz unzuläſſig. In gener iſt zwar kein Grund der Verwandlung des m in n, wohl aber in der Grundform gemrus, woraus zunächſt genrus wurde und erſt zuletzt gener, wie Alexander aus *Ἀλέξανδρος*, hexameter aus *ἑξάμετρος*. C.'s Behauptung: „im Griechiſchen iſt die Entſtehung eines *γ* aus *δ* beiſpiellos," wird wenigſtens in dieſer Allgemeinheit durch *γλυκύς* (das ebend. S. 321 unrichtig erklärt iſt, vgl. Urſpr. und Entw. d. Spr. S. 409) und wohl auch *γλῶσσα* widerlegt. Auch daß das palatale g ein ſpecifiſch indiſcher, kein indogermaniſcher Laut ſei, muß nach Urſpr. und Entw. d. Spr. S. 433 berichtigt werden. Curtius läßt geminus ganz außer Betracht, das unmöglich von jama und dem urſprünglich gleichbedeutenden jamuna getrennt werden kann. Ob wir mit Graßmann djam als Grundform für dam, jam und gam (gjam) aufſtellen oder den g-Laut für urſprünglicher halten, jedenfalls

ſcheint mir ein Zuſammenhang jener drei Formen unabweisbar, wobei ja nicht zu vergeſſen iſt, daß man die Selbſtſtändigkeit einzelner Wörter nicht durch Statuirung beliebiger Grundbegriffe, z. B. erzeugen für gemmus (Pott, Etym. Forſch. 1. A. I, 262), herſtellen darf.

[42] (S. 83.) Vgl. Curtius a. a. O. S. 211, der ſich jedoch gegen dieſe Ableitung von *δῆμος* erklärt.

[43] (S. 85.) Pott, Etym. Forſchungen 1. Ausg. I, 251.

[44] (S. 85.) *Σοφοκλῆς δὲ τὸ ἔμπαλιν· εἶπε γὰρ πενθερὸν τὸν γαμβρὸν ἐν Ἰφιγενείᾳ· Ὀδυσσεύς φησι πρὸς Κλυταιμνήστραν περὶ Ἀχιλλέως· σὺ δ' ὦ μεγίστων τυγχάνουσα πενθερῶν, ἀντὶ γαμβρῶν.* Phot. et Suid. lex. s. v. *πενθερά.*

[45] (S. 85.) Eur. Andr. 642. Hipp. 635, cf. Phot. et Suid. s. v. *πενθερά.* Pollux (III, 31) ſtellt einen ganz andern Unterſchied zwiſchen *γαμβρός* und *πενθερός* auf, indem erſteres einen Verwandten des Mannes, letzteres einen der Frau bezeichnen ſoll, fügt aber hinzu: „*εἰ καὶ συγκεχύκασιν οἱ ποιηταὶ τὰ ὀνόματα τὴν χρῆσιν μεταβαλόντες. Σαπφὼ μέντοι καὶ τὸν ἄνδρα αὐτὸν γαμβρὸν καλεῖ.*“

[46] (S. 86.) Vgl. Urſpr. und Entw. d. m. S. u. V. S. 410.

[47] (S. 86.) Zu catena gehört auch caterva, Hauſe, das ich, bei der Gleichheit des Suffixes mit acervus, nicht für ein Fremdwort halte. Man könnte an einen Zuſammenhang von *κάσις* mit *κατὰ* denken; aber man darf *κατὰ* ſchwerlich von dem gleichbedeutenden ruſſiſchen ko trennen.

[48] (S. 86.) Benfey im griechiſchen Wurzellexicon (II, 56) hatte *ἀ-νεψιός* erklärt: „der mit einem Andern Neffe iſt“; in einer ſpäteren Abhandlung (Or. und Occ. I, 234) deutet er *ἀνεψιοί*, dem Gebrauch des Wortes nicht entſprechend,

„welche Kinder von Nichten (eines Mannes oder einer Frau) ſind.“ Die ältere Bedeutung des Grundwortes iſt aber ohne Zweifel Enkel, ſchon wegen der größeren Einfachheit des Verhältniſſes, wie auch Onkel, avunculus, von avus, Großvater, erſt abgeleitet iſt, und Vetter aus der Bedeutung „Oheim“ herabſinkt; M. Müller's und Ebel's Erklärung (vgl. Curtius, Grundzüge) „Mitenkel“, Enkel eines und desſelben Mannes, iſt daher gewiß die richtige. Dies geht auch aus der Analogie von *σύγγαμβροι*, *ὁμόγαμβροι*, Gatten von Schweſtern (Poll. III, 32), alſo Eines Mannes Schwiegerſöhne, ſowie dem unten zu beſprechenden *σύννυμφοι* hervor: wie denn *εἰνατέρες* ſelbſt, das durch das letztere Wort erklärt wird, auf demſelben Benennungsgrunde beruht. Der gleiche Verwandtſchaftsgrad wie *σύγγαμβροι* heißt nach Pollux bei Dichtern auch *εἰλίονες*, wofür bekanntlich außerdem *ἀέλιοι*, *αἰέλιοι* überliefert wird. Pott (Et. F. 1. Aufl. S. 131) hat hiefür auf das ſanskritiſche çjâla oder sjâla, Bruder der Gattin, hingewieſen. Wahrſcheinlich iſt *ἀ-σιελιοι* als Grundform anzunehmen; das Femininum jenes sjâla iſt sjâlî, Schweſter der Gattin, und *ἀ-ελι-οι*, *ἀ-ιελι-οι*, wären demnach „die zuſammen (d. i. wechſelſeitig) Schweſtern der Gattinnen (zu Frauen) haben.“

[49] (S. 87.) Vgl. die reiche Sammlung der hierher gehörigen Worte in Dieſenbach's gothiſchem Wörterbuch II, S. 111. Ueber Nichte ſ. Weigand, deutſches Wörterb., über neptis und nithjis Benfey Or. und Occ. I, 214, wo nithjis aus „nifthjis“ erklärt wird. Doch nimmt Benfey im gr. W. (II, 184) „verehren“ als Grundbedeutung von naptṛi an, während er im Sanscr. dict. (mit Kuhn u. A. „Nichtſchützer“ erklärt: beides nach meiner Ueberzeugung gleich unmöglich.

[50] (S. 87.) S. Benfey, gr. Wurzell. II, 182. Ob für

nâbhi die geſonderte Bedeutung „Verwandtſchaft“ aufzuſtellen iſt, kann bezweifelt werden, da die im Petersb. Wörterb. aus dem Rigveda angeführten Stellen die Ueberſetzung umbilicus zulaſſen, zum Theil ſogar durchaus fordern. Doch möchte ich sanâbhi, sanâbhja, die nicht eben eine entſprechend nahe Verwandtſchaft bedeuten, nicht aus dieſer letzteren Bedeutung erklären. Nâbhi, umbilicus, iſt wahrſcheinlich, wie das ſemitiſche surrun, eigentlich Schnur, funiculus umbilicalis.

51 (S. 87.) Bopp's Herleitung von Braut aus dem ſanskritiſchen praudhâ, Geheirathete (wörtlich = provecta, von pra-vah), würde ſelbſt einer verwerfenden Erwähnung nicht werth ſein, wenn nicht auch Grimm (Wörterb. I, 1051. II, 331) ſie feſtgehalten und noch 1860 wiederholt hätte. Sie beweiſt nur, zu welchen Irrthümern bei gänzlicher Vernachläſſigung der Begriffsgeſetze eine einmalige Abweichung von der Strenge des Lautgeſetzes ſelbſt Sprachforſcher dieſes Ranges verleiten kann. — Braut iſt im Gothiſchen (bruths): Schwiegertochter und Neuvermählte, im Altnordiſchen (brudhr): Gattin, Braut, Weib, Mädchen; über den mittelhochdeutſchen Begriff vgl. W. Müller unter dem Worte brût.

52 (S. 87.) Die herkömmliche Erklärung von Bruder aus bhṛi, tragen, erhalten, als Ernährer, kann ich kaum lautlich, gewiß aber nicht begriffslich zutreffend finden. Bekanntlich iſt φρατρία Geſchlecht und der dritte Theil einer φυλή, ſpäter auch als Ueberſetzung von curia gebraucht; φράτορες ſind die Mitglieder dieſer φρατρίαι, aber das Etymologicon magnum erklärt auch: διδάσκαλοι, ἢ πατέρες, ἢ συγγενεῖς. Ebenſo bei Bekk. An. 315, 21: φράτορες· συγγενεῖς, οἰκεῖοι, und ebendaſelbſt p. 1430

Choerob. ad Theodos. f. 66. 160: φράτορες δέ εἰσιν οἱ συγγενεῖς. Dieſe Bedeutungen vereinigen ſich zu dem Grundbegriff der Verbindung und Verwandtſchaft. Die Bedeutung „Lehrer“ ſcheint auf den urſprünglichen Begriff des älteren Bruders hinzuweiſen, wiewohl in perſiſchen Dialecten (namentlich Buchara) birâdar gerade den jüngeren Bruder (und dâdar den älteren) bedeutet. Daß φρητήρ bei Heſych ſich auch noch durch ἀδελφός erklärt findet, hat Legerlotz bemerkt (S. Curtius S. 273). Auch Etymologien wie Vater als Beſchützer, Mutter als Bildnerin u. dgl. halte ich für durchaus unzuläſſig. Doch hängt der Urſprung dieſer Wörter mit Fragen zuſammen, die weit über den indogermaniſchen Kreis hinausreichen, und deren Unterſuchung ich mir auf einen andern Ort vorbehalten muß.

[53] (S. 87.) Die Wörter gehören zu einer Gruppe von Wurzeln des Verbindens, von welchen chatam, verſchließen, verſiegeln, lautlich am nächſten ſteht, und die u. A. auch chasam, den Mund verſchließen, aṭam, die Lippen ſchließen, die Ohren verſtopfen, aṣam, die Augen ſchließen, in ſich begreift. Choten iſt der Schwiegervater des Mannes, der Vater von deſſen Weibe, ebenſo das Femininum chotenet die Mutter des Weibes. Die Eltern des Mannes und alſo Schwiegereltern der Frau heißen cham, chamot. Derſelbe Unterſchied findet urſprünglich (nach dem Etym. magn.) zwiſchen πενθερός, πενθερά und ἑκυρός, ἑκυρά ſtatt; dieſe bedeuten die Schwiegereltern der Frau, jene die des Mannes. Das arabiſche chatanun heißt: Verwandter der Frau, ihr Vater oder Bruder, im gewöhnlichen Leben: Schwiegerſohn, umfaßt alſo die beiden hebräiſchen Wörter choten und chatan. Der Gegenſatz, den Pollux zwiſchen πενθερός und γαμβρός macht, ſcheint demnach der ur-

ſprüngliche zu ſein; es kam der Sprache dereinſt mehr darauf an, die Verwandten des Mannes von denen der Frau zu unterſcheiden, als die Stufen Schwiegervater, Schwager, Schwiegerſohn, welche Wörter auch im Deutſchen von der erſten der drei Stufen ausgehen. Daß die Litthauer szeszuras ganz ebenſo gebrauchen, wie es von ἑκυρός überliefert wird, nämlich nur für den Schwiegervater der Frau, beweiſt die Alterthümlichkeit dieſer Specialiſirung. Der auch bei den Indogermanen einſt vorhandene, aber zurückgedrängte Reichthum von Verwandtſchaftsbezeichnungen nach Motiven, die uns heute ferne liegen, deutet auf urzeitliche Familienzuſtände ganz anderer Art. Wie das noch im Althochdeutſchen (zeichor) vorhandene δαήρ, levir, Schwager der Frau, beſonders jüngerer Bruder des Gatten, nebſt glos, Schwägerin, als Schweſter des Gatten, das auch im Griechiſchen und Slaviſchen vorhanden iſt, bei uns verſchwunden ſind, ſo verliert auch, wahrſcheinlich im Zuſammenhange mit einer Veränderung in der Stellung des Weibes, das hebräiſche cham in der nachbibliſchen Zeit ſeine ſpecielle Bedeutung und heißt bloß „Schwiegervater" (ſ. Kimchi); und im Arabiſchen ſcheint in hamun derſelbe Verlauf ſtattgefunden zu haben. Von den beiden griechiſchen Wörtern iſt nur πενθερός im proſaiſchen Gebrauch verblieben; während faſt alle andern Indogermanen übereinſtimmend die dem ἑκυρός entſprechenden (socer, Schwäher u. ſ. w.) ausſchließlich und ebenſo unterſchiedslos verwenden.

[54] (S. 88.) Hohesl. 4, 9. 10. 12. 5, 1; außerdem kallah 4, 8. 11. Man vergleiche dagegen: ra'jati (meine Freundin): 1, 15. 2, 2. 10. 13. 4, 1. 7. jonati (meine Taube): 2, 14, und daneben noch tammati (meine Vollkommene oder Treue): 6, 9, ſowie achoti (meine Schweſter)

ra'jati jonati tammati: 5, 3. 6, 4, und jafati (meine Schöne): 2, 10. 13. Kallati für „meine Braut" iſt, wie man ſieht, durchaus unhebräiſch. Ueberhaupt iſt aber der Gebrauch des Wortes kallah für Braut ein wichtiges Kriterium für das Zeitalter bibliſcher Bücher, einer jener lange ſchweigſamen und unerwartet zum Sprechen gebrachten Zeugen, die um ſo entſcheidender ſind, je unwillkürlicher ihr Zeugniß iſt. Während kallah in Schriften aller Zeiten für Schwiegertochter vorkommt (1. u. 3. B. Moſ., Ruth, Samuel, 1. Chron., Hoſea, Micha, Ezechiel), heißt es dagegen „Braut" außer den angeführten Stellen des Hohenliedes nur: Jeſaia 49, 18. 61, 10. 62, 5 (alſo der ſog. 2. Theil); Jeremia 2, 32. 7, 34. 16, 9. 25, 10. 33, 11; Joel 2, 16. Ebenſo chatan für Bräutigam (Neuvermählter) nur in vier der aus Jeremia und zwei der aus Jeſaia angeführten Stellen, ſowie der aus Joel, neben kallah, außerdem noch Pſalm 19, 6. Wie man alſo die ſchwierige Stelle 2. Moſ. 4, 25 f. auch verſtehen mag, ſo iſt doch jedenfalls „Eidam" und nicht „Bräutigam" zu überſetzen. Vermählung heißt von Seiten des Mannes chatunnah (Hohesl. 3, 11), von Seiten des Weibes kelulot (Jer. 2, 2). Die Ableitung des Wortes kallah von kalal, zuſammenfaſſen, woher auch kol, alles, liegt am Tage. Ein gleichlautendes ſpätes kallah heißt „Verſammlung" (bei Buxtorf fehlt das Wort), und der Doppelſinn wurde, wie es ſcheint, im Mittelalter zu myſtiſchen Spielen benutzt. Im Arabiſchen iſt kannatun Schwiegertochter und Schwägerin (Frau des Bruders).

[55] (S. 88.) Bekk. An. 228, 32: *Γαμβρὸν· τὸν νυμφίον Αἰολεῖς, Ἀθηναῖοι δὲ τὸν ἄνδρα. οἱ δὲ θυγατρὸς καὶ ἀδελφῆς ἄνδρα. Σοφοκλῆς δὲ τὸν πενθερὸν ἀντὶ τοῦ γαμβροῦ τέθεικεν.* Et. m. s. v.

γάμος: γαμβρὸν δὲ τὸν νυμφίον, ἢ τὸν κατ' ἐπιγαμίαν οἰκεῖον. Ἐναλλάσσεται τὸ ὄνομα πολλάκις. Σοφοκλῆς δὲ τὸν πενθερὸν ἀντὶ τοῦ γαμβροῦ λέγει. Umgekehrt findet ſich auch νύμφη bei Pollux als Schwiegertochter erklärt: ἡ μὲν οὖν γεγαμημένη νύμφη καλεῖται τῇ τοῦ γήμαντος μητρὶ καὶ ἑνυὸς, οὗτοι δὲ τῇ νύμφῃ ἑκυρὸς καὶ ἑκυρά. Und daß dieſe Bedeutung wirklich lebendig war, zeigt σύννυμφοι, das ſich bei Heſych als Erklärung von εἰνάτερες neben αἱ τῶν ἀδελφῶν γυναῖκες findet, alſo „Schwiegertöchter Derſelben", das Gegenſtück von σύγγαμβροι. Vgl. Ael. Dionys. bei Eust. Il. f. 511, 3: εἰνάτερες αἱ ἐπὶ ἀδελφοῖς σύννυμφοι. Andererſeits iſt νυός, ein allgemein indogermaniſches Wort für Schwiegertochter (nurus, Schnur, ſanskr. snuschâ), bei Theokrit (18, 15) in den Begriff Braut, Gattin übergegangen. In den ſlaviſchen Sprachen iſt snocha, Schwiegertochter, mit den erwähnten Wörtern identiſch; aber auch das ruſſiſche newjesta, Schwiegertochter, Schwägerin, Braut, junges Mädchen, gehört ohne Zweifel zu einer der beſprochenen Wurzeln. Entfernter verwandt iſt wohl auch das lateiniſche novercа, Stiefmutter.

[56] (S. 89.) De Borusso-Lithuanicae tam in slavicis quam letticis linguis principatu commentatio II., Halis Saxonum 1841 p. 50.

[57] (S. 89.) Nischbá', ſchwören, in reflexiver Form, wegen der Grundbedeutung: ſich verbinden; factitiv: hischbiá, beſchwören, einen Andern eidlich verbinden.

III.

[58] (S. 93.) Max Müller's Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache II, S. 58 der Ueberſetzung.

[59] (S. 94.) Ebend. I, S. 326. 303.

[60] (S. 95.) Pott, Etym. Forſch. Zweite Aufl. I, S. 162.

[61] (S. 96.) Die Wurzel von freien, Freund, dem gothiſchen frijon, lieben, ſanskr. prî, gehört wohl zu den bisher am meiſten mißverſtandenen oder unverſtandenen. Den Beweis, daß auch dieſer reich verzweigte Stamm zu den gewaltig ausgedehnten Maſſen zählt, die aus der Begriffswurzel der Verbindung entſpringen, behalte ich mir für den zweiten Band meines größeren Buches vor, und erwähne nur noch, daß die Bedeutung des Eigenthums, die ſich namentlich in den celtiſchen Sprachen durch die verwandten Wörter zieht, ſchon allein für jenen Grundbegriff faſt entſcheidet. Einer einfacheren Form deſſelben Stammes gehört u. A. auch das lateiniſche par, Paar, an, aber auch pario, paro — vgl. comparo — und imperium; ferner wahrſcheinlich operio, aperio u. a.

[62] (S. 105.) Ueber die Araber ſ. S. Munk, Mélanges de philosophie Juive et Arabe, Paris 1859, p. 327. Deſſelben „Le guide des égarés, par Moïse ben Maïmoun, Paris 1856—1866, I, p. 185. III, 137. Ueber die buddhiſtiſche Anſicht: Colebrooke, essay on the philosophy of the Hindus, Part II. in „Transactions of the R. As. Soc.“ Vol. I. p. 112.

[63] (S. 106.) Rep. X, 597.

[64] (S. 107.) Elementarlehre II. Th. I. Abth. II. B. I. Hauptſt. S. 141 der Originalausgabe von 1781.

[65] (S. 109.) Herder a. a. O. 94: „dieſen rohen Witz, dieſe kühne Phantaſie.“ M. Müller's Vorl. II. S. 59: „Wollten wir uns der Sprache Locke's bedienen, ſo könnten wir ſagen, daß die Menſchen bei der Bildung der Namen ſich mehr von ihrem Witze, als von ihrer Urtheilskraft leiten ließen. „„Der Witz,““ ſagt er, „„liegt meiſt in der Vereinigung der Ideen und in der ſchnellen und mannigfachen Zuſammenſtellung ſolcher, in denen irgend eine Aehnlichkeit oder Uebereinſtimmung zu finden iſt, um dadurch in der Phantaſie anſprechende Gemälde und angenehme Bilder zuſammenzuſetzen; die Urtheilskraft und der Scharfſinn bewegen ſich im Gegentheil auf einem ganz andern Gebiete, indem ſie ſolche Ideen ſorgfältig von einander trennen, in denen der geringſte Unterſchied zu finden iſt, um dadurch jede Gefahr, ſich durch Aehnlichkeit oder Verwandtſchaft zu einer Verwechſelung verführen zu laſſen, zu vermeiden.““ (Hum. Und. II, 11, 2.) Während die nach der philoſophiſchen Methode des Biſchof Wilkins den Dingen gegebenen Namen alle auf das Urtheil begründet ſein würden, beruhen die von den uralten Bildnern der Sprache gewählten hauptſächlich auf dem Witz und der Phantaſie.“ Pott nimmt an, „daß nicht der Verſtand die Sprache ſchuf, vielmehr, freilich nicht ohne ſeine hülfreiche Mitwirkung und ordnende Aufſicht, des Menſchen Phantaſie, von erregteſter Sinnlichkeit entzündet.“ (Et. F. 2. A. II, 1, 231.)

[66] (S. 110.) Vergl. conjux, σύζυγος. Es iſt merkwürdig, daß die im Arabiſchen gebräuchlichen Wörter für Gatte und Gattin, zauǵun, zauǵatun, Lehnwörter aus dem griechiſchen ζεῦγος ſind, die ſich in mehrere ſemitiſche Sprachen ſo eingebürgert haben, daß ſelbſt Verbalformen mit allem Anſcheine der Wurzelhaftigkeit daraus

gebildet werden. Sie ſind ohne Zweifel in das Arabiſche zunächſt aus dem Aramäiſchen übergegangen, wo das entſprechende Wort zug ebenſo lebendig iſt. Natürlich iſt dabei nur an die Grundbedeutung Paar zu denken: dieſe iſt die bei ζυγός und den verwandten Wörtern, auch dem gothiſchen juk und ſanskritiſchen juga überall beſonders hervortretende Bedeutung, ſo daß z. B. dem lateiniſchen par et impar, paar und unpaar, grad oder ungrad, im Griechiſchen ζυγὰ ἢ ἄζυγα, Sanskrit jug ajug (Man. 3, 277.) entſpricht.

[67] (S. 116.) Nach der Geneſis (2, 20) gab der Menſch „allen zahmen Thieren, den Vögeln des Himmels und allen Thieren des Feldes“ Namen. Die Nichterwähnung der Fiſche iſt ſchon den alten Commentatoren aufgefallen; mein Vater hat dieſelbe ſinnreich mit dem Mangel der Fiſchnamen in den bibliſchen Schriften combinirt. 5. Moſ. 14, 3 ff., und 3. Moſ. 11, wo ſpeeielle Säugethiere, Vögel, Inſecten und Reptilien aufgeführt werden, und wo man ebenſo auch Fiſchſpecies unterſchieden zu ſehen gewiß erwarten dürfte, iſt nur eine ganz allgemeine Beſtimmung, gleichſam eine Definition des Begriffes Fiſch gegeben. Auch der Fiſch des Jona wird nur ganz allgemein als „großer Fiſch“ bezeichnet. Das Wort tannin, großes Waſſerthier, Krokodil, iſt ebenfalls ganz unbeſtimmt; als Wurzel wird mit Unrecht tanan angenommen: das Wort iſt gleichen Stammes mit dem aramäiſchen nun, Fiſch, arabiſch nunun, großer Fiſch, und gebildet wie tannur, Ofen, von nur, Feuer, indem tannin für tanvin (und tannur für tanvur) ſteht. — Waſſerthiere werden häufig erſt nach Landthieren benannt, mit denen ſie irgend welche Aehnlichkeit haben, z. B. Seehund, Seelöwe, lupus (Hecht).

[68] (S. 117.) „Fera, teor“ Voc. S. Galli 197.

[69] (S. 117.) L. 1. §. 6. D. de postulando (3, 1) [Ulpianus]: Bestias autem accipere debemus ex feritate magis, quam ex animalis genere. L. 1. §. 10. D. si quadrupes pauperiem (9, 1) [Ulpianus]: In bestiis autem propter naturalem feritatem haec actio locum non habet; et ideo si ursus fugit et sic nocuit, non potest quondam dominus conveniri, quia desinit dominus esse, ubi fera evasit... L. 2. §. 2. D. ad legem Aquiliam (9, 2) [Gaius]: Ut igitur apparet servis nostris exaequat quadrupedes, quae pecudum numero sunt et gregatim habentur, veluti oves, caprae, boves, equi, muli, asini; sed an sues pecudum appellatione continentur, quaeritur, et recte Labeoni placet contineri; sed canis inter pecudes non est. Longe magis bestiae in eo numero non sunt, veluti ursi, leones, pantherae; elephanti autem et cameli quasi mixti sunt, nam et jumentorum operam praestant, et natura eorum fera est, et ideo primo capite contineri eos oportet. — Gaius, Inst. Comm. Lib. II. §. 16. [Nec] mancipi sunt velut ursi, leones, item ea animalia quae ferarum bestiarum numero sunt, velut elephantes et cameli. — Ulpianus, Fragment. Tit. XIX. §. 1... Et quadrupedes quae dorso collove domantur, velut boves, muli, equi, asini; ceterae res nec mancipi sunt. Elephanti et cameli, quamvis collo dorsove domentur, nec mancipi sunt, quoniam bestiarum numero sunt.

[70] (S. 117.) Wo ein Gegenſatz zwiſchen wilden und zahmen Thieren gemacht werden ſoll, heißen die erſteren chajjah, die letzteren behemah; der Geſammtbegriff Thier, insbeſondere vierfüßiges Thier, wird entweder durch „wilde und zahme Thiere“ umſchrieben (z. B. 1. Moſ. 1, 24), oder eines der beiden Wörter dient für den ganzen Umfang

(3. Moſ. 11, 2. 46. 47; behemah: Prov. 30, 30; chajjah: 1. Moſ. 1, 28 ff.). In einigen poetiſchen Stellen heißt jedoch behemah „Wild“, (5. Moſ. 32, 24. Pſ. 50, 10. Hab. 2, 17. Jeſ. 30, 6), während chajjah nie zahmes Thier mit Ausſchluß des Wildes bedeuten kann. Neben dem gewöhnlicheren „Wild des Feldes, des Landes, des Waldes“ findet ſich daher in demſelben Sinne auch: Thier — behemat — des Landes (Jeſ. 18, 6. 5. Moſ. 28, 26; fünfmal bei Jer.), des Feldes (1. Sam. 17, 44); Thiere — bahamot — des Landes (Hiob 35, 11), des Feldes (Pſ. 8, 8. Joel 1, 20. 3, 22), des Waldes (Mich. 5, 7). Da die Poeſie der alten Sprache näher zu ſtehen pflegt, ſo darf man wohl ſchließen, daß die älteſte Zeit überhaupt kein Wort hatte, das alle zahmen Thiere und nur dieſe bezeichnete. — Uebrigens ſind beide Worte chajjah und behemah urſprünglich Collectiva: ſie heißen „Thiere,“ nicht eigentlich Thier. (Namentlich findet ſich chajjah in der Mehrheit nur: Jeſ. 35, 9. Pſ. 104, 25; außerdem Dan. 8, 4 und neunmal bei Ezechiel). Der Grundbegriff iſt in beiden ſehr allgemein; chajjah heißt „Lebendiges,“ behemah, wahrſcheinlich ſo viel als brutum, das Stumme oder Dumme, Vernunft- oder Sprachloſe. Im Aramäiſchen und Arabiſchen iſt von dem erſten Worte auch die ſpecielle Bedeutung „Schlange“ entwickelt, wahrſcheinlich in dem Sinne des beſonders gefährlichen Thieres. Die Schlange wurde, wie aus 1. Moſ. 3, 1 und 14 hervorgeht, auch von den Hebräern unter den Begriff chajjah geſtellt.

[71] (S. 117.) S. Petersburger Wörterbuch u. d. W. („âraṇjâḥ paçavaḥ“).

[72] (S. 118.) Ebend. beſ. die Stellen Ath. V. 11, 2, 9. Çat. Br. 6, 2, 1, 18.

[73] (S. 119.) Helgakvidha Hundingsb. II, 36.

[74] (S. 120.) Nirukta, Erl. S. 128. Petersb. Wörterbuch u. d. W.

[75] (S. 121.) Vgl. Urſpr. und Entw. S. 423 f. 465. Unzweifelhaft gehört auch kapota, Taube, zu den von der Farbe abgeleiteten, mit kapi, Affe, zuſammenhängenden Vögelnamen; doch ſteht dieſer Name mit andern in der Geſchichte des Farbenſinnes hoffentlich bald auszuführenden Fragen in Verbindung. Aus unzähligen Beiſpielen ſei hier γλαῦξ, Eule („Graue") neben γλαυκός erwähnt. In Folge einer falſchen aprioriſchen Vorausſetzung über das Concrete in der Sprache war man bisher bemüht, die Farbenwörter auf irgend einen beſtimmten farbigen Gegenſtand zurückzuführen, und z. B. grün womöglich als grasfarben zu erklären. So ſoll nach Pott (Etym. Forſch. II, 54) aquilus, ſchwärzlich, von aquila, Adler kommen, welches ſelbſt durchaus willkürlich durch „ſchnell" erklärt wird. Jedermann ſieht, daß ohne jene philoſophiſche Voreingenommenheit gewiß umgekehrt aquila von aquilus abgeleitet worden wäre. Die Endung ilus deutet zudem auf Farbe, und ich geſtehe, in dieſem aquilus nichts als eben kapila (d. i. kvakvila) finden zu können. Man vergleiche περκνός, ſchwärzlich; bei Ariſtoteles (ἀετός) περκνόπτερος (H. An. 9, 32) und daneben bei Homer (Il. 14, 316) περκνός als Name eines Adlers. — Ebendaher kommt der Name des Flußfiſches πέρκη, perca, Barſch (der deutſche Name iſt aus dem franzöſiſchen perche entlehnt). Auch porcus, Schwein, Ferkel, und πρόξ, προκάς, Reh, gehören (wie mit Recht ſchon Fick annimmt) zu eben dieſem Farbenworte πέρκος oder περκνός. — Das intereſſante Wort Staar, sturnus, ψάρ gehört ebenfalls zu den der Farbe entnom-

menen Vögelnamen; im Ruſſiſchen entſpricht skvorets, woneben skverna, skvara, Fleck, Befleckung, Schmutz, σκώρ. Die ſlaviſche Form hat den urſprünglichen Anlaut skv erhalten, der nicht nur die der verwandten Sprachen, ſondern n. A. auch Sperber und Sperling erklärt.

[76] (S. 124.) Vgl. Pott, Etym. Forſch. 1. Ausg. I, 227. Bopp's Gloss. sanscr. unter gṛ. Benſey gr. W. II, 128. Etwas entfernter gehören zu der hier beſprochenen Wurzel auch krauen, kratzen, Kralle, das mittelhochdeutſche krimmen oder grimmen, kratzen, zerdrücken n. A. In Grimm's Wörterbuch findet ſich kernen (buttern) gedeutet: „den Kern aus der Milch gewinnen," wobei Kern als „das Beſte und Fetteſte" verſtanden iſt; ſowie denn überhaupt der Grundbegriff von Kern verkannt zu ſein ſcheint. „Das Wort umfaßt Dinge" (heißt es V, 593), „die ſachlich ziemlich verſchieden ſind, aber in einem Begriffe übereinkommen als unſcheinbarer Träger der Fortpflanzungskraft; beigemiſcht iſt theils der Begriff der Feſtigkeit, Härte, theils der des markartigen, weichen, verborgenen, lebensvollen Inneren." Die Anſchauung des von der Schale, und übertragenerweiſe von dem ſchwächeren, unwichtigeren, äußerlichen oder nutzloſen Beſtandtheile Geſonderten iſt gewiß in dem Worte lebendiger. Kern der Milch kommt umgekehrt von dem Begriffe des Kernens, Umrührens, Gerinnenmachens. Kernfleiſch, Bruſtkern möchte ich nicht von dem aus carnem entſtandenen Kern (Fleiſch von gefallenen Thieren, Raubthieren), nebſt Kerner (kernder, kerder, carnarium, Beinhaus und Fleiſchkammer), ſowie körnen (ködern, wohl eigentlich mit Fleiſch als Lockſpeiſe) trennen. Der Kerner, Kirner, Körner, Werkzeug zum Vorſchlagen oder Durchſchlagen von Löchern, kann ſehr wohl

von kirnen in der Bedeutung „bohren“ kommen, da das Bohren aus dem Quirlen und der Bohrer aus dem urzeitlichen Quirl- oder Bohrfeuerzeuge entſtanden iſt.

[77] (S. 129.) Pott, Etym. Forſch. 2. Ausg. I. 163. Von der gleichen Anſchauung ausgehend, ſagt Curtius unter ſonſt ſehr richtigen Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der vagen und allgemeinen Bedeutungsumſchreibungen indiſcher Wurzeln von Seiten der einheimiſchen Grammatiker (Grundzüge, 2. Aufl. S. 103): „Wie wenig aber auch bei den aus einzelnen Beiſpielen nachgewieſenen davon die Rede ſein kann, ihre Grundbedeutung ſei erforſcht, das zeigt ſchon die Menge ganz verſchiedener Bedeutungen, die ſich unter einer Wurzel vereinigt finden. So bei Wurzel vi nicht weniger als ſechs.... Solange dieſe verſchiedenen Bedeutungen nicht auf ein Centrum zurückgeführt ſind, kann der Etymolog eine derartige Wurzel, und noch dazu außerhalb des Sanskrit, gar nicht gebrauchen.“ Die Zurückführung weſentlich verſchiedener Bedeutungen einer Wurzel auf ein Centrum iſt gerade dasjenige, was praktiſch für den Sprachforſcher am wenigſten Werth hat; jeder Verſuch dazu iſt eine ganz ungerechtfertigte Ueberſchreitung des Bodens der Thatſachen, die nothwendig zu den gewagteſten Hypotheſen führen muß. J. Schmidt, der in ſeiner Schrift „die Wurzel ak im Indogermaniſchen“ (Weimar 1865) ſolche Grundſätze in Praxis umzuſetzen verſucht hat, indem er einige hundert lautlich mit ak zuſammenzubringende Wörter auf die Grundbedeutung „ſcharf ſein“ reducirte, hat damit nur die Falſchheit dieſes Verfahrens bewieſen und ſeinen ſein Buch bevorwortenden Meiſter zu den verzweifelnden Aeußerungen mit veranlaßt, die ich in der Vorrede angeführt habe.

[78] (S. 132.) Benfey hatte im griechiſchen Wurzellexicon

Nacht aus dieſer Wurzel erklärt (II, 57), zieht aber in den Nachträgen (S. 369) eine Ableitung aus negativem n mit der Wurzel von wachen (alſo „Nichtwachen“) vor, und kommt auch in dem Sanskritwörterbuch nicht auf jene erſte Ableitung zurück. Dieſenbach (I, 107) vermuthet eine Verneinung von uhtvo, Morgen; ſ. jedoch unten Anm. 79. Grimm (Myth. 698) verbindet Nacht mit genug als „die genügende, friedliche, ruhige, zugleich aber vermögende und ſtarke.“ Ein Zuſammenhang mit den ſpäter gebräuchlichen Sanskritwörtern niç, niçâ iſt ſehr ungewiß; die gewöhnliche Ableitung derſelben von der Wurzel çî, liegen, ſchlafen, mit dem Präfix ni, iſt nicht unmöglich, ſchließt aber natürlich einen Zuſammenhang mit nakta, nakti, nak (nakt, nag? Rv. 7, 71, 1), Nacht aus. Curtius ſagt (S. 149): „die Wurzel iſt gewiß Nro. 93, da die Nacht keines Menſchen Freund iſt.“ (Unter Nro. 93 iſt νεκρός, todt, lat. nex, aber auch nocere zuſammengeſtellt). Pott hat ſich ſchon der erſten Auflage der „Grundzüge“ gegenüber (Etym. Forſch. II, 1, 303, i. J. 1861) gegen dieſe, wie er ſagt, „ſinnloſe“ Erklärung von Curtius ausgeſprochen. Aber was iſt ſinnlos, wo es keine Geſetze gibt? — Pott ſelbſt, der bemerkt, daß viel Enthaltſamkeit dazu gehöre, nakta nicht mit aktu (Farbe, Licht) in Beziehung zu ſetzen, verſucht n als Negation zu deuten. Es bedarf indeſſen nur der Annahme einer Wurzelform nag neben ang, analog dem Verhältniß von Nagel zu ungula, unguis; und zu dieſer Annahme kann allein ſchon die Vergleichung des dem nakta ganz gleichbedeutenden aktâ (Rv. 1, 62, 8) führen.

[79] (S. 132.) S. Dieſenbach I, 172.

[80] (S. 132.) Urſpr. und Entw. S. 150 f. xap, xapâ,

(καρας) *ψέφος* u. ſ. w. erklärt Benfey im W. L. von *σκεπω* bedecken, aber im Sanscrit Dict. von der Wurzel xi, verletzen, zerſtören. — Man vergleiche vielmehr *καπνός*, vapor, und das litth. kwapas, Hauch, Athem, Luftzug, Geruch, Ausdünſtung, woneben in *κόπρος* ſogar die Bedeutung „Schmutz" noch ſteht.

[81] (S. 134.) Vgl. Dieſenbach II, 44. — Falſch iſt die Zuſammenſtellung Anderer mit mors als „todtes" Waſſer. Analogien bietet z. B. *πέλαγος* neben *πηλός*, palus u. ſ. w.

[82] (S. 136.) Hierzu gehört alſo auch *ἐνδελεχής*, andauernd, und indulgeo, eig. ausdauern, aushalten, dulden, (vgl. Benfey, I, 48. Dieſenbach, II, 675).

[83] (S. 138.) Das mit bnauan zunächſt verwandte Wort iſt ohne Zweifel *χναύω*. Die Gruppe gn iſt im Gothiſchen unmöglich, und iſt in Folge des Vermeidungsproceſſes in bn übergegangen. *Χναύω*, bedeutet ſowohl reiben, kratzen, rupfen u. ſ. w., in welcher Bedeutungsrichtung es an *κνάω*, *κνύω* angränzt, als auch nagen, naſchen; Euripides (Cycl. 358) gebraucht das Wort vom Abnagen der Knochen oder Zerbeißen des Gebratenen beim gierigen, gefräßigen Verzehren des Menſchenfleiſches. Die dialectiſchen knauen, gnauen, ferner knaupeln, knuppern, außerdem aber auch nagen (engl. gnaw) und naſchen, nebſt einer unzähligen Menge von Nebenformen gehören hierher; auch, wie ich glaube, Knochen. Von Bein und bohnen, die zu einer Umgeſtaltung des Anlautes keine Veranlaſſung boten, iſt die Zuſammengehörigkeit mit den guttural anlautenden Wurzeln allerdings unſicher, und ich möchte ſie gegen eine entgegengeſetzte Anſicht nicht aufrecht erhalten: doch iſt ein Wechſel von Labialen und Gutturalen namentlich in Folge eines verlorenen, urſprünglich folgenden v

bekanntlich in ſehr vielen Fällen gewiß, und wir finden neben χναύω nicht nur ψάω, ψώχω u. a. ſondern auch bhas, eſſen, kauen (ſ. Böhtl.-R.). — Der Zuſammenhang der Bedeutungen nagen und kratzen iſt übrigens nach den auf S. 158 ff. ausgeſprochenen Grundſätzen zu beurtheilen.

84 (S. 142.) Schmeller (bayriſches Wörterbuch I, 221) führt bitter als Adverb in der Bedeutung ſehr an, in den Redensarten: bitter gern, bitter ſchön, bitter ſüß, bitter viel, bitter wenig, bitter bös, bitter grüßen, regnen, lachen, weinen. Das Wort bedeutet alſo hier wahrſcheinlich noch ſchmerzlich, welches ja auch die Grundbedeutung von ſehr iſt. Wir haben bitter bös, bitter ſüß, bitter weinen und bitter lachen erhalten, aber mit Nebenbegriffen, die aus der gegenwärtigen Bedeutung des Wortes gefloſſen ſind, in Folge jener ſeltſamen Wortverirrung, von der ich in Nothſtall ein Beiſpiel angeführt, aber indeſſen noch mehrere aufgefunden habe. Sie iſt nicht mit den Veränderungen in der Lautgeſtalt der Wörter zum Zwecke etymologiſcher Verſtändlichkeit zu verwechſeln, wovon Sündfluth und Armbruſt die bekannteſten Beiſpiele ſind; in den hier beſprochenen Fällen hat ſich umgekehrt die Function der Wörter demjenigen angepaßt, was ſpäter unter dem Laute verſtanden wurde. Bilderbogen z. B. iſt jetzt ein Papierbogen mit Bildern, bei Logau aber bedeutete es Thierkreis (ſ. Grimm). Wenn dies der urſprüngliche Gebrauch iſt, ſo mag der Mittelbegriff „gemalter Thierkreis“ geweſen ſein. Auch der Vorgang mit Friedhof iſt ein ähnlicher; die Beſchränkung des gefriedigten Hofes auf den Kirchhof ging von der mißverſtändlichen Deutung: „Hof des Friedens“ aus. — Von der wunderlichen Art der Wortbildung durch mißverſtändliche Ueberſetzung bieten

beſonders Thiernamen oft weit verbreitete Beiſpiele. So iſt cuniculus, Kaninchen, ſchon früh in „Königlein“ verwandelt und demgemäß von den Slaven mit krolik überſetzt worden. Der „Gießvogel“ iſt eine Ueberſetzung von χαραδριός, als ob dieſer Name von χαράδρα, Gießbach, käme, während er zum ſanskr. hâridrava gehört und etwa „Gelbvogel“ bedeutet haben muß.

IV.

85 (S. 147.) Neben dem vediſchen aktâ ſteht nämlich aktu, Nacht, von nakta ſchwerlich grundverſchieden. Die Ableitung von aṅg, färben, ſteht außer Zweifel, und zeigt ſich in vielen Stellen noch im Gefühl lebendig; nur darf man freilich nicht mit Pott (Et. Forſch. 2. A. II, 2, 1, 494) die Nacht als „Färberin“ auffaſſen. Der Begriff Farbe, als Färbeſtoff, als rother aufzuſtreichender Saft, ſteht im Gebrauche unverkennbar daneben. Beſonders in der Mehrheit findet ſich nun daſſelbe aktu häufig von den Farben, mit denen Sonne, Morgenröthe und Feuer den Himmel beſtreichen, färben, und es nähert ſich daher dem Begriff des Lichtes ſo ſehr, daß die indiſchen Erklärer ſogar „am Tage“ verſtehen, wo nach Böhtlingk und Roth „bei Nacht“ zu überſetzen iſt. (Rv. 7, 11, 3.) In dem unzweifelhaft identiſchen, auch von J. Schmidt („die Wurzel ak“ S. 47) auf andere Weiſe damit verglichenen, germaniſchen uohta findet ſich nun daſſelbe; es iſt ein zwiſchen Nacht und Morgen noch ſchwankendes Wort. Das gothiſche uhtvo bedeutet Morgenfrühe. Das altnordiſche otta iſt die Zeit von 3 bis 6 Uhr Morgens (ſ. Grimm, Myth. 709); in

deutſchen Dialecten bezeichnen entſprechende Wörter Dämmerung, auch Abenddämmerung, und Nacht. (Vgl. Dieſenbach I, 207.) In dem ſchweizeriſchen Uechtland heißt das Wort wohl Nebel, oder gar Sumpf. — Zu der Wurzel von aktu gehören ferner auch agni, lat. ignis, Feuer, und angâra, Kohle. Eine Ableitung wie πῦρ, Feuer, von pû, reinigen, die auch Benfey noch neuerdings wiederholt, gehört zu denen, die die Unzulänglichkeit auch der vollkommenſten blos lautlichen Etymologie ins Licht zu ſetzen geeignet ſind.

[86] (S. 148.) Ich kann hier vorläufig nur auf die kurzen Andeutungen verweiſen, die ich in der 41. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte über die Entwickelung des Farbenſinnes der Urzeit gegeben habe. Ein Beiſpiel verſchiedener in einer Wurzel zuſammenbefindlicher Farben im Semitiſchen bietet schachor, ſchwarz, ṣachor, weiß, schachar, Morgenröthe, ṣohorajim, Mittag, ṭahor, rein, zohar, Glanz u. ſ. w.; wozu ferner u. A. zarach, glänzen, ṣaraát (lepra) und wahrſcheinlich noch chaṣir, Grün (im Arabiſchen auch von andern Farben) zu rechnen iſt. — Im Ruſſiſchen entſpricht dem krischna zunächſt tschërnyj (ſchwarz); aber urſprünglich nicht verſchieden iſt auch krasnyj, roth und ſchön. Die Wurzel liegt hier noch ſehr deutlich zu Tage: krasitj heißt färben, kraska, Farbe, rother Färbeſtoff, Schminke. Wahrſcheinlich ſind beide ruſſiſche Farbwörter Differenziirung eines urſprünglichen karsna, woraus bei Accentuirung der letzten Silbe durch Verluſt des erſten Vocals im Sanskrit krischna, im Ruſſiſchen tschërnyj (für kërsn-), hingegen, vielleicht in Folge andrer Accentuirung, ohne dieſen Vocalverluſt krasnyj werden mußte. Die Verſetzung der Liquida im Slaviſchen und Griechiſchen,

zuweilen auch im Sanskrit, iſt ſecundär: πράσον z. B. muß aus παρσον, porrum; brahman als Vermeidung der dreiconſonantigen Gruppe aus barhman, wie in Berg, erklärt werden, nicht umgekehrt. Unſer Garten, hortus (für horthus) iſt daher in den ſlaviſchen Sprachen theils grad, theils gorod geworden; Gerſte, hordeum (ſtatt horstheum) im Griechiſchen zu κριθή, (ſtatt χιρσθη). Gerſte iſt ſoviel als Borſte, von der Wurzel hars (ghvars), lat. horreo für horseo (vgl. hirsutus) ſtarren, ſich borſtenartig ſträuben; ganz ebenſo hebr. seórah, Gerſte, von saár. Zu Borſte gehört auch Bart (ſlav. brada) und Barte, die, wie das litthauiſche barzda (Bart, Widerhaken am Pfeil, beim Mähen des Graſes ſtehen bleibender Kamm) zeigt, das s verloren, welches mit dem d, das z. B. in beard eintrat, ſich nicht mehr vertrug. (Vgl. zum Theil Kuhn's trefflichen Aufſatz, Zeitſchr. XI. 372 ff.; über σϑ Urſpr. und Entw. S. 413 f.). Als eine merkwürdige Analogie in dem ſemitiſchen und indogermaniſchen Sprachſtamme iſt es noch erwähnenswerth, daß wie im lateiniſchen hircus, der Bock, als zottiges Thier von der Wurzelform hirs, ſo auch das hebräiſche saír von dem angeführten saár ſtammt. — Nach dem Obigen wird es wohl kaum zu gewagt ſein, πράσον, Lauch (Grünes), und πυῤῥός, πυρσός, röthlich, blond, eben ſo gut zu krischna zu ziehen, wie Benfey es mit χιῤῥός, gelblich, bereits gethan hat. Wir haben ſomit in den verſchiedenen Sprachen die Farben ſchwarz, blau (krischna), grau, weiß (canus), roth (krasna, πυῤῥός), gelb (χιῤῥός), grün (πράσον) in einem urſprünglich identiſchen Worte vereinigt. Daß es ſich auf niedrigen Entwickelungsſtufen noch bei heutigen Völkern ähnlich verhält, würde es leicht ſein zu zeigen; doch muß ich mich hier deſſen enthalten. Eben-

ſowenig kann ich auf die mit dem beſprochenen Stamme entfernter verwandten Wörter, wie z. B. kirmîra, buut, oder περκνός, ſchwärzlich, πολιός, grau, eingehen, da die Bahnen, wie überall in der Sprache, endlos ſind.

87 (S. 149.) S. 425 f. 152, wo jedoch die unendlich vielen Richtungen, nach denen ſich die Wörter in leichten Modificationen verfolgen laſſen, nur angedeutet ſind. Die dem griechiſchen ἀνθ-, αἰθ- entſprechende Sanskritwurzel iſt indh, brennen, anzünden. Im Lateiniſchen gehört dazu aestas, im Deutſchen eit (alt- und mittelhochdeutſch) Feuer, und wahrſcheinlich Eiter als zähe Flüſſigkeit; (griechiſch ἰχώρ, vielleicht aus îdhvar). — Bedeutſame Analogien laſſen es mir unzweifelhaft erſcheinen, daß ſchon in dem Urſprunge der Wörter ἄνθος und flos die Doppelſeite des rothen Saftes und der Blüthe in der Anlage vorhanden war, und daß Blut und Blüthe ganz ebenſo zuſammenhängen. Blühen (von der in Anmerkung 88 zu beſprechenden Wurzelgruppe) iſt „farbig werden," namentlich „roth werden"; man vgl. z. B. engl. blush. Auch das ſlaviſche und litthauiſche kwiat, kwetka, tswiet iſt Farbe, beſonders bunte, helle, nicht ſchwarze (color floridus), und zugleich Blüthe, Blume. Es gehört zu der (S. 156) beſprochenen Farbenwurzel, woher auch heiß, weiß, heiter ſtammen. Das arabiſche zahratun, Blume, kommt von einer Wurzel des Glänzens, die einem oben (Anm. 86) erwähnten Kreis von Farbenbegriffen angehört. Diefenbach verſucht Blume mit dem ſlaviſchen plod, das Frucht, Wachsthum, Zeugung bedeutet, „etwa durch die Bedeutung des Explodirens, Hervorbrechens" zu vermitteln; Pott denkt an Verwandtſchaft mit blähen.

88 (S. 150.) Man betrachte den Hintergrund, den das

Wort Morgen an Begriffen wie Dämmerung, Nebel, Dunkel hat, z. B. in der trefflichen Sammlung Dieſenbach's in dem gothiſchen Wörterbuch, und man wird unter Beachtung der im Text nur angedeuteten analogen Begriffsübergänge, von dem Zuſammenhang mit dem lat. marcidus, zerbröckelt, murcus, verſtümmelt, und entfernter auch mit mergere, in eine Flüſſigkeit tauchen, mit melken, Milch, namentlich aber von der Stammesgleichheit des gothiſchen Wortes maurgeins, Morgen, mit gamaurgjan, abkürzen, überzeugt ſein. — Was jedoch die ſpecielle Vergleichung von brehen, glänzen, Blitz u. ſ. w. mit brechen betrifft, ſo wird die der Bedeutung nach zugegebene Möglichkeit des Zuſammenhanges lautlich durch die folgenden Betrachtungen in ein ſehr verändertes Licht treten. Als ältere Formen der Wurzel, die die Bedeutung des Brennens entwickelt, ſind nach dem oben (Anm. 86) Bemerkten farg und falg, nicht frag und flag wahrſcheinlich, und zwar tritt der Wechſel von l und r in einer Weiſe hervor, daß derſelbe ſchon für die Zeit vor der Sprachtrennung angenommen werden muß. Wir finden ferner neben harita (in der älteſten Zeit hochgelb, orange, ſpäter über gelb bis zu der gewöhnlichen Bedeutung grün fortſchreitend) bharita; ebenſo ſteht fulvus neben gilvus, helvus, und braun, blau neben grau und grün. Wir haben alſo hier dieſelbe Erſcheinung vor uns, wie in der Wurzel har oder bhar, halten (Urſpr. und Entw. S. 424), wie in Gerſte und Borſte und überhaupt hars und bhars, ſich emporſträuben (Anm. 86), wie in hram und bhram, brummen (Urſpr. und Entw. S. 309 ff. 424 f.), in han und bhan, ſchlagen, tödten: Doppelwurzeln mit gh und bh im Anlaute ſtehen ſchon vor der Sprachtrennung in bedeutungsloſer Variation neben-

einander, und wir können für fulgeo, flagro, ferveo u. ſ. w., wenn wir nicht über die durch Sprachvergleichung gegebene Analyſe hinausgehen wollen, nur die Wahl zwiſchen den Grundformen ghalg, gharg (vielleicht ghvalg) oder bhalg, bharg offen laſſen, deren Zuſammenhang mit harita, χαροπός, χλόη, alſo einer einfachen Wurzel ohne den auslautenden Conſonanten, kaum zu bezweifeln iſt. Während die letzteren Formen uns einerſeits auf gharma (für ghvarma), Hitze, warm, griech. θερμός, θάλπω und χλιαρός, andererſeits auf χραίνω, χρίω, beſtreichen, beſprengen, ſalben, färben, χροιά, Farbe, χραύω, kratzen, und die Wurzel ghṛi, beſprengen und glänzen, verweiſen, ſo gehört doch ebenſo beſtimmt auch φύρω, kneten, mantſchen, miſchen, benetzen, beflecken, φάρμακον, Heil- und Zaubermittel, Gift, Farbe, hierher. Ueber Blut und blühen ſ. die vorige Anmerkung, ihnen gegenüber ſehen wir wieder Glut und glühen mit ihren zahlreichen Verwandten. Wenn man mit dieſem Sachverhalt die Steinthal'ſche Darſtellung von dem „Reflexlaut bhrak" (S. ob. S. 30) vergleicht, ſo wird man ſich nicht verhehlen können, auf wie ſchwachen Füßen dieſe ganze Zuſammenſtellung mit allen auf dergleichen gebauten Folgerungen ruht.

[89] (S. 151.) Griechiſch σσ iſt aus tsch (für kj) entſtanden, ſ. Urſpr. und Entw. S. 433. ευ iſt eine Mittelſtufe zwiſchen u und urſprünglichem au, ſanskr. ô, wie das germaniſche iu.

[90] (S. 153.) Ov. A. am. II, 467. Met. I, 15.

[91] (S. 155.) Asita iſt nicht mit sita zuſammengeſetzt; das letztere iſt wahrſcheinlich (wie sura aus asura) erſt daraus abſtrahirt; ita iſt die Farbenendung mit dem Feminin ikṇî (asikṇî), wie palita, palikṇî (Pâṇ. IV, 1, 39.

Vârt. 2.) Sie findet ſich auch in harita, rohita, bharita, pîta, çjeta, çveta, eta, doch mit Femininen auf itâ und inî. Ein dieſem ita entſprechendes Suffix iſt in den europäiſchen Sprachen ſelten (ruſſiſch shëltyj, gelb, vgl. zoloto, ſlav. zlato, χρυσός, Gold), man müßte denn id in pallidus, rubidus, lividus, luridus, candidus, sordidus, lucidus, limpidus, squalidus, viridis damit identificiren wollen, wofür das dem palita entſprechende πελιδνός, πελιτνός angeführt werden könnte. Urſprüngliches d zeigt ſich auch in ſchwarz, weiß, und mit dem letztern ſcheint çveta verglichen werden zu müſſen. Neben den Femininen auf nî ſtehen aber auch die Masculina auf na: hariṇa, çjena (weiß und Habicht), ferner hiraṇa, aruṇa, arǵuna, çoṇa, womit die Endung des Vogelnamens çakuna ſich erklärt. Hierher gehört denn auch kṛischṇa. Wie ſchon aus den Verwandten des letzten Wortes ſich ergibt, exiſtirt das Suffix n auch in Farbenwörtern verwandter Sprachen, namentlich in grün, braun, in πράσινος, ἀργεννός, κύανος, μέλαν, περκνός (ſanskr. pṛiçni, geſprenkelt, litth. kerszas) u. A. Es iſt nach alledem gewiß nicht zu gewagt, asinus mit asita zuſammenzuſtellen. Auch κίλλος, Eſel, kommt von κιλλός, κίλλιος, grau, nicht etwa umgekehrt. Der ſemitiſche Name des Eſels châmor (aus ehimaur) iſt ebenſo abzuleiten. Häufiger als die erwähnten Endungen iſt für die Farbe durch die indogermaniſchen Sprachen das Suffix la, ra verbreitet; z. B. çukra, çubhra, citra, çvitra, riǵra (vgl. ἀργυρός), dhûmra, dhûsara, dhavala, nîla (lat. niger), kapila, pâṭala, peçala (ποικίλος) pingala, pangula, piṅgara, pâṇḍara, pâṇḍura, kaḍâra, kirmira, kirmîra, karbura, çarvarî, çavala (vgl. kokila), nakula (gewöhnlich: Ichneumon, doch vgl. Pet. Wörterb.),

citrala; griech. ἄργιλος, χλωρός, ὠχρός, ἐρυθρός, ruber und rutilus (vgl. ſanskr. rudhira, Blut), caerulus, ater. Der Sanskritendung u in babhru (πορφύρεος), aru, pâṇḍu, karbu, kaddru ſcheint das lateiniſche vus zu entſprechen: fulvus, flavus, gilvus, helvus, fulvus, vgl. corvus (Rabe) und vielleicht cervus (Hirſch); deutſch: falb, gelb (aus falw, gelw), blau, grau; i erſcheint in hari, çuci, kapi, çiti. Die Endung ant zeigt ſich in ruçant, vgl. lat. argentum (raǵata); Suffix sa in aruscha. Im Sanskrit werden auch Farbenwörter mit den Endungen anc, ça gebildet, z. B. çvitjanc, etaça, kapiça, vgl. χάροψ (das ich nicht „grünäugig" erkläre); αἰθοψ, αἰθίοψ, νῶροψ (νωρ = niger?) Aus der Endung anga (piçanga, sâranga, çâranga) erklärt ſich kapingala. Man ſieht, daß zuweilen mehrere Endungen zuſammengekommen ſind, z. B. i-ta, i-la, u-na, u-ra, i-anc, i-nga-la. In sordidus ſcheint das erſte wie das zweite d das gleiche Suffix zu ſein; ebenſo in citrala das r und l. — Daß es alte Farbenbezeichnungen ohne Suffixe gegeben hat, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Doch ſind ſichere Beiſpiele, wie roth, rufus, auffallend ſelten; über kâla, ſchwarz, çâra, bunt, gelb, kann gezweifelt werden, ja ſogar über pinga, khunga, khonga (? ſ. Anm. 92). — Einige Bemerkungen mögen hier noch über einzelne Punkte von beſonderem Intereſſe geſtattet ſein. Unter den oben angeführten Wörtern iſt çoṇa, roth, rothbraun, feuerfarbig; welches ſehr alte Wort Benfey gegen alle Analogie von savarṇa ableiten will. Für suvarṇa, svarṇa, Gold, iſt die freilich naheliegende Ableitung von su-varṇa, ſchönfarbig, allgemein angenommen; ich glaube es jedoch mit suar, svar, Sonne, Himmel zuſammenſtellen zu müſſen (wie aurum mit aurora), woraus ſich auch die doppelte Form erklärt.

Suar, der Name der Sonne (goth. sauil, lat. sol) hat übrigens mit dem speciell indischen Gotte Savitri (wahrscheinlich „Zeuger") keinesfalls etwas gemein. Ein anderes der oben aufgeführten Farbenwörter führt zu der bis jetzt nicht gelungenen Auflösung des interessanten Wortes Eisen. Das sanskritische ajas wird von Pott, Benfey u. A. aus der Wurzel jam erklärt (a-jam-s), als das „Unbezwingliche," ἀδάμας; was schon darum unmöglich ist, weil die negirende Partikel an nur im sanskritischen und iranischen Sprachzweig mit Einschluß des Armenischen das n gelegentlich abwirft, in der indogermanischen Urzeit also nicht a gelautet haben kann. Das Wort eta, fem.: enî heißt farbig; die Wurzel desselben kann nur i (aj) sein. Die Bildung von ajas- aus dieser Wurzel (vgl. pajas) ist ganz regelmäßig, und ajas bedeutete demnach einen farbigen Stoff. Nun heißt eṇa, fem.: eṇî eine schwarze Antilope, und da dies doch wohl nach den obigen Analogien mit eta zusammenhängt, um so mehr als, wie es scheint, das Thier, oder ein ähnliches, auch eta heißt (Rv. I, 165, 5 u. ö.), so haben wir eine mit dem historisch belegten ältesten Sprachgebrauche der Inder und Iranier und der nicht zu mißdeutenden Uebereinstimmung der germanischen Sprachen zusammentreffende weitere Spur, daß das ajas der Urzeit Eisen, nicht Kupfer gewesen ist. Vgl. krischṇâjas, lohitâjas und krischṇaita, rohitaita. Vielleicht darf sogar aj-ta mit as-ita (und ar-uṇa) als verwandt betrachtet werden. Eine Parallele zu dem Wechsel der Begriffe Kupfer und Eisen bietet übrigens χαλκός, welches bei Homer unbestritten „rothes" Kupfer, dagegen im russischen sheljezo (das auf χαλχος schließen läßt) Eisen ist. Vgl. ferner loha, Eisen, engl. lead, „Loth," Blei, während lohita,

rohita, roth, und daneben rohit, Weibchen der ſchwarzen Antilope.

92 (S. 155.) Il. 10, 334: *ῥινὸν πολιοῖο λύκοιο.* Auch koka heißt im Sanskrit Wolf und zugleich Kuckuck und rothe Gans. Da das weiße Pferd karka und kokâha heißt (Hemac. 1237), ſo laſſen ſich vielleicht alle dieſe Formen auf kvarka oder kvarkva mit der Bedeutung „farbiges Thier" zurückführen, wenn anders die dort angeführten Pferdebenennungen (z. B. khongâha, serâha, khungâha, kijâha, trijûha, vollâha, urâha, surûhaka, kulâha, ukanâha) nicht Fremdwörter ſind, wie Böhtlingk und Roth mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthen. Der ſemitiſche Name des Wolfes, zeeb, iſt vermuthlich ebenſo zu erklären, und mit zahab, Gold, ṣahob, goldgelb, vielleicht auch mit sebah, greiſes Haar, in Verbindung zu bringen. Ich bemerke bei dieſer Gelegenheit, daß bei Homer die weißen Haare der Greiſe ſtets *πολιαί* heißen, nie *λευκαί*, indem, wie es ſcheint, dieſes Wort ſeinen Urſprung aus roth, licht, noch nicht ſo weit verloren hatte, um für eine dem Grau nahe ſtehende Schattirung verwendet zu werden. — Der Gedanke liegt wohl nicht fern, daß der Name des Bären (arksa) von dem des Wolfes (varka) nicht ganz unabhängig ſei. Ein ähnlicher Zweifel muß ſich über vulpes, Fuchs, aufdrängen, beſonders aber auch über *λύγξ*. Luchs, ſlaviſch rys. Die Möglichkeit, daß ṛixa, Bär, auch mit dem Namen des Elenthieres, alce, zuſammenhänge, hat ſchon Dieſenbach angedeutet (Orig. eur. p. 323); beſonders nahe berührt ſich das litthauiſche Wort für Bär, lokis, mit dem ſlaviſchen für Elenthier, los. Albr. Weber (Zeitſchrift VI, 320) hat (jedoch mit ganz anderer Etymologie) Reh und ſanskr. riçja (oder riça), männliche ſchwarze (oder

bunte) Antilope, mit alce und ṛixa zuſammengeſtellt. — Ich halte, im Hinblick auf gaura, „Büffel“ und „gelb, roth, weiß; gelber Färbeſtoff“ auch go, bos, Kuh, für einen Farbenthiernamen. Man vergl. das zendiſche gaona, Farbe; ob das vediſche eta-gva, buntfarbig, von Roſſen, dazu gehört, wird wegen der Bedeutung von gva z. B. in daça-gva, çata-gvin, zehn-, hundertfältig (wovon guṇa nicht getrennt werden kann), zweifelhaft. — Iſt auch sinha, Löwe, in ſeinem Zuſammenhang mit sinhala, Zinn, Kupfer, sinhâna, Eiſenroſt, ſo zu erklären? Dann wären vielleicht sanguis, sanies (für sanhies, vgl. çinghâna) verwandt.

[93] (S. 158.) *Κῆδος* enthält die beiden Begriffe Sorge und Verwandtſchaft, einigermaßen wie necessitas, necessitudo. Auch *κεδνός*, lieb, gehört zu dem Begriffe „verbinden“; die Ausführung dieſer gewaltigen Begriffswurzel iſt für den zweiten Band meines größeren Buches beſtimmt.

[94] (S. 161.) Wobei natürlich von einer mehr als ſcheinbaren Zuſammenſetzung des gothiſchen fraitan aus fraitan abgeſehen wird; das mittelhochdeutſche verezzen iſt wohl mißverſtändlich gebildet.

[95] (S. 161.) Grimm, Myth. 1036.

[96] (S. 161.) Bopp, Pott, Benfey u. A. erklären *μῖμος* von der Wurzel mâ, meſſen; nachahmen ſoll aus der Bedeutung „ſich mit etwas meſſen“ hervorgehen. Man vergleiche jedoch z. B. das gothiſche bimampjan, verſpotten, und andere verwandte Stämme mit der Bedeutung „Geſichter ſchneiden“ (Dieſenbach I, 29); im Griechiſchen ſelbſt *μῶμος*, Spott, *μέμφομαι*, tadeln u. ſ. w.

[97] (S. 162.) Vgl. den vortrefflichen Artikel gramjan in Dieſenbach's gothiſchem Wörterbuch, II, 423.

[98] (S. 162.) *Μῆνις* iſt Grimm, Groll, beſonders der

fürchterliche der Götter, wofür auch das deutſche Grimm urſprünglich mit Vorliebe verwendet war; im Sanskrit iſt manju außerdem auch Schmerz, Sorge. Lautlich gehört zu Schmerz zunächſt σμερδαλέος, σμερδνός, ſchrecklich toſend, furchtbar. Mit mors, Tod, ſlaviſch smertj, hat das Wort nichts zu ſchaffen.

99 (S. 164.) Vgl. Urſpr. und Entw. S. 309 ff. 424 f.

100 (S. 168.) In den älteſten Stellen hat μύω die Bedeutung „die Augen ſchließen," und wir haben keinen Grund, dieſe für die jüngere zu halten. Auch vom ſpeculativen Standpunkt müſſen wir es wahrſcheinlicher finden, daß die Bewegmg der Augen von jeher einen überwiegenden Eindruck gemacht hat. Selbſt Thiere, die den Menſchen anſehen, ſehen ihm ins Auge. Wie die Hand für die Hand, wie die küſſende Lippe für die Lippe, ſo hat für das Auge das Auge ſympathetiſche Anziehungskraft. Schwerlich waren jedoch die für den ſprachlichen Reiz wirkungsvollſten Bewegungen ſo ganz iſolirt; die Wurzeln, in denen die Verzerrung des ganzen Geſichtes ſammt dem dabei ausgeſtoßenen Laute dargeſtellt ſind, ſtehen der Urgeſtalt ohne Zweifel näher. Von dieſen konnte ſich die eine mehr der einen Seite des Geſammteindruckes zuwenden, die andere mehr einer andern.

101 (S. 172.) Wenn man über den Antheil nachdenkt, der der Geſticulation in dieſer uralten Zeit zugekommen ſein mag, ſo wird man denſelben doch mindeſtens nicht geringer annehmen dürfen, als er noch heute bei lebhaftem Gedankenausdrucke uns Allen natürlich iſt; die Frage, ob Naturvölker lebhafter geſticuliren, die bekanntlich in dieſer Allgemeinheit nicht kurzweg bejaht werden kann, mag dabei außer Betracht bleiben. In einer Zeit, wo die Menſchen

noch nichts als ſolche Begriffe auszudrücken hatten, wie beißen, reiben, faſſen, ſcharren, treten, mußte wohl der unmittelbare Drang des Ausdrucks, die innere Gewalt der vorgeſtellten Bewegung ganz von ſelbſt zu einer Mitbewegung führen, die beim Scharren den Fuß, beim Faſſen oder Schlagen die Hand in Mitleidenſchaft ſetzte, wie es einer etwas affectvollen Darſtellung, ſelbſt in der Gegenwart, eben nicht ferne liegt. Hiermit iſt, wie man leicht ſieht, für das Verſtändniß eines an ſich zweideutigen Lautes eine bedeutende Unterſtützung gegeben, indem beißen, wenn es eine mit der Hand auszuführende Bewegung ausdrücken ſollte, von einer ähnlichen begleitet war; und das urſprünglich ohne alle Abſicht, dadurch verſtändlicher zu werden. Auch läßt ſich denken, wie die eintretende Differenziirung durch ein ſolches Hülfsmittel einen Stützpunkt gewinnen konnte. Was mich dabei hier veranlaßt, auf dieſen Gegenſtand einzugehen, iſt der Einfluß, den die Geſticulation in einzelnen Fällen auf die Wortbildung ſelber haben mußte. Man muß nämlich dieſen Trieb nur ebenſo auf die in dem Antlitz vorgehenden Bewegungen beziehen, und es ergibt ſich, daß mit dem Worte gleichzeitig eine Geſticulation der Geſichtsmuskeln verbunden werden mochte, die nicht verfehlt haben kann, ſelbſt auf die Lautgeſtalt des Wortes einzuwirken. Wie, wenn das Bild der Fauſt oder eines Schlages mit derſelben vor die Seele und das Wort auf die Zunge trat, gleichzeitig die Fauſt ſich ballte, ſo ſuchte bei der Vorſtellung des Beißens der Mund ſich zu ſchließen, bei der Benennung der Naſe dieſe ſelbſt irgendwie in Mitleidenſchaft zu treten. Dies iſt der eigentliche Grund der in verſchiedenen Sprachen (auch z. B. in Betreff des Franzöſiſchen) bemerkten Erſcheinung, daß in

Benennungen der Sprachorgane wie Kehle, Zahn, Naſe, häufig ein Conſonant eben dieſes Organes den Anlaut oder doch einen Beſtandtheil bildet. Der Trieb der Geſticulation iſt, uns völlig unbewußt, noch jederzeit lebendig, und lenkt, ſelbſt in modernen Sprachen, bei verſchiedenen offen ſtehenden Möglichkeiten, die Wahl mit Vorliebe auf eine Benennung, die es geſtattet, ihm Genüge zu leiſten. — Ganz ähnlich iſt es mit der Schallnachahmung. Wie wir noch heute — freilich nur in einer Sprache, die wir außerdem verſtehen — in einzelnen Sprachlauten eine Analogie mit den Klängen der Außenwelt zu fühlen glauben, ſo wirkte ein gleiches Gefühl allerdings ſchon bei der Feſtſtellung der Worte mit; aber ebenfalls nur in ſoweit als die gefühlte Analogie eines der Motive bei der inſtinctiven Auswahl und Specialiſirung war, die der Gebrauch unter den an ſich gleichdeutigen Wörtern vollzog, und zwar mit noch geringerem Antheil, als die Geſticulation, da dieſe der urſprünglichen Natur der Sprachbildung näher ſteht. Wie ſehr die Rückſicht auf das Beſondere des zu bezeichnenden Klanges ſecundär iſt, ſieht man ſchon daraus, daß die Wirkung oft auf bloßen Flexionslauten beruht, oder nur bei einer ganz jungen Entartung der Wortgeſtalt noch aufzufinden iſt. So ſind z. B. in ſchmatzen, ſchnalzen, das z, in donnern das r, in rollen das l Flexionslaute, und in ziſchen kann weder z noch ſch urſprünglich ſein. Alle ſolche Wörter verlieren, in ihrer alterthümlichen Form geſehen, den Anſchein des Maleriſchen ganz oder doch zum allergrößten Theile; z. B. ſurren und ſchwirren haben in der Wurzel svar, im lateiniſchen sermo, Rede, weder lautlich noch begrifflich mehr etwas von einem ſpeciellen Naturklange an ſich. Die Sprache hatte je früher

um ſo weniger von dieſem Zuſammenhang mit der tönenden Natur, in dem man gerade vorzugsweiſe ihren Urſprung ſuchen wollte. Dieſer Zuſammenhang entſteht erſt in Folge einer Art von Anziehung, eines Triebes nach Ausgleichung zwiſchen dem Eindrucke des gehörten Klanges und des gehörten Wortes. — Endlich iſt unter den ſecundären Motiven, die bei Feſtſetzung des ſpeciellen Verbandes zwiſchen Begriff und Laut ganz unmerklich mitwirken, eines der wichtigſten die gegenſeitige Anziehung der Worte. In jedem Worte klingen eine unendliche Menge von Seelenregungen mit, die an den Laut geknüpft ſind, und die, ohne daß wir uns darüber Rechenſchaft geben können, auch in einem bloß ähnlichen Laute zum Theil ebenfalls noch mitklingen. Daher geben die Wörter zum Theil gegenſeitig einander ihre Färbung; auf die Bedeutung jedes Wortes in dem z. B. ein u vorkommt, wirkt, wenn auch noch ſo wenig, doch unausbleiblich, jedes in unſerer Seele ſchlummernde andere Wort mit u ein, und bei größerer Uebereinſtimmung im Laute wird auch die Wechſelwirkung größer. Es kann z. B. nicht fehlen, daß das Wort Gefühl in ſeiner Färbung etwas von dem Worte Gewühl inſluirt wird. Dem entſprechend iſt alſo auch eine Neigung vorhanden, eine noch ſchwankende Bedeutung nach der Seite hin ſich feſtſetzen zu laſſen, von wo die größte Summe von Anziehungen durch Lautähnlichkeit einwirkt. Es iſt dies eine Art von erweiterter Analogie, die ſich auf das Unbeſtimmtere, Dunklere erſtreckt. Aber ſolche in den ſubjectivſten Hintergrund unſrer Stimmung verwobene Antriebe ſind für die Sprachforſchung gleichgültig, da ſie ebenſo unfaßbar, als wechſelnd und dem Kern der Sprache fremd ſind. Das Bewußtſein von ihnen dient nur dazu, uns die ſubjectiven Täuſchungen mancher

ſprachlichen Speculationen zu erklären und uns vor ähnlichen zu ſichern. Das Reſultat, das ſich aus ſolchen Betrachtungen ziehen läßt, iſt, daß ſelbſt die in die Urzeit ſich verlierende Einwirkung der Geſticulation auf die Worte etwas Acceſſoriſches, den Laut nur Modificirendes iſt, und daß auch in ſolchen Fällen nicht auf eine urſprünglich naturgemäße Verbindung von Laut und Lautobject geſchloſſen werden kann. Der einzige Weg, die Bedeutung eines Lautes zu ermitteln, iſt der hiſtoriſche. So ſehr es möglich, oder ſogar wahrſcheinlich iſt, daß bhid zuerſt das Beißen bedeutet hat, ſo ſagt doch der Lippenlaut uns darüber nichts; er kann eben ſowohl von Wahlverwandtſchaft, als von Verwandtſchaft herrühren, ja auch keines von beiden: ob der Weg, den der Begriff eingeſchlagen hat, vom Zerbeißen auf das Zerreißen führt, oder umgekehrt, iſt eine Frage, die nur hiſtoriſch, unter Herbeiziehung aller dieſe Begriffe vereinigenden Wurzeln, und der ſämmtlichen Verkettung der Begriffe überhaupt, behandelt werden darf.

102 (S. 173.) Nur wenn die ſichtbare Bewegung im Sprachlaute enthalten iſt, nicht aber wenn es nur den Schall nachahmt, kann das Wort auch zum Ausdruck des Willens werden. Damit in irgend einer Form ein Ruf ausgeſtoßen werden konnte, wie „geh!“ — mußte die Bewegung des Gehens als Vorſtellung vor die Seele treten, und zwar auf eine analoge Weiſe, wie in dem Augenblicke, da das wahrgenommene Gehen durch das Wort wiedergegeben ward. Eine ſolche Analogie beſteht aber nur zwiſchen Sehen und Denken, nicht zwiſchen Hören und Denken. Wer will, daß jemand gehe, will nicht den Schall der Tritte, ſondern die anſchaulich räumliche Bewegung. Die Theorie der Schallnachahmung ſchließt alſo für die erſte Sprachperiode jede imperativiſche

Verwendung der Sprachlaute aus, was der wirklichen Entwickelung ſchwerlich entſprechend iſt.

103 (S. 175.) Von Schaarſchmidt's Verſuch, den Kratylos für unächt zu erklären, habe ich gänzlich abgeſehen. Dieſe Meinung, für die, wenn ſie mit den ſtärkſten kritiſchen Beweismitteln ausgerüſtet wäre, es keine andere Antwort gäbe als: unmöglich! wird kaum auf etwas Anderes als auf innere Gründe geſtützt, die auf ebenſovielen Mißverſtändniſſen beruhen. Wenn denn doch einmal ſubjective Gründe gelten ſollen, ſo mag es auch einer, den man allerdings fühlen muß: es iſt die Andacht, das eigenthümliche Gemiſch von Klarheit, Rührung und Erhebung, das ſo unter allen Menſchenſchöpfungen nur Plato's Bücher bewirken. Außer Benſey's Abhandlung hat auch manche treffende Bemerkung in dem Aufſatze von Alberti (Rhein. Muſ. Bd. XXII, 477 ff.) zur Aufklärung über den tiefen Sinn des platoniſchen Geſprächs beigetragen. Was den Grundgedanken betrifft, ſo bekenne ich, denſelben durch die erneuten Beſprechungen noch nicht für erſchöpft zu halten und keinen von den neuerdings aufgeſtellten, zum Theil ſchroff einander entgegengeſetzten Standpunkten ganz theilen zu können. Ueber den Zuſammenhang des Geſprächs mit Plato's Geſammtlehre und ſeine Stellung zu ſeinen Vorgängern hoffe ich mich bei einer andern Gelegenheit ausſprechen zu können. Was jedoch insbeſondere die jetzt ſo allgemein geltende Auffaſſung von Plato's Etymologien als Scherz betrifft, ſo iſt dieſe von Schleiermacher herrührende Anſchauung nach meiner feſten Ueberzeugung (die ich ſchon Urſpr. und Entw. S. 407 andeutungsweiſe ausgeſprochen habe) total irrig. Wenn, wie ſich nachweiſen läßt, faſt alle dieſe Etymologien durch das ganze Alterthum von

Grammatikern und Philoſophen geglaubt, und wenigſtens durchaus nicht ſpaßhaft gefunden worden ſind, ſo iſt nicht einzuſehen, warum Plato nicht von der Möglichkeit, daß dieſe Etymologien richtig ſeien, ebenfalls überzeugt geweſen ſein ſollte. Ich ſage von der Möglichkeit, denn auf Gewißheit machte die Etymologie noch bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts überhaupt keinen Anſpruch. Ob unter ſolchen Ableitungen einige ſind, die wir, von unſerm ganz andern Standpunkte aus, für richtig halten, oder nicht, iſt für dieſe Frage ganz gleichgültig. Die Mühe, die man ſich nun ſeit Jahrzehnten gibt, die Grenzen zu finden, wo in Plato's Etymologien der Scherz aufhört, iſt gänzlich verloren, wie ſchon die Ausflüchte hätten zeigen können, zu denen man ſich zu dieſem Zwecke gezwungen geſehen hat. Steinthal (in ſeiner Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bei den Griechen und Römern) ſucht eine Art von wehmüthiger Selbſtironie, Benſey warnende Beiſpiele gegen gewagte Etymologien in Plato's Ableitungen; wobei denn die augenſcheinlich eine ernſte Meinung zulaſſenden oder gar richtigen Ableitungen anfangen eine größere Schwierigkeit als die falſchen zu bereiten. Man frage ſich aufrichtig, ob nicht mit demſelben Rechte Bopp's und Grimm's Erklärung von Braut aus dem ſanskritiſchen prauḍhâ für Ironie und warnendes Exempel gehalten werden könnte; und ich mache mich anheiſchig, aus berühmten und mit Recht berühmten Büchern unſerer Zeit einen ganzen neuen Kratylos in dieſem Sinne zuſammenzuſetzen. Wie konnte Plato, wenn er auch ſelbſt höher ſtand, als ſeine Zeitgenoſſen und das ganze Alterthum nach ihm, Ariſtoteles eingeſchloſſen, der an Plato's Etymologien keinen Anſtoß nimmt und einige derſelben ſich zu eigen macht, wie konnte er, frage ich,

erwarten, daß man ſeinen Spaß verſtehen würde, und unter ſeinen Leſern auf lauter Schleiermacher rechnen? Konnte er hoffen, anderer Zeitgenoſſen Irrthümer zu widerlegen, indem er auf ſie in einer Weiſe einging, die mit der ihrigen zum Verwechſeln ähnlich geweſen ſein mußte? Was wäre das für eine Ironie, die von einer wiſſenſchaftlichen Wahrheit ſo geſchickt das Gegentheil ſagt, daß bis nach Jahrtauſenden kein Menſch auf den Gedanken kommt, es ſei dies Gegentheil nicht im Ernſte gemeint? Die Ironie des Sokrates beſtand in etwas ganz Anderem. Sie entſprach weſentlich dem griechiſchen Begriffe des Wortes; ſie war perſönlicher Art, eine künſtlich angewendete Beſcheidenheitsform, eine Verſtellung, die den Gegenſatz des falſchen Scheines, der Prahlerei bildete, ein Verſtecken und ſchelmiſches Verläugnen eigener Vorzüge, dissimulatio. Sokrates ſtellt ſich dumm, unwiſſend, zuweilen über fremde Thorheit als über große Weisheit verwundert; aber er ſagt nicht ſelbſt Thorheiten, die andere für Weisheit halten können. Indem Plato ihn nun eine wiſſenſchaftliche Anſicht von ſo poſitiver Art vortragen laſſen wollte, wie die ſprachliche im Kratylos, gerieth er mit der ſolches poſitive und beſonders grammatiſche Wiſſen von ſich ablehnenden Weiſe ſeines Sokrates in Widerſpruch; daher ironiſche Wendungen, in denen er ſich ſonderbar vorkommt, ſolche Dinge zu ſagen, und ſcheinbar zuweilen ſelbſt keinen Werth darauf legt. Man vergleiche z. B. die Art, wie die Beſprechung der Vocale und Conſonanten eingeleitet wird (p. 424). Wo Plato fürchten kann, lächerlich gefunden zu werden, da baut er ſelbſt durch Redensarten wie, es ſei freilich lächerlich, oder, man werde vielleicht darüber lachen, vor. Man weiß ja, daß Sokrates über grammatiſche Dinge

wirklich lächerlich gemacht worden war, und das auf eine furchtbar wirksame Weise, von Aristophanes. Plato mußte ihn also sagen lassen: ich weiß, daß Ihr mich auslachen werdet; aber ich habe dennoch Recht. Denn was können die Worte anders heißen: *γελοῖα μὲν οἶμαι φανεῖσθαι ..., ὅμως δὲ ἀνάγκη*; Ich glaube, es wird wohl lächerlich erscheinen, daß die Gegenstände durch Buchstaben und Silben nachgeahmt zur Darstellung gelangen; aber es ist nicht anders möglich" — (425)? Die Zurückführung der Urwörter auf göttlichen Ursprung, gleichsam ein deus ex machina, oder auf Entlehnung von den Barbaren, welche nämlich älter seien, oder die Berufung auf ein zu hohes Alterthum, welches die Erklärung unmöglich mache: das alles seien Ausflüchte, um über die Urwörter keine Rechenschaft geben zu müssen, während doch ohne diese auch jede Erklärung der secundären Wörter unmöglich sei. „Was ich nun aber selbst über die Urwörter denke," fährt sodann Sokrates fort, „scheint mir ganz drollig und lächerlich." Und was folgt nun? Der allgemein bewunderte Versuch über die Urbedeutung der Laute, den wohl Niemand für einen Spaß halten wird. Das Lächerliche, dem somit vorgebaut werden soll, besteht nicht in der Unwahrheit, sondern in der Seltsamkeit der Behauptungen. So wenn die Wörter auf fremdartig klingende Urwörter zurückgeführt werden, was dem naiven Gefühl einen lächerlichen Eindruck macht; wie denn z. B. Hermogenes über die Ableitung von *βλαβερόν* aus *βουλαπτερούν* sagt: „Eben war es mir gerade, als hättest du das Vorspiel zum Atheneliede geflötet, wie du so sagtest: bûlapterûn." Worauf Sokrates: „Ich bin nicht Schuld, Hermogenes, sondern Diejenigen, die das Wort gemacht haben." „Das ist wahr," sagt Hermogenes (418).

In dem Theile des Geſprächs, der die Wortableitungen enthält, nach Benſey's Ausdruck „ein brillantes etymologiſches Feuerwerk“ zu ſehen, „in welchem die Blitze des Scherzes, Spottes, Hohns, der Ironie und Perſiflage wie Raketen von allen Seiten ſprühen,“ iſt mir nicht möglich; um ſo weniger, als dieſer „größere Abſchnitt“, wie er mildernd genannt wird, von den 57 Seiten des Geſprächs (einſchließlich der etymologiſchen Betrachtungen auf S. 434, 437) deren einige 40, alſo augenſcheinlich den ganzen Kern des Dialogs enthält. Wie ſehr mir im Gegentheile auch der etymologiſche Theil mit Plato's Grundanſchauungen im Einklange zu ſein ſcheint, kann ich hier nicht ausführen; ich bemerke nur noch, daß für die Annahme, Plato habe mit ſeiner Etymologie die ſeiner Zeitgenoſſen lächerlich machen oder ironiſch auf ſie anſpielen wollen, ſogar noch der Nachweis fehlt, daß es eine ſolche Etymologie überhaupt gegeben hat. Der uralten ſprachlichen Spiele bedienten ſich freilich die Philoſophen zu Plato's Zeit ebenſo wie die Dichter; und dieſe Benutzung der Sprache konnte Plato unmöglich verſpotten wollen, da er ſie ſelbſt ganz ebenſo verwendet. Die Ableitung von σῶμα aus σῆμα (Crat. p. 400) wird auch im Gorgias (p. 493) im Namen „eines Weiſen“ erwähnt, und wirklich hat man auch hier von „deutlicher Ironie“ geſprochen (Schaarſchmidt a. a. O. S. 352), obſchon der Zuſammenhang eine ſolche offenbar verbietet; die Ableitung von Ἅιδης aus ἀειδές, die im Kratylos als gewöhnlich erwähnt, aber nicht angenommen wird, kommt nicht nur an derſelben Stelle des Gorgias, ſondern auch im Phaedon (die beide ohne Zweifel früher geſchrieben ſind) in einer eigenthümlichen Verwendung vor (p. 80), hinter der Ironie zu ſuchen ganz unmöglich iſt.

Während ſich alſo Plato in der gelegentlichen naturetymologiſchen Benutzung der Sprache zu ſeinen Zeitgenoſſen gar nicht im Gegenſatze befindet, konnte in der methodiſchen Behandlung der Etymologie im Kratylos eine ironiſche Beziehung noch weniger liegen, da im Gegentheile höchſt wahrſcheinlich Plato der Erſte war, der eine ſolche mit Bewußtſein und in einem unſern Begriffen von Etymologie dem letzten Zwecke nach übereinſtimmenden Geiſte verſucht hat. »*Πρώτῳ τὸν ὑπὲρ ἐτυμολογίας εἰςάγοντι λόγον Πλάτωνι*,« ſagt ſchon Dionyſius von Halikarnaß.

[104] (S. 177.) Dieſer Ausdruck, den Goethe aus Plotin kannte, iſt von Plato ſelbſt: Rep. VI, 508 (*ἡλιοειδέστατον*).

[105] (S. 178.) Crat. 422 sqq.

[106] (S. 180.) Plut. de plac. phil. IV, 19.

[107] (S. 181.) So erklärt Benſey (a. a. O. 288) ohne Zweifel mit Recht die Stelle 427 C. Aber „ſcherzhaft" ſind auch dieſe Etymologien nicht. Es finden ſich ganz ähnliche und durchaus ernſthaft gemeinte Beiſpiele dieſer Art bei den Stoikern. Außerdem iſt es auch vielleicht zu beachten, daß es nur Vocale (*α*, *η*, *ο*) ſind, für die Plato dieſe Rückſicht auf die Schriftzeichen annimmt.

[108] (S. 181.) Selbſt Jacob Grimm (Ueber den Urſprung der Sprache, Berl. Abh. 1851, S. 122) läßt ſich zu dem Ausſpruch verleiten: „Ohne Sprache, Dichtkunſt und die zur rechten Zeit ſich eingeſtellten Erfindungen der Schrift und des Bücherdrucks, würde die beſte Kraft der Menſchheit ſich verzehrt haben und ermattet ſein."

[109] (S. 181.) Plato's Ausdrucksweiſe ſelbſt kann dies beweiſen. Der Satz »*νόνομ' ἄρα ἐστὶν, ὡς ἔοικε, μίμημα φωνῆς ἐκείνου ὃ μιμεῖται*« (Crat. 423) iſt geradezu zweideutig, und nur das Vorausgehende entſcheidet, daß

φωνῆς nicht objectiver, ſondern ſubjectiver Genitiv iſt: „das Wort iſt Nachahmung der Stimme," d. h. von Seiten der Stimme, nicht „Schallnachahmung." Wie nämlich vorher von der Geberdenſprache geſagt war, „ſie wäre eine Nachahmung mittels des Körpers, indem der Körper das nachahmte, was er bezeichnen wollte," ſo auch hier: „der Name iſt eine Stimmnachahmung deſſen, was er nachahmt, und der mit der Stimme Nachahmende benennt, was er nachahmt." Die im letzten Theile des Satzes liegende Umkehr der Definition war nöthig, weil nur hieraus der Schluß gezogen werden konnte, der im Folgenden zurückgewieſen werden ſoll, nämlich, daß dann auch benenne, wer Thierſtimmen nachahmt. Wollte man hingegen überſetzen: „der Name iſt Nachahmung eines Schalles desjenigen, was er nachahmt," ſo würde die hiermit gegebene Definition im unmittelbar Folgenden nicht durch Beſchränkung berichtigt, ſondern völlig wieder umgeſtoßen. — Man ſieht leicht, daß Plato's Ausdrucksweiſe mit einem beſtimmten zu ſeiner Zeit vorhandenen Gebrauche der Verbindung μίμημα φωνῆς unverträglich iſt, zumal mit einem ſolchen, der ſeiner eigenen Meinung entgegengeſetzt war und mit dem er ohne Mißverſtändniß nicht zuſammentreffen konnte. Ebenſo klar iſt es aber auch, daß die aus dem Zuſammenhange geriſſene Definition Plato's faſt mit Nothwendigkeit auf ein ſolches Mißverſtändniß führen mußte. — Auch die Inder haben die Theorie der Schallnachahmung in einzelnen Fällen, beſonders zur Erklärung einiger Vögelnamen angewendet, wo ſie allerdings zuweilen ſehr nahe liegt und ſich von ſelbſt aufzudrängen ſcheint. (Man leſe die Stelle in Jaska's Nirukta III, 18). Von einer allgemeinen Theorie, einer Erklärung der Wurzeln und überhaupt der ganzen Sprache

aus Schallnachahmung, ist eine solche Annahme freilich weit entfernt; im Gegentheile wird offenbar ein jeder solcher Fall von Schallnachahmung als Ausnahme und aus dem System der Wurzeln heraustretend betrachtet. Wie alt ist übrigens das Nirukta, seinem commentirenden Theile nach, sowie es uns heute vorliegt? Man scheint in dieser Hinsicht viel zu freigebig mit Jahrhunderten zu sein. Ich kann überhaupt einen starken Zweifel nicht bergen, ob denn wirklich die indische Grammatik soviel älter als die griechische und so ganz unabhängig von ihr entwickelt sei. Die Bestimmungen der Lebenszeit des Panini, die doch immer nur auf Schlüsse basirt sind, welche um ein ganzes Jahrtausend über die ältesten Zeugnisse rückwärts gehen, können diese Zweifel nicht beseitigen, wenn gleich die Stütze, die Albrecht Weber für dieselben eine Zeit lang in einer buddhistischen Tradition gefunden, seit deren vollständigem Bekanntwerden hinfällig geworden ist. Goldstücker, der für Panini ein sehr hohes Alter in Anspruch nimmt, macht aus einer seiner Regeln (VI, 3, 115), wo von verschiedenen Zeichen am Ohre von Thieren die Rede ist, den Schluß, daß damals Schrift, namentlich Zahlenschrift, den Indern nicht unbekannt gewesen sein könne. Obschon die Stelle bei Panini mir dies noch nicht zu beweisen scheint, so kann ich es doch in der That kaum denkbar finden, daß Panini keine indische Schrift gekannt haben sollte. Nur glaube ich nicht, daß hiermit für das Alter der Schrift in Indien schon ein Beweis gewonnen ist, solange Panini's Zeitalter nicht fester steht. Falls indessen meine Nachweise über den Ursprung der Schrift (in einem auf der vorjährigen Philologenversammlung zu Würzburg gehaltenen Vortrage) begründet gefunden werden sollten, so würde eine

ſolche Zeichnung der Thiere und eine Zählung durch Striche vielmehr Vorläufer der Schrift ſein, und alſo ſchon darum bei Panini die Frage nicht entſcheiden. Es ſcheint mir eine Forderung der unbefangenen Kritik zu ſein, das Alter der indiſchen Grammatik nicht unnöthig zu erhöhen. Die Frage, ob barbaratâ im Rikpratiçakhja ein griechiſches Fremdwort ſei, iſt hierbei nicht ohne Bedeutung.

110 (S. 182.) Max Müller (Hist. of anc. Sanskr. Lit. p. 166 not. 2) ſagt mit Beziehung auf die oben (S. 20) angeführte Stelle: „This, together with the text, shows a clearer insight into the nature of Homonyma and Synonyma, or, as the Peripatetics called the latter, Polyonyma, than anything we find in Aristotle.“ Und ferner (ebend. S. 169): „We shall find as impossible as Yâska to lay down any rule why one of the many appellatives became fixed in every dialect as the proper name of the sun, the moon, or any other object; or why generic words (homonymes) were founded on one predicate rather than another... All we can say is what Yâska [?] says, it was so svabhâvataḥ, by itself, from accident, through the influence of individuals, of poets or lawgivers. It is the very point in the history of language, where languages are not amenable to organic laws, where the science of language ceases to be a strict science, and enters into the domain of history.“ Ich habe mir erlaubt, dem Worte svabhâvataḥ einen etwas anderen Sinn unterzulegen, als der berühmte Gelehrte, dem wir die Mittheilung dieſer Stelle verdanken. Der Ausdruck, der an das griechiſche φύσει erinnert, heißt hier ſchwerlich etwas Anderes, als „individuell,“ und Durga will nur die Thatſache conſtatiren, daß die Einzel-

bedeutung der Worte fixirt sei, keine Erklärung dieser Thatsache andeuten. In Müller's Darstellung ist der Gegensatz zwischen willkürlicher Wahl des Lautes für den Begriff, wie er sich z. B. in der Dialektverschiedenheit zeigt, und der des Wurzelbegriffs für den Gegenstand nicht klar auseinandergehalten. Die indische Stelle spricht nur von der letzteren; ohne jedoch, wie ich glaube, sich in dieser Hinsicht für die Willkür, den Einfluß von Individuen, von Dichtern und Gesetzgebern aussprechen zu wollen.

V.

111 (S. 186.) Besonders Steinthal und Lazarus haben, auf Herbart'sche Lehren weiterbauend, dem Begriff der Anschauung eine Anwendung gegeben, die ich durchaus nicht geeignet finden kann. Die Statuirung eines besonderen Vermögens, die sich an einen solchen Namen fast nothwendig knüpft, ohne daß doch zur Erklärung mit demselben etwas gewonnen wäre, hat immer etwas für die Philosophie Bedenkliches. Unter Anschauung wird theils etwas von der Sinnenwahrnehmung gar nicht Unterschiedenes verstanden, theils auch ein dunkles Etwas, welches, ohne daß die Bedingungen und Ursachen zu erkennen sind, die Einheit der Wahrnehmungen zu kleineren und größeren Complexen bewirken soll. Lazarus nennt die Süße des Zuckers anschaulich (s. z. B. „das Leben der Seele" II, S. 168), was nur heißen kann, daß das Süße Gegenstand der Sinnenwahrnehmung, des Geschmackssinnes sei. Steinthal definirt: „Die Anschauung von einem Dinge ist der Complex der sämmtlichen Empfindungserkenntnisse, die wir von einem Dinge haben. Man

ſieht die Farbe und Form des Tiſches, der Gefühlsſinn lehrt uns ſeine Härte, Schwere, das Gehör ſeinen Klang: alles zuſammen liefert die Anſchauung davon. Die Empfindung, weil ſie ihre Erkenntniſſe durch vereinzelte Organe gibt, verfährt allerdings analytiſch; die Anſchauung iſt eine Syntheſis, aber eine unmittelbare, die durch die Einheit der Seele gegeben iſt." Gerade die Anſchauung, dieſe Syntheſis, bewirkt aber, nach Steinthal, durch Reflexbewegung den Sprachlaut, das Wort; womit dem phyſiologiſchen Begriffe der Reflexbewegung eine Ausdehnung gegeben wird, von der ich nicht glaube, daß ein Naturforſcher ſie zugeſtehen kann. Steinthal ſpricht dann ſogar von einer „Anſchauung der Anſchauung," während es doch gewiß keine Empfindungserkenntniß geben kann, deren Gegenſtand die Anſchauung, d. h. der innere, gar nicht ſinnenfällige Vorgang des Anſchauens wäre; und Lazarus adoptirt auch dieſe Anwendung des Wortes, ſowie die Bezeichnung dieſer Anſchauung als „Vorſtellung." Auch gibt es, höchſt ſymmetriſch, eine „Vorſtellung der Vorſtellung" und einen „Begriff des Begriffs." Dabei ſoll nun die Anſchauung immer etwas Individuelles ſein, die Vorſtellung etwas Allgemeines, indem, wie Lazarus ſich ausdrückt, „die Geſammtheit aller Anſchauungen von gleicher Art den vereinigten Inhalt der Vorſtellung ausmache;" oder, nach Steinthal, „durch die Anſchauung der Anſchauung aber, oder durch das Wort, wird nicht bloß eine Anſchauungsſumme zu einer Einheit verbunden, ſondern es werden damit zugleich auch alle ähnliche Einheiten, d. h. alle Anſchauungsſummen, denen daſſelbe einheitliche Ding als Band angelegt wird, welche unter derſelben Anſchauung vom inſtinctiven Selbſtbewußtſein angeſchaut werden, zur Einheit einer Art

zuſammengefaßt. Der Menſch hat viele Anſchauungen vom Wolfe; ſie werden ſämmtlich unter derſelben Anſchauung des Zerreißenden angeſchaut oder vorgeſtellt. Es gibt alſo nur Eine Vorſtellung vom Wolfe und von jeder Anſchauung; und ſie iſt das Allgemeine, und das Wort bezeichnet die Art." Hier iſt, wie man ſieht, unter „Anſchauung der Anſchauung" nicht mehr bloß das Anſchauen oder Gewahrwerden des Anſchauens, ſondern auch das Anſchauen „unter derſelben Anſchauung" verſtanden, wie es das Wort, neben ſeinem Vernommenwerden, zugleich mitbewirkt. Dies gibt eine neue Definition der Sprache; ſie iſt hiernach: „der geiſtige Vorgang des Umwandelns der Anſchauung in Vorſtellung." Hier wird Vorſtellung genannt, was meiner Ueberzeugung nach vom Begriff durchaus nicht unterſchieden werden darf, und auch trotz aller beſonders von Lazarus darauf verwendeten Mühe klar zu unterſcheiden keineswegs gelingt. — Ich bemerke zur Vermeidung von Verwechſelungen, daß ich unter Vorſtellung etwas total Anderes verſtehe, nämlich nicht das höchſt Zuſammengeſetzte, was mit dem Begriff in Wirklichkeit zuſammenfällt, ſondern gerade das höchſt Einfache, das Element des Geiſtigen, die Erinnerung der Empfindung, der als Abbild wiederkehrende Sinneneindruck. Anſchauung gebrauche ich nur in Beziehung auf den Geſichtsſinn, als Vermögen der Auffaſſung der ſichtbaren Unterſchiede der Dinge, namentlich der Bewegung und Geſtalt. Dieſes Vermögen, und überhaupt das, Dinge wahrzunehmen, nehme ich keineswegs von vornherein als gegeben an, ſo daß ich eine ſolche „Syntheſis" nicht (wie Steinthal thut) auch bei dem Thiere ganz ebenſo wie bei dem Menſchen vorausſetze; ich glaube im Gegentheile, daß es ſich mit

der Sprache erſt entwickelt. Da ich ferner nicht annehme, daß die Wahrnehmung der Dinge vom Individuellen ausgeht und in der „Vorſtellung“ beim Allgemeinen anlangt, ſo bedarf ich auch nicht der Ausflucht einer rückläufigen Bewegung, um die Bereicherung, die der Begriff im Laufe des Bildungs- und Denkfortſchrittes erfährt, zu erklären. Vielmehr entſteht mit dem Worte ſofort auch ein Begriff, und dieſer wächſt, wie alle unſere Erkenntniß, nach zwei Richtungen zugleich, extenſiv und intenſiv, in das Große und in das Kleine, er wird umfaſſender und anſchaulicher. Wir ſehen mehr Menſchen, und den Menſchen genauer: beides geſtaltet den Begriff *Menſch* fortwährend um. Hierbei iſt aber wohl im Auge zu behalten, daß dieſer Vorgang ein *hiſtoriſcher* iſt, während es ſich z. B. bei Lazarus immer nur um *pſychologiſche* Vorgänge handelt, die in einem Individuum, etwa dem Kinde, ebenſowohl zu Stande kommen können.

112 (S. 188.) Essays XVI. Of Atheism.

113 (S. 191.) Ich bitte in dieſer Hinſicht zu vergleichen: Urſpr. und Entw. Anm. 112, wo ich zu ſpäterer Ausführung geſchichtliche Andeutungen namentlich in Betreff des Verhältniſſes von Pferd und Hund zu dem Menſchen gegeben habe. *Ebers* macht in ſeinem ſchönen Buche „Aegypten und die Bücher Moſe's“ eine ähnliche Bemerkung in Beziehung auf den Zeitpunkt der erſten Erwähnung des ägyptiſchen Pferdes in der Bibel (welches jedoch für dieſe die erſte Erwähnung des Pferdes überhaupt ſein mußte), und das Zuſammenfallen dieſes Zeitpunktes mit dem erſten Auftreten des Pferdes auf ägyptiſchen Denkmälern. Er irrt indeſſen ohne Zweifel in der Annahme, daß das ägyptiſche Pferd wegen der Aehnlichkeit der Race aus Arabien ſtammen müſſe.

(S. 222.) Ich habe (a. a. O.) bemerkt, daß in der Bibel ſich von dem in der nachchriſtlichen Zeit ſo berühmten arabiſchen Pferd keine Spur finde; daß die Araberſtämme oft, und immer mit Kameelen geſchildert werden, auf denen ſie plötzliche Ueberfälle machen und ebenſo ſchnell wieder verſchwinden. Dieſer merkwürdige Umſtand iſt ſogar direct bezeugt. Strabo ſagt bei der Schilderung des glücklichen Arabiens ausdrücklich: „An Vieh iſt kein Mangel; nur fehlen Pferde, Mauleſel und Schweine. Auch gibt es Vögel aller Art, mit Ausnahme von Gänſen und Hühnern.“ (XVI, p. 768.) Ebenſo von Nabatäa: „Die Schafe haben weiße Wolle; die Rinder ſind groß; Pferde hat das Land nicht, ſondern die Dienſte derſelben verrichten Kameele.“ (p. 784.) Höchſt bezeichnend iſt auch die Stelle Herodot's (VII, 86), wo bei Gelegenheit der Muſterung von Xerxes' Heere, am Schluſſe der Aufzählung der Reiterei, geſagt iſt: „Die Araber waren ebenſo bewaffnet wie die zu Fuße. Sie ritten alle auf Kameelen, die ebenſo ſchnell wie Pferde waren. Nur dieſe Völker ritten (ἵππευον). Die Zahl der Pferde war 80000, ohne die Kameele und Wagen. Die andern Reiter (ἱππέες) waren nach Schaaren geordnet, die Araber aber waren zuletzt geſtellt; da nämlich die Pferde die Kameele nicht vertragen, ſtanden ſie ganz hinten, damit die Pferde nicht ſcheuten.“ Ebenſo ſind die Reiter der Araber in dem Heere der Aſſyrer bei Xenophon (Cyr. II, 1) zu verſtehen. Ganz entſprechend iſt das Bild, das Abulfaradſch von dem Zuſtande der Araber vor Muhammed entwirft. Das arabiſche Pferd könnte alſo nur, und zwar erſt in nachchriſtlicher Zeit, aus Aegypten eingeführt ſein, nicht umgekehrt. Daß es nach Aegypten von Aſien aus gekommen ſei, iſt freilich nicht wohl zu bezweifeln. Aber dies müßte

dann jedenfalls von nördlicheren Theilen Aſiens aus geſchehen ſein, wo wohl die Heimath der Pferdes überhaupt zu ſuchen iſt. Was mögen nun aber die Urſachen geweſen ſein, die die Einführung des Pferdes nach Arabien und die große, nothwendig damit verbundene Veränderung in dem Leben der Araber bewirkt haben? Die Umwandlungen, die in der Bevölkerung der arabiſchen Halbinſel in den Jahrhunderten unmittelbar vor Muhammed nach neuen Unterſuchungen vor ſich gegangen ſind, mögen bei dieſer Frage in Betracht zu ziehen ſein. Aber der entſcheidende Einfluß iſt gewiß den Perſern und ihrer Reiterei zuzuſchreiben, insbeſondere den Kämpfen der Saſſaniden. Der berühmte, von Abulfeda erzählte „Krieg des Dahes“ zwiſchen den Badriten und Abſiten brach über den Wettlauf zweier Pferde Hodheifa's mit dem Hengſte Dahes und der Stute Algabra aus, die Kais ibn Zohair im Hedſchaz gekauft hatte; — nach Andern war Dahes Vater der Algabra und dieſe nicht gekauft, ſondern gezüchtet. Dieſe und ähnliche, eine hohe Bedeutung der Pferdezucht verrathenden Notizen, ſowie die erſten Erwähnungen der Reiterei, betreffen (wenn ich nicht irre, alle) erſt die Zeit Chosru's I., fallen alſo in das Jahrhundert vor Muhammed. Die Stellen, die ſich im Talmud auf die Araber beziehen, deuten auf einen Zuſtand, wie der von Abulfaradſch geſchilderte: der Araber iſt von ſeinem Kameele unzertrennlich; „der Araber mit aufgerichtetem Speere auf dem Kameele reitend,“ heißt es z. B. Bab. b. 74. Von Pferden der Araber iſt auch hier noch nirgends die Rede, und ſo möchte damit wohl die ziemlich genaue Zeitbeſtimmung für die erſte Einführung derſelben aus Perſien — mehr als 2000 Jahre ſpäter als ſie in Aegypten erſcheinen — gewonnen ſein. So jung

iſt das Pferd auf arabiſchem Boden, das manchen Naturforſchern als das „Urpferd“ gilt. — Nach Strabo war der Eifer für das Bogenſchießen und die Pferde (τῆς τοξικῆς καὶ ἱππικῆς ζήλος) von den Medern zu den Perſern gekommen. Nach Xenophon war vor Cyrus in Perſien kein Pferd zu finden (Cyrop. I, 3, vgl. Her. II, 80). Zu Herodot's Zeit waren dagegen Reiten und Bogenſchießen Hauptgegenſtände der perſiſchen Erziehung (Her. I, 136). Die Perſer bezogen ihre beſten Pferde aus Medien (Strabo a. a. O.), deſſen kälteres Klima der Natur des Thieres entſpricht. Ebenſo berühmt waren die armeniſchen Pferde; auch Cappadocien lieferte den Perſern deren 1500 als jährlichen Tribut. Unter Thogarma, von woher nach Ezechiel (27, 14) Tyrus ſeine Pferde bezog, wird theils Armenien, theils Cappadocien verſtanden. Beachtenswerth iſt auch, daß die Iſraeliten bei ihrem Einzug in Paläſtina beſonders bei den nördlichen Kanaanitern viele Pferde und Wagen vorfanden. — Gegen den Satz, daß in den älteren bibliſchen Büchern vom Reiten auf Pferden nicht die Rede, vielmehr die Wurzel rakab in Bezug auf das Pferd mit „fahren“ zu überſetzen ſei, hat Hr. Dr. Abraham Geiger Einwendungen gemacht, und es ſogar unbegreiflich gefunden, wie ich jenen Satz rechtfertigen wolle. Sein Widerſpruch iſt jedoch ebenſo unbegründet, wie er in der Form zuverſichtlich ausgeſprochen iſt. Daß rakab zugleich reiten und fahren heißt (das erſte z. B. immer, wenn von Eſeln und Kameelen, aber erſt ſpät, wenn von Pferden die Rede iſt) kann Niemand auffallen, der ſich erinnert, daß auch das engliſche to ride noch heute dieſelben beiden Bedeutungen hat. Wenn man freilich jede Stelle, wo in den bisherigen Ueberſetzungen reiten und Reiterei zu leſen iſt, als

Argument anführen zu dürfen glaubt, ſo mag man Recht haben zu ſagen, daß man meine Behauptung nicht begreife. Woher ſollten auch die Hebräer jener Zeit zur Kenntniß der Reiterei gekommen ſein, die die Aegypter, und bekanntlich ſelbſt die homeriſchen Griechen, nicht verwendeten? Herr Dr. Geiger muß Stellen wie „das Roß (Pharao's) und ſeinen Reiter (rokebo)“ in dem Liede am rothen Meer im Auge haben, wenn er die ſeltſame Behauptung aufſtellt, das Reiten auf Pferden komme in allen bibliſchen Büchern vor und „etwa nur 3. Moſ. 15, 9“ ſei das Fahren allein gemeint. Aber was die auf Aegypten bezüglichen Stellen betrifft, ſo ſind wir in der Lage, ſie auf den Denkmälern illuſtrirt zu ſehen, und mit Beſtimmtheit zu wiſſen, daß jene „Reiter“ Wagenlenker waren; wie ja der Text ſelbſt der pharaoniſchen Kriegswagen ſo deutlich Erwähnung thut, daß jedes Mißverſtändniß ausgeſchloſſen bleiben ſollte. Pharao hoch zu Roß — ſo etwas mag man in einem Bilderbuche des 17. Jahrhunderts finden; im Pentateuch darf man es nicht finden wollen. Für ganz beſonders entſcheidend ſcheint aber Geiger eine Stelle gehalten zu haben, die es in der That höchſtens für mich ſein kann. Er ſagt: „Der Verfaſſer wird wohl den Segen Jakob's als einen der älteſten Beſtandtheile der Bibel betrachten. Dort nun (1. Moſ. 49, 17) wird Dan einer Schlange verglichen, die dem Pferde in die Ferſen beißt, ſo daß der Reiter (rokebo) rücklings ſtürzt; rücklings aber ſtürzt nur der Reiter, wenn im Schmerze das Pferd ſich bäumt, nicht aber wer auf dem Wagen fährt.“ Herr Dr. Geiger möge mir verzeihen, wenn ich mich bei dieſem kleinen equeſtriſchen Excurs einer Aeußerung Jakob Grimm's erinnere, der einmal bemerkt, daß dem Sprachforſcher zuweilen auch „Laienkenntniſſe“ zu empfehlen ſeien. Warum

ſoll aber nicht rücklings ſtürzen, wer auf dem Wagen fährt? Man darf ſich freilich unter dieſem Wagen keine Kutſche denken. Die Kriegswagen der Alten — von dem des Amenophis bis zu dem des Darius in der „Alexanderſchlacht“ — ſind zweirädrig und von der Rückſeite offen, von wo aus ſie beſtiegen werden. In dieſem Wagen ſtand der Wagenlenker und wer ſonſt noch in demſelben fuhr. (Vgl. 3. Moſ. 15, 9, wo nur vom Stehen die Rede ſein kann, da das Sitzen V. 6 erwähnt war.) Nun denke man ſich das Pferd von einer Schlange angegriffen — ohne Zweifel von rückwärts; die Schlange, ein Bild der Tücke, ſoll ja hier gerade die Liſt des zum Lauern im Hinterhalte geſchickten Volksſtammes verſinnlichen. Das Pferd thut, was es in ſolchen Fällen immer thut: es bäumt ſich nicht, es ſchlägt aus, ſpringt nach vorn oder zur Seite; und auch wenn es ſteigt, kann die Wirkung kaum eine andere ſein: der Lenker, durch den plötzlichen Stoß aus dem Gleichgewicht gebracht, fällt rückwärts aus dem Wagen. Das Bild in dem Segen Jakob's trägt, beiläufig bemerkt, ein abſichtlich ägyptiſches Colorit. — Die weitere Ausführung des nicht unwichtigen Gegenſtandes iſt mir hier nicht möglich. Ich bemerke nur noch, daß das Pferd in Paläſtina ſich offenbar bis zur perſiſchen Zeit nirgends im Privatbeſitze befand. — Die Hebräer der alten Zeit kannten auch das Haushuhn nicht. Daß in Jemen jener „perſiſche Vogel“ ebenfalls nicht gefunden wurde, haben wir oben von Strabo erwähnt geſehen, und auch dem alten Aegypten war er ohne Zweifel fremd. Dagegen ſpielte die Gans und vor Allem, wie bekannt, die Katze bei den Aegyptern eine große Rolle; um ſo auffallender iſt die Nichterwähnung beider in der Bibel. Die Gans, den Indogermanen von

jeher unter dieſem Namen eigen, kommt in der Ilias nur wild, aber ſchon in der Odyſſee zahm vor.

[114] (S. 195.) Monboddo, Urſprung und Fortgang der Sprachen, überſetzt von A. Schmid. Riga 1784. S. 254. 256 f.

[115] (S. 198.) Ueber Umfang und Quelle der erfahrungsfreien Erkenntniß. Frankf. a. M. 1865.

Inhalt.

I.

Das Problem der Sprache und des Verſtändniſſes. Griechiſche Löſungsverſuche. Phyſis und Theſis. Repräſentanten der Theſis: Demokrit und Ariſtoteles; Harris. Unhaltbarkeit dieſer Theorie. Phyſis und deren beſondere Auffaſſung durch Epikur. Herder. Theorie der Schallnachahmung. Condillac. Die Stoiker und W. von Humboldt. Widerſpruch der Thatſachen gegen die Theorie der Phyſis. Die Sprachvergleichung; Wiſſenſchaft von den vorhiſtoriſchen Zuſtänden der Völker. Einfluß der Sanskritforſchung auf die Sprachwiſſenſchaft Europa's. Entdeckung der Inder von dem Urſprunge der Wörter aus Verbalwurzeln. Semitiſche Wurzelſammlung und Sprachvergleichung. J. ben Koreiſch und Abulvalid. Siebenſprachiges Lexicon des Caſtellus. Pott's indogermaniſches Wurzelwörterbuch. Veränderte Anſchauung von dem Beſtande der Sprache. Durchſchnittszahl der Sprachwurzeln nach Pott. Die Theorie der Schallnachahmung auf die Wurzeln angewendet. Verſuche Herder's und Steinthal's über „Blitz." Das Inſtinctive in der Sprachentſtehung; Renan. Heyſe's Empfindungslaute, Schallnachahmungen und Lautgeberden. Max Müller's myſtiſche Theorie. Der ſceptiſche Standpunkt in Betreff der Urbedeutung der Verbalwurzeln. Ausſprüche von Bopp, Steinthal, Benſey, Pott und Lepſius. Schleicher's Bemühung, die Frage nach dem Urſprung der Sprache aus der Sprachwiſſenſchaft zu verweiſen. Ausſichtsloſigkeit des bisherigen Weges . . . . . 1—46

II.

Mehrdeutigkeit der Wurzeln. Ob dieselbe ursprünglich sei? Meinungen Diefenbach's und Grimm's über diese Frage. Vorstellung von einer ursprünglichen Gesundheit und nachmaligen Entartung der Sprache. Zurückweisung dieser Ansicht. Beispiele von Bedeutungsscheidung. See; queen; Karl. Die allgemeine Ursache der Entwickelung der Sonderbedeutungen ist der Sprachgebrauch. Wesen desselben. Dialectverschiedenheit und Bedeutungswandel. Eine Katastrophe als Ursache der Sprachschöpfung ist nirgends bemerkbar. Allmähliche Begriffsfestsetzung in abgeleiteten Wörtern und Zusammensetzungen. Gleiche Entstehung der ableitenden Elemente selbst. Ausbildung der grammatischen Flexion und Analogie. Differenziirung der Endungen. Jugend der eigentlich grammatischen Begriffskategorien; die Ableitung der Wörter erfolgt ursprünglich nach andern Eintheilungsprincipien. Gegensatz zwischen Sprachgesetz und Sprachregel. Sprachgesetze entstehen ohne Bewußtsein. Lautgesetze, ihre complicirte Natur und Consequenz in Dialecten. Allmähliche Umbildung des Wortes in Lautgestalt und Begriffsfunction. Geltung derselben Ursache in den Wurzeln. Entwickelung der Bedeutungen Joch, Zwilling, Geschwister, Gatte, Ehe, Haus, Zaum, ziemen, Zunft u. a. aus einer einzigen Wurzel. Dieselben Begriffe in vielen andern Wurzeln entwickelt. Die Wörter Schwager, Schwester, Tochter, Sippe, Neffe, Nichte, Braut, Bruder; der Göttername Castor; sein, sieben; Ehe, Eid, Eidam u. a. Gleichgültigkeit des Lautes für den Begriff, und umgekehrt. Die Sonderbedeutung ist ein Resultat des Zufalls oder der Entwickelung . . 47—90

III.

Zustand der Wurzeln vor der Sonderung der Ableitungen. Allgemeiner Begriffsinhalt derselben. M. Müller's Folgerungen hieraus für einen ursprünglich hohen Geisteszustand des Menschen. Unmöglichkeit des Verständnisses bei der Annahme solcher Wurzeln. Pott über Vieldeutigkeit in der Sprache und seine Meinung von einer einheitlichen Grundbedeutung eines jeden Wortes. Unmöglichkeit der Sprachentwickelung aus eindeutigen Wurzeln. Letzte

Alternative. Der Menſch hatte dereinſt kein Mittel zur Bezeichnung des Speciellen. Fortſetzung der Analyſe der Wurzelbedeutungen. Die Urwurzeln noch vieldeutiger als die hiſtoriſchen Wurzeln. Das Problem der Vernunft. Das Allgemeine. Die Frage nach den Allgemeinbegriffen im Alterthum. Ideenlehre Plato's. Ariſtoteles. Die Nominaliſten und Realiſten. Nominalismus der arabiſchen Philoſophen und Buddhiſten. Locke. Sprachliche Seite der Frage. Kant. Nothwendigkeit der Erneuerung dieſer Unterſuchung. Unterſcheidung zwiſchen dem Einzelnen und Beſonderen. Objective Seite der Frage: die Differenzlirung in der Natur. Subjective Seite: der Allgemeinbegriff. Abweiſung der Annahme der Abſtraction als deſſen Entſtehungsurſache. Ob Phantaſie und Witz die Sprache geſchaffen haben können? Unzulänglichkeit jeder anderen als der hiſtoriſch-ſprachlichen Entſcheidung. Die Verwechſelung. Kindervernunft. Beſchränkung der Analogie derſelben mit dem Urzuſtande des Menſchen. Die Begriffe Baum und Fiſch. Entſtehung allgemeiner Begriffe aus ſpecielleren. Die Begriffe Thier, Vieh; Vogelartbenennungen. Vieldeutigkeit als Succeſſion. Allgemeiner Ausdruck des Bedeutungsentwickelungsgeſetzes. Grundbegriff von Karl, Korn u. a. Der Umfang deſſen, was bezeichnet werden kann, verſchwindet faſt bis auf Nichts. Identität von Bedeutungsentwickelung und Begriffsentwickelung. Der unendliche Diſcurſus. Stetigkeit deſſelben. Unzulänglichkeit einer im Allgemeinen bleibenden Etymologie. Wichtigkeit der Kenntniß ſpeciellſter Einzelheiten. Nothwendige Forderung an die Etymologie. Der Anfang der Sprache zeigt Unfähigkeit nicht nur des Bezeichnens, ſondern des Bemerkens. Prüfung dieſes Satzes an Beiſpielen der Bezeichnungsfolge. Das Extrem und die Verwechſelung: Farbenwörter; Nacht; Meer; Grund. Genetiſche Benennung: Figur, Zeichen, Geräth, Schiff; dumm, wahr u. a. Phänomenale Benennung: Kern, Schale, Rinde, Baum, Haut, Fleiſch, Leib u. ſ. w. Der Begriff entſteht durch das Wort; die Sprache iſt primär; vor ihr war der Menſch vernunftlos. Die Sprache Ausdruck der Geſichtswahrnehmung. Beiſpiel des Uebergangs auf andre Sinne: bitter und ſüß. Wichtigkeit des Geſichtsſinnes für den Menſchen. Unterſcheidung durch Geruchswahrnehmung bei den Thieren vorwaltend; Spürkraft der Naturvölker. Erſtes Object der Sprache. 91—145

IV.

Nicht jeder Gegenſtand der Geſichtswahrnehmung iſt Sprachobject. Entſtehung von Farbenbegriffen. Licht eine Farbe. Die Begriffe brennen, Blitz, leuchten, Tag u. a. Die menſchliche und thieriſche Bewegung in der Sprache. Baum und Korn; Erde, Meer, Himmel, Waſſer. Chaos des Begriffes. Metalle. Benennung von Thieren als farbige Dinge. Enge Begriffsſphäre in den Urbedeutungen der Wurzeln. Grundbegriff der Wurzel des Verbindens. Zuſammenhang der Begriffe Noth und Verwandtſchaft. Ob der erſte Sprachlaut jede ſichtbare Thierbewegung bezeichnet habe? Die Wurzel mrid nebſt ſchmunzeln, ſchmollen, ſchmeicheln, ſchmecken u. ſ. w. Maul, Mund, Maske, Miene. Schnauben, Schnauze, Naſe. Grinſen, Grimm, Gram; Verbindung zwiſchen grinſen und Grund. Thierlautbezeichnungen. Die Verzerrung des Mundes. Es kann nur Ein Object an den Sprachanfang geſetzt werden. Inwiefern daſſelbe Gehörobject geweſen? Erklärung des Verſtändniſſes und ſeiner Erhaltung. Uebergang des Begriffes von der Bewegung des Mundes und Auges auf die der Hand. Ob in blaſen, nieſen u. dgl. ſpecielle Nachbildungen zu finden ſeien? Unurſprünglichkeit und eingeſchränkte Möglichkeit ſolcher motivirten Differenziirung. Abweiſung der ſogenannten Lautmetapher. Die Sprache befindet ſich in dem erſten Moment auf dem Gebiete des Geſichtsſinnes. — Rückblick auf das Sprachproblem und ſeine Geſchichte. Wahrheit in den verſchiedenen Richtungen des Alterthums. Plato's Kratylos. Schallnachahmung und ſymboliſirende Mimik. Der indiſche Standpunkt und ſein Verhältniß zur Frage der Synonymie und Homonymie. Irrthum der Inder und Europäer in Betreff des gegenſeitigen Verhältniſſes der Begriffe. Geſetzliche Entwickelung des Begriffes . 146—183

V.

Weſen der vorzugsweiſe menſchlichen Seite der Geſichtswahrnehmung. Vermögen der Anſchauung. Zuſammenhang mit der Plaſtik. Die Vernunft iſt ein Vermögen der Unterſcheidung. Das Verhältniß zwiſchen Menſch und Thier. Dreifache Quelle der Vernunftähnlichkeit thieriſcher Handlungen. Umgang des Thieres

mit dem Menſchen. Wunderbares Verhältniß des Hundes zum Menſchen, religiöſe Natur dieſes Verhältniſſes. Bedeutende geiſtige Leiſtung des Hausthieres. Das Bellen ein Sprechverſuch. Mitleidenſchaft des Thieres mit dem ſprechenden Menſchen. Das Sprechen der Vögel. Steigerung der Fähigkeit des Hausthieres im Verfolge der Generationen. Gegenſatz von Inſtinct und Vernunft. Die Inſtincte der niedrigeren Thierarten ſind etwas Mechaniſches. Räthſel des collectiven Mechanismus im Bienenſtaat. Selbſtſtändig entwickelte Intelligenz höherer Thiere. Mißverſtändliche Uebertreibung derſelben. Monboddo über die mechaniſchen Kenntniſſe des Orang-Utangs. Syllogismus eines Papageis. Gegenſatz zwiſchen mechaniſch-richtiger Bewegung und mathematiſchem Bewußtſein. Unklarheit der Grundlage unſerer Mathematik. Forderung einer neuen Vernunftkritik. Irrthum Kant's. Die Vernunft als Entwickelung. Parallelismus zwiſchen geiſtiger und körperlicher Entwickelung. Die Entwickelung iſt nicht als Züchtung zu erklären. Das gemeinſame Princip der Vernunft- und Naturentwickelung iſt Differenziirung. Bedeutung des Zufalls. Demokrit und Epikur. Zwiefacher Mangel ihres Weltſyſtems. Das Element der Zeit, der Succeſſion und der Allmählichkeit. Die Entwickelung iſt die Fortſetzung des individuellen Wachsthums. Das Element des Innerlichen oder der Empfindung. Die Empfindung eine allgemeine Eigenſchaft der Dinge. Die Welt Bewegung und Empfindung . . . . . 184—208

Anmerkungen.

Seite

I. Rouſſeau über das Dilemma der wechſelſeitigen Bedingung von Sprache und Vernunft 211
Philoſophiſche Anſchauung Abulvalid's über Subſtantiva und Verba 212
Benfey über den begrifflichen Werth der Laute . . . 213
II. Demokrit's ſprachliche Kunſtausdrücke 215
Die Auffaſſung der Sprachentwickelung als Entartung (Desorganiſirung), nach Heyſe 216
Vathaba (arabiſch); consul, exul u. a. 217

		Seite
	Krischna, lat. canus	217
	Die gothiſchen Endungen nassua, nbni	218
	Das doppelte neuhochdeutſche au und ei in Dialecten	219
	Caterva	222
	Ἀναψιός, σύγγαμβροι, αἰλιοι	222
	Braut, Bruder	224
	Hebr. choten, cham; πενθερός, ἑκυρός; arabiſch chatanun; litth. szeszuras. Urſprünglicher Reichthum der Indogermanen an Verwandtſchaftsnamen. Verſchwinden eines ſolchen Reichthums hier wie bei den Semiten .	225
	Hebr. kallah, arab. kannatun, chatan	226
	Γαμβρός, νύμφη, σύννυμφοι, νυός, ruſſ. newjesta, lat. noverca	227
III.	Freien, Freund, par, pario, paro u. ſ. w. . .	229
	Herder, Locke, M. Müller und Pott über Witz und Phantaſie in der Sprache. Semitiſches zug aus dem griechiſchen ζεῦγος; ſanskr. jug	230
	Mangel an Fiſchnamen in der Bibel; tannin . . .	231
	Gebrauch von bestia bei Gajus und Ulpian. Hebr. chajjah und behemah	232
	Sanskr. kapota; γλαῦξ; aquila; περκνός; perca, porcus, πρόξ; Staar, ruſſ. skvorets, Sperber, Sperling	234
	Krauen, krayen, kratte; kernen; Kernfleiſch, Kerner; körnen; Kerner (Bohrer)	235
	Ueber vermeintliche Grundbedeutungen der Wurzeln .	236
	Nacht	236
	Sanskr. xup, καπνός, vapor, litth. kwapas. Ἱλαρος. Ἐνδελεχής. Goth. bnauan, χναύω, nagen u. a.	238
	Bitter. Functionsentwickelung durch Mißverſtändniß. Bilderbogen, Thierkreis, Friedhof; Kaninchen, Gießvogel	239
IV.	Sanskr. aktu, goth. uhtvo, altn. otta, Uechttaud; ignis; ſanskr. agni, angâra	240
	Hebr. schachor, ṣachor, zarach, chaṣir u. a.; ruſſ. tschërnyj, krasnyj; krasitj, kraska. Metatheſis im	

Seite

Griechiſchen, Slaviſchen und Sanskrit: πράσον; brahman; Garten; Gerſte, Borſte, Bart, Barte; hircus, hebr. sebrah (Gerſte), sair (Bock); πυῤῥός u. ſ. w. 241
Wurzel indh, lat. aestas, altd. eit, Eiter; ἰχώρ. Blut, Blüthe, engl. blush; ſlav. kwiat. Arabiſch zahratun. 243
Morgen; lat. marcidus, marcus, mergo; melken. Mittelhochd. brehen. Wechſel von r und l, h und bh. Lat. fulgeo u. a.; χαροπός, χλόη, ſanskr. harita, θερμός, χλιαρός, χρίω u. a.; φύρω, φάρμακον; Glut und Blut, glühen und blühen. Rückblick auf Steinthal's „Reflexlaut bhrak“ 243
Ueber Farbenwörter. Sanskr. asita. Farbenendungen: ſanskr. ita; lat. idus; na, ina, una; ra, la, u; lat. vus; i, ant; sa; anc, ça; οψ; anga u. ſ. w. Asinus, κίλλος, hebr. chamor. Sanskr. çona, suvarna, snar. Eiſen. Das ajas der indogermaniſchen Urzeit Eiſen, nicht Kupfer. Χαλκός, ruſſ. sheljezo . . . 245
Sanskr. koka. Entlehnte (dravidiſche) Pferdebenennungen. Semitiſches zeeb. Die weißen Haare bei Homer. Sanskr. vṛika und ṛixa, lat. vulpes, λύγξ, Luchs. Das Elenthier, ſanskr. ṛiça (Antilope). Sanskr. gaura, go. Sinha, sinhala, sinhâna; lat. sanguis. 249
Κῆδος, κηδνός. Freſſen. Μῖνος. Μῆνις, ſanskr. manju. Schmerz 250
Μίσ. Eindruck und Anziehungskraft des Auges . . 251
Die Geſticulation; Antheil derſelben bei dem Gedankenausdrucke der Urzeit und ihr Einfluß auf die Wortbildung. Geſticulation mittels der Sprachorgane. Einwirkung derſelben auf die Benennung der Sprachorgane. Aehnliche Verwendung von Schallnachahmung. Gegenſeitige Anziehung der Worte und ihre Wirkung bei Fixirung der Bedeutungen. Secundäre Natur aller dieſer Motive. Die Verbindung von Laut und Lautobject niemals urſprünglich 251
Imperativiſche Verwendung der Sprachlaute, im Widerſpruch mit einer den Schall darſtellenden Bedeutung . 255

Seite

Kratylos. Schaarschmidt's Verdächtigung der Aechtheit des Gespräch's. Neuere Besprechungen. Bekämpfung der Auffassung von Plato's Etymologien als Ironie . 256

Die Theorie der Schallnachahmung Plato noch unbekannt, vielleicht erst aus Mißverständniß eines Ausdrucks im Kratylos entstanden. Schallnachahmung bei den Indern, nur ausnahmsweise versucht. Zweifel über das hohe Alterthum der indischen Grammatik. Ob Panini Schrift gekannt? 261

„Svabhâvatah" bei Durga zu Nirukta I, 14 . . . 264

V. Ueber Anschauung, Vorstellung und Begriff . . . 265

Zur Geschichte des Pferdes. Das Pferd im alten Aegypten. Den Arabern im Alterthum fremd. Darstellungen der Araber in der Bibel, Stellen bei Strabo und Herodot. Schilderungen Abulfaradsch's. Das arabische Pferd aus Persien eingeführt. „Krieg des Dahes" und Abstammung der Stute Algabra, nach Abulfeda. Datum für diese und ähnliche Notizen. Die Araber im Talmud nicht auf Pferden. Das Pferd in Persien vor Cyrus nicht heimisch. Einführung aus Medien, Armenien, Cappadocien. Entsprechende Stelle Ezechiel's über die Einfuhr von Pferden nach Tyrus. Reiterei und das Reiten auf Pferden den älteren Büchern der Bibel unbekannt. Das Haushuhn. Gans und Katze 268

ISBN 616[illegible]8

Digitized by Google

70